

Altpreußische  
**Monatsschrift**

Begründet von **Rudolf Reicke** und **Ernst Wichert**.

Unter Mitwirkung von  
**Erich Joachim, Gottlieb Krause, Max Perlbach u. A.**

Herausgegeben

von

**August Seraphim.**

---

---

**Band 57** (der Provinzial-Blätter Band 124).

---

---

**KÖNIGSBERG I. PR.**  
**VERLAG VON THOMAS & OPPERMANN**  
(FERD. BEYER'S BUCHHANDLUNG).

1920.

# Inhalt des 57. Bandes.

An die Leser und Freunde der Altpreussischen Monatsschrift.

## I. Aufsätze.

	Seite
Die Beziehungen der Hohenzollern zu Ostpreussen. Von Prof. K. Jörgens-Insterburg . . . . .	1—29
Ein Brief von Wilhelm Cruse. Mitgeteilt von Prof. Dr. O. Clemen-Zwickau . . . . .	30—35
Eduard Andersons Kriegstagebuch (Schluss) . . . . .	36—48
Vier Königsberger Briefe von Eduard Flottwell. Von Prof. Dr. Manfred Laubert-Breslau . . . . .	49—54
Idealismus gegen Realismus. Von Dr. Christoph Schwantke	55—66
Fünf Briefe von Christian Jakob Kraus. Mitgeteilt von Bibliotheksdirektor Geh. Reg.-Rat Dr. Alfred Schulze-Königsberg . . . . .	67—83
Zur transzendentalen Deduktion der Analogieen. Ein Schlusswort von Artur Jacobs-Essen . . . . .	84—94
Von Masurischen Gütersitzen mit besonderer Beziehung auf das 16. bis 18. Jahrhundert. IV. Gehlweiden im Kr. Goldap. Von Dr. G. Sommerfeldt-Dresden . . . . .	95—121
Immanuel. Von Prof. Dr. W. Uhl-Königsberg. Mit 2 Taf. 122—136, 210—226	
Siegfried Körte. Von Dr. Georg Dirichlet-Königsberg † . . . . .	145—169
Nachwort des Herausgebers zur Biographie Siegfried Körtes . . . . .	170
Gertrud Moller, die Pregelhirtin I. Von Studienrat E. Kaminski-Merseburg . . . . .	171—209, 217—234
Die fünf Agendenreformen unter Herzog Albrecht. Von Lic. Benrath, Pfarrer in Marienburg. Mit 1 Taf. . . . .	235—264
Ein neues Kantbuch. Von Otto Schöndörffer, Studienrat in Königsberg . . . . .	265—274
Vom Einflusse ostpreussischer Schriftsteller auf Frankreich. Von Studienrat Dr. Arthur Laudien-Hamburg . . . . .	275—280
Ferdinand Gregorovius als Dichter. Von Dr. Max Lehnerdt, Studienrat in Königsberg . . . . .	281—296
Eichendorff und die Marienburg. Von Prof. Dr. W. Ziesemer in Königsberg. . . . .	296—319

## Kleine Mitteilungen.

G. K. Das letzte Zeugnis Kants . . . . .	140
G. K. Hartnäckige Druckfehler, Zurechtstellung . . . . .	141

## Besprechungen.

Manfred Laubert, Eduard Flottwell. Besprochen von Prof. Dr. Seraphim-Königsberg. . . . .	142—143
--	---------

## Sachregister zum 57. Bande.

	Seite
Analogieen: s. Philosophie.	
Anderson, Eduard: Kriegstagebuch . . . . .	36—48
Cruse, Wilhelm: Ein Brief von —. Mitgeteilt von Prof. Dr. O. Clemen . . . . .	30—35
Eichendorff und die Marienburg Von Prof. Dr. W. Ziese- merekönigsberg . . . . .	296—319
Flottwell, Eduard: Vier Königsberger Briefe von —. Von Prof. Dr. Manfred Laubert . . . . .	49—54
Manfred Laubert: Eduard Flottwell. Besprochen von Prof. Dr. A. Seraphim . . . . .	142—143
Frankreich: vgl. Ostpreussen.	
Gregorovius, Ferdinand: Ferdinand Gregorovius als Dichter. Von Dr. Max Lehnerdt-Königsberg . . . . .	281—296
Idealismus: s. Philosophie.	
Kant: G. K. Hartnäckige Druckfehler, Zurechtstellung . . . . .	141
— G. K. Das letzte Zeugnis Kants . . . . .	140
— Immanuel. Von Prof. Dr. W. Uhl-Königsberg . . . . .	122—139, 210—216
— Ein neues Kantbuch. Von Otto Schöndörffer . . . . .	265—274
— vgl. Philosophie.	
Königsberg: s. Flottwell, Kant, Kraus, Moller.	
Kraus, Christian Jakob: Fünf Briefe von —. Mitgeteilt von Geh. Reg.-Rat Dr. A. Schulze . . . . .	67—83
Körte: Siegfried Körte. Von Dr. Georg Dirichlet † . . . . .	145—169
— Nachwort des Herausgebers dazu . . . . .	170
Marienburg: s. Eichendorff.	
Masuren: Von Masurischen Gütersitzen IV. Von Dr. G. Sommer- feldt . . . . .	95—121
Moller, Gertrud: Gertrud Moller, die Pregelhirtin. Von Dr. E. Kaminski . . . . .	171—209, 217—234
Ostpreussen: Vom Einflusse ostpreussischer Schriftsteller auf Frankreich. Von Dr. Arthur Laudien . . . . .	275—280
— vgl. Hohenzollern, Masuren.	
Philosophie: Idealismus gegen Realismus. Von Dr. Christoph Schwantke . . . . .	55—66
— Zur transzendentalen Deduktion der Analogieen. Ein Schluss- wort von Arthur Jacobs . . . . .	84—94
— vgl. Kant.	
Realismus: s. Philosophie.	

## Verfasser-Verzeichnis zum 57. Bande.

Anderson, Eduard: Kriegstagebuch (Schluss) . . . . .	36—48
Benrath, Lic.: Die fünf Agendenreformen unter Herzog Albrecht . . . . .	235—264
Clemen, Otto: Ein Brief von Wilhelm Cruse . . . . .	30—35
Dirichlet, Georg †: Siegfried Körte . . . . .	145—169

	Seite
Jacobs, Arthur: Zur transzendentalen Deduktion der Analogieen. Ein Schlusswort . . . . .	84—94
Jürgens, K.: Die Beziehungen der Hohenzollern zu Ostpreussen	1—29
Kaminski, E.: Gertrud Moller, die Pregelhirtin . . . . .	171—209, 217—234
G. K.: Das letzte Zeugnis Kants . . . . .	140
— Hartnäckige Druckfehler . . . . .	141
Laubert, Manfred: Vier Königsberger Briefe von Eduard Flottwell . . . . .	49—54
Laudien, Arthur: Vom Einflusse ostpreussischer Schriftsteller auf Frankreich . . . . .	275—280
Lehnerdt, Max: Ferdinand Gregorovius als Dichter . . . . .	281—296
Schöndörffer, Otto: Ein neues Kantbuch . . . . .	265—274
Schulze, Alfred: Fünf Briefe von Christian Jacob Kraus . . . . .	67—83
Schwanter, Christoph: Idealismus gegen Realismus . . . . .	55—66
Seraphim, A.: An die Leser u. Freunde der Altpr. Monatschrift — Nachwort zur Biographie Siegfried Körtes . . . . .	170
— Rezension von Lauberts E. Flottwell . . . . .	142—143
Sommerfeldt, Gustav: Von Masurischen Gütersitzen IV . . . . .	95—121
Uhl, Wilhelm: Immanuel . . . . .	122—139, 210—216
Zieseemer, Walter: Eichendorff und die Marienburg . . . . .	296—319

# Altpreußische Monatsschrift

Begründet von **Rudolf Reicke** und **Ernst Wichert**

Unter Mitwirkung von  
**Erich Joachim, Gottlieb Krause, Max Perlbach** u. A.

Herausgegeben  
von  
**August Seraphim.**

---

**Band 57** (der Provinzial-Blätter Band 123).  
**1. Heft.**  
**Januar—März 1920.**

---

KÖNIGSBERG I. PR.  
VERLAG VON THOMAS & OPPERMANN  
(FERD. BEYER'S BUCHHANDLUNG).  
1920.

*5. 1779.*

**Alle Rechte bleiben vorbehalten.**

Herausgeber und Mitarbeiter.

## An die Leser und Freunde der Altpreuss. Monatsschrift.

Wie alle wissenschaftlichen Zeitschriften leidet auch die Altpreussische Monatsschrift schwer unter der Ungunst der Zeiten. Es ist zwar möglich geworden, ihr Fortbestehen zunächst zu sichern, wenn auch der Umfang der Zeitschrift infolge der ganz unverhältnismässig gestiegenen Herstellungskosten gegen früher herabgesetzt werden muss. Soll aber die einzige wissenschaftliche Zeitschrift allgemeinen Charakters, die unsere Provinz besitzt, dauernd erhalten bleiben, so bedarf sie in erhöhtem Masse der werktätigen Unterstützung weiterer Kreise. Noch immer ist die Zahl der Abonnenten sehr klein und beschränkt sich zum grösseren Teil auf Bibliotheken, Schulen und öffentliche Körperschaften. Es ist verständlich, dass heute viele gezwungen sind, sich in dem Halten von Zeitschriften Beschränkung aufzuerlegen. Es ist aber ebenso sicher, dass auch viele, die dazu sehr wohl in der Lage wären, auch solche Zeitschriften nicht durch ihr Abonnement fördern, deren Eingehen sie gewiss bedauern würden. Wir bitten daher, der Altpreussischen Monatsschrift durch eigenes Abonnement und das Werben von Abonnenten den dauernden Fortbestand zu sichern. Zugleich aber ergeht an alle diejenigen, die sich mit unserer Provinz, sei's ihrer Geschichte, Landeskunde, Geistesgeschichte, ihren wirtschaftlichen Verhältnissen usw. wissenschaftlich beschäftigen, die herzliche Bitte, bei der Veröffentlichung ihrer Arbeiten die Altpreussische Monatsschrift nicht zu übergehen. Mit Rücksicht auf den sehr beengten Raum und auf die zu erstrebende Mannigfaltigkeit des Inhalts sind in erster Reihe kürzere Beiträge willkommen.

**Der Herausgeber.**

# Die Beziehungen der Hohenzollern zu Ostpreussen.

Zur Erinnerung an die Vereinigung des Herzogtums Preussen  
mit Brandenburg 1618. \*)

Von Professor a. D. **Karl Jörgens**-Insterburg.

Die Beziehungen der Hohenzollern zu Preussen begannen schon vor 400 Jahren. Im Jahre 1511 wählte der deutsche Ritterorden den Hohenzollern Albrecht aus der Linie Baireuth-Culmbach zum Hochmeister. Der Orden hatte, wie bekannt, im Jahre 1466 das Land westlich der Weichsel, das Kulmerland, das Gebiet von Marienburg, Christburg und Elbing, sowie das jetzige ostpreussische Bistum Ermland an Polen abtreten und den Osten, der ihm im Städtekriege treugeblieben war, zu Lehen nehmen müssen. Die Ritter hatten jedoch ihre Hochmeister bei der Wahl stets verpflichtet, den Lehnseid zu verweigern, da der Orden auf diese Weise die Fiktion der Unabhängigkeit weiter aufrecht erhalten wollte. Das geschah auch jetzt, und es kam deshalb zum Kriege, der ungünstig verlief und 1521 zu einem fünfjährigen Waffenstillstande führte, während dessen ein Schiedsgericht entscheiden sollte, das aber nicht in Tätigkeit trat. Deshalb trat Albrecht mit vielen Rittern aus dem Orden aus, dessen Regel der um Rat gefragte Luther als „töricht und unsinnig“ bezeichnet hatte, und nahm im Frieden zu Krakau am 10. April 1525 das Land als weltliches Herzogtum zu Lehen.

\*) Der Verfasser ist sich bewusst, Fachleuten d. h. Historikern im einzelnen nichts Neues zu bieten; da aber diese Zeitschrift auch von Nichtfachleuten gelesen wird, und seines Wissens eine Zusammenstellung gerade über dieses Thema bisher nicht erschienen ist, meint er diesen Aufsatz bringen zu dürfen.

Der Verfasser.

Die Redaktion hat dem Aufsatz um so lieber Raum gegeben, als gerade jetzt zur Festhaltung der geschichtlichen Wahrheit nicht oft genug daran erinnert werden kann, was wir dem verehrten Herrscherhause der Hohenzollern verdanken.

Der Herausgeber: Prof. Seraphim.



Hier war seit 1523 die evangelische Lehre durchgeführt worden, der auch Albrecht bei seinem Aufenthalt in Deutschland in der Zeit des Waffenstillstandes gewonnen war. Der Herzog gab dem Lande nun eine Kirchen- und eine Landesordnung. Das Land wurde in Amtshauptmannschaften geteilt, und als Regierung die Ober- oder Regimentsräte eingesetzt, die aus den Amtshauptleuten von Brandenburg, Schaaken, Fischhausen und Tapiaw genommen werden mussten, also aus dem einheimischen Adel, und daher auch den Eid auf die Verfassung leisteten, die die Privilegien der Landstände enthielt. Es waren der Obermarschall, der Oberburggraf, die Landhofmeister und der Kanzler, in deren Abhängigkeit der Herzog schliesslich geriet, indem er in seinen Massregeln an ihre Zustimmung gebunden wurde, was in der Regimentsnotel von 1542 festgesetzt und 1566 bestätigt wurde. Albrecht sorgte für die Bildung seines Landes, indem er zunächst 1541 eine höhere Schule, das Particular, in Königsberg gründete. Dieses wurde auf Betreiben seines ersten Rektors Georg Sabinus, Schwiegersohnes von Melancthon, aber 1544 in eine Universität, die Albertina, verwandelt, und diese am 17. April eingeweiht. Dann wurden Lateinschulen in Lyck und Rastenburg 1546, in Bartenstein 1554, in Tilsit 1558 ins Auge gefasst, jedoch erst 1575 ihre Einrichtung angeordnet und sie wegen Geldmangels gar erst 1587 eröffnet.

1526 hatte sich Albrecht mit Dorothea von Dänemark verheiratet, die ihm bei ihrem Tode 1547 aber aus der kinderreichen Ehe nur eine Tochter hinterliess. Daher vermählte er sich 1550 zum zweiten Male mit Anna Maria von Braunschweig, die ihm 1553 einen Sohn gebar. Da kein weiterer Erbe zu erwarten war und auch in Ansbach-Baireuth die Nachfolge nur auf zwei Augen stand, bewarben sich die Kurfürsten von Brandenburg um die Mitbelehrung, die sie 1569 nach dem Tode Albrechts (1568) auch erhielten. Vor der Erbhuldigung mussten sie aber den Ständen, namentlich dem Adel, eine Anzahl Privilegien bewilligen, da derselbe unterdes allmächtig geworden war. 1563 hatte nämlich Albrecht einen Schlaganfall erlitten, der ihn körperlich und geistig hinsiechen liess. Daher hatte sich eine schlimme Günstlingsregierung aufgetan, die erst 1566 unter Einmischung Polens, die die

Stände angerufen hatten, gewaltsam gestürzt wurde. Und nun hatte der Landtag folgendes festgesetzt:

1. Kein Fremder darf in Preussen ein Amt bekleiden.
2. Ohne Zustimmung Polens und der Stände darf der Herzog kein Bündnis schliessen.
3. Verletzt er die Rechte und Privilegien des Landes, so steht der „Landschaft“ die Berufung an Polen zu, was ihr nicht als „Rebellion, Widersetzen oder Aufruhr“ ausgelegt werden durfte.
4. Die „Landschaft“ d. h. der hohe Adel, der sich als Herren und Landräte bezeichnete (Landräte waren zunächst die vier oben genannten Amtshauptleute, später (seit 1605) zwölf, worunter da auch städtische waren) und die vier Oberräte sind für die Handlungen des Herzogs „seines hohen Alters (er war 76 Jahre alt), seiner Schwachheit und Abnehmens“ wegen verantwortlich und erteilen die Erlaubnis zum Zutritt zu ihm und seinem Sohne. So lag die ganze Regierungsgewalt in den Händen des Adels. Albrecht starb 1568 in Tapiau. Zu seinem 400jährigen Geburtstage (1890) wurde sein Standbild vor dem Königsberger Schlosse enthüllt.

Albrechts Nachfolger Albrecht Friedrich wurde 1573 geisteskrank und kam 1577 unter die Vormundschaft des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach-Baireuth, der es bei Polen durchsetzte, dass er als Herzog, nicht nur als Regent die Regierung führte. Da nun die Stände, schon damit nicht zufrieden, trotz des 1578 geleisteten Treueides ihm viele Schwierigkeiten machten, trat er sehr energisch auf und setzte seinen Willen stets durch, so dass er die letzten acht Jahre mit Ausnahme von 1602 keinen Landtag berief. U. a. liess er sich nicht bewegen, die 1587 durch Konsistorien ersetzten Bischöfe von Samland und Pomesanien wieder einzuführen.

Als er 1603 gestorben war, ging Vormundschaft und Regierung nach langen Verhandlungen 1605 auf Joachim Friedrich von Brandenburg über, der zur Unterstützung des brandenburgischen Erbrechts sich 1603 mit der jüngsten Schwester seiner Schwiegertochter verheiratet hatte, über und nach seinem Tode (1608) auf

seinen Sohn Johann Sigismund, seit 1594 Gemahl der ältesten Tochter Albrecht Friedrichs. Dieser erbte dann nach dessen Tode (28. August 1618) das Land.

Die preussischen Stände waren mit dieser Lösung in kurz-sichtigem Egoismus wenig zufrieden; daher stellten sie bei der Erbhuldigung schwere neue Forderungen und zeigten sich so hartnäckig, dass Joachim Friedrich schleunigst wieder abreiste. Ebenso hatte der zurückgebliebene Kurprinz über den Widerstand der Stände gegen das „märkische Regiment“ zu klagen. Denn sie fürchteten für ihre Privilegien und Rechte — sie hatten das Mitbestimmungsrecht für Abgaben, Gesetze, kirchliche Angelegenheiten und Landesverteidigung —. Worin bestand nun aber ihr Mitregieren? Fast ausschliesslich in schriftlichen Bedenken der drei Stände: Herren und Landräte, Ritterschaft und Adel und Städte gegen die Vorschläge des Herrschers, durch die sie dieselben ablehnen oder abändern konnten. Sie taten das denn auch in reichstem Masse, machten namentlich Geldbewilligungen von der Abstellung ihrer „Beschwerden“ über angebliche Missachtung ihrer Privilegien abhängig und betonten, dass sie überhaupt nur aus freiem Willen, nicht aus „schuldiger Pflicht“ Geld bewilligten. Dazu kam dasselbe nicht in die Hände des Herrschers, sondern in die drei „Kreiskasten“ für Samland, Natangen und Oberland in Königsberg, Bartenstein und Osterode, die die Kastenherren verwalteten, welche den Oberkastenherren, den Vorstehern des „Landkastens“ unterstanden. Johann Sigismund erhielt daher Vormundschaft und Regierung erst 1611 unter den härtesten Bedingungen, und der Widerstand wurde nach 1618 noch ärger. Denn der nunmehrige Herzog war 1613 zur reformierten Lehre übergetreten, die den Preussen ein Greuel war. Daher setzten die Stände durch, dass er sich mit folgendem Landtagsbeschluss einverstanden erklärte: „Im Lande darf keine andere als die katholische und augsburgische Religion gelehrt und kein anderer Beamter werden, der nicht katholisch oder augsburgisch sei oder werden wolle.“ Da er so bald (23. Dez. 1619) starb, kam es allerdings weiter zu keinen Konflikten, und Georg Wilhelm konnte durch Begünstigung der gemässigten Elemente gegenüber extremen, zu denen besonders die drei Städte Königsberg zählten, und die An-

fall an Polen für wünschenswerter hielten, im Oktober 1620 ohne besondere Bedingungen die Huldigung und wegen der schwedischen Kriegsgefahr am 21. September 1621 auch die Belehnung erlangen. Als er nun 1632 nach Preussen kam, empfing ihn Königsberg mehr als unhöflich, und er ging nach Insterburg, wo seine Gemahlin mit ihrem Hofstaat eine Patenstelle bei dem Kinde eines angesehenen Bürgers übernahm. Da das Verhältnis zu den Ständen sich allmählich besserte, war Georg Wilhelm seit 1636 bis zu seinem Tode (1. Dez. 1640) dauernd in Preussen, zwei Jahre lang, darunter 1639 kurze Zeit in Insterburg, auch der Kurprinz. 1643—48 wohnte dann Georg Wilhelms Schwester, die Witwe Gustav Adolfs von Schweden, in Insterburg.

Dem Grossen Kurfürsten gestattete der König von Polen erst nach langen Verhandlungen die Uebernahme der Regierung am 21. April 1641, und erst am 8. Oktober wurde er belehnt. Das war nur möglich geworden nach langwierigem Streit mit den Ständen auf dem vom 4. Juni 1640 bis 12. Dezember 1641 währenden Landtag und unter demütigenden Bedingungen gegenüber Polen. An Polen musste er

1. jährlich 30 000, wenn der polnische Reichstag Kriegssteuern ausschrieb, sogar 60 000 Gulden zahlen und 100 000 von den Hafenzöllen abgeben,
2. die Besatzungen der Seefestungen Memel und Pillau auch den König von Polen den Treueid schwören lassen,
3. Polen im Kriegsfall Hilfe leisten,
4. die Berufung der Stände an Polen zulassen.

Diesen musste er ausserdem folgendes gewähren:

1. Nur Inländer dürfen Grundbesitz und Aemter innehaben, wovon aber die Calvinisten ausgeschlossen bleiben,
2. die Katholiken mussten grössere Freiheiten erhalten.

Der Kurfürst-Herzog hatte (nach Baczko) nur folgende Rechte:

1. Das Recht, den Ständen Vorschläge in betreff der Abgaben und der Gesetzgebung zu machen,
2. den Genuss ihrer Bewilligungen,

3. die Besetzung einiger Stellen oder auch nur die Auswahl aus den dazu Vorgeschlagenen,
4. das Begnadigungsrecht.

Er stärkte seine Stellung aber dadurch etwas, dass er die Oberräte, deren Titel Regimentsräte er abschaffte, allmählich ganz zu nur ihm allein verpflichteten Beamten und seinen ausführenden Organen machte. Auch entzog er ihnen fast die gesamte Kammerverwaltung, d. h. die Verwaltung der Einkünfte aus den Domänen und den Regalien, über die er einen Kammermeister setzte. 1646 wurde die Postverbindung Memel-Berlin-Cleve eingerichtet, die nur 10 Tage brauchte. Die ständischen Verhältnisse waren 1655 so, dass ein Stand dem anderen entgegenarbeitete: „Die Universität,“ schrieben kurfürstliche ausserordentliche Gesandte, „die Geistlichkeit, die 3 Städte Königsberg sind gegen die Oberräte, die Ritterschaft ist unter sich uneins in Religions- und Ständesachen; ihnen insgesamt sind die Pächter und die Pfandinhaber der kurfürstlichen Güter zuwider. Dann wieder haben die Oberräte Streit mit dem Hofgericht; die von der Ritterschaft sind wider die Städte; die kleinen Städte wider die grossen, in den Städten der Rat wider die Gemeine, die Zünfte und Handwerker wider den Rat und die Kaufleute.“ Wegen dieser Uneinigkeit erlangten die Abgesandten eine Akzise, über die das „Kriegskommissariat“ allmählich frei verfügte, das daneben auch unbewilligte Steuern ausschrieb und eintrieb.

Mit diesem Gelde wurden wegen des schwedisch-polnischen Krieges 7000 Mann Milizen und 4000 Angeworbene aufgestellt. Der Kurfürst wusste nun in diesem Kriege, auf diese und seine übrige Kriegsmacht gestützt bald die eine bald die andere Partei nehmend, bekanntlich die Erlangung der Souveränität durchzusetzen. Leider erlitt das Land durch einen furchtbaren Tatareneinfall 1656 zu 57 schwere Verluste: es wurden 13 Städte, 249 Dörfer, 37 Kirchen eingeäschert, 23 000 Menschen getötet, 34 000 weggeschleppt und über 80 000 starben dann noch an Hunger und Pest, also wurde Ostpreussen überall, wo die Tataren hinkamen, in eine Wüste verwandelt, um 137 000 Menschen ärmer. (Vgl. Gesamtverlust der Deutschen 1870/71: 129 700 und den durch den Russeneinfall unserer Zeit: 2000 starben, 10 700 wurden verschleppt.)

Die Stände hatten nach dem Wehlauer Vertrag, 29. September 1657, in dem Polen die Souveränität gewährte, die Entlassung der Truppen verlangt, da „die Kriegsgefahr vorüber sei und das Land die Akzise nicht länger tragen könne“; es geschah aber nicht. Das erregte sie um so mehr, als der Kurfürst auch gegen die Verfassung, die die Oberräte zur Regierung bestimmte, einen Statthalter, und dazu noch einen kalvinischen, den Fürsten Radziwill, einsetzte (dieser starb am 31. Dezember 1669, und ihm folgte der Herzog von Croy (1670 bis 84)). Nach dem Frieden von Oliva (1. Mai 1660) nun erklärten die Stände, da sie die Souveränität als gegen sie gerichtete absolute Herrschaft ansahen, auf dem vom 30. Mai 1661 bis Ende Juli 1663 dauernden Landtag die Verträge für ungültig, da sie in dieser „Landessache“ nicht gefragt seien. (Die Notwendigkeit dieser Zustimmung war ihnen auf ihre Beschwerde: „Nach den Rezessen und der 1573 geschehenen Bestätigung ihrer Privilegien müssten sie bitten, dass niemand in Landessachen mit jemand traktiere, es sei denn mit ihrem Wissen und Willen, womit sie als freie Leute freiwillig konsentieren mögen“, 1607 zugestanden.) Daher würden sie nicht eher huldigen, als bis ihre Privilegien bestätigt seien. Den Widerstand leiteten und schürten der Generalleutnant und der Oberst von Kalkstein und der Schöppenmeister (Vorsitzender des städtischen Gerichts und Leiter der Bürgerschaft von Königsberg-Kneiphof) Roth. Der Kurfürst kümmerte sich jedoch wenig um diese Opposition, sondern liess in Berlin eine neue Regierungsordnung ausarbeiten und den Ständen mitteilen. Diese sandten unter dem 16. November 1661 einen Gegenentwurf ein, erkannten aber darin die Souveränität an. Die 3 Genannten blieben jedoch in der Opposition, die verlangte Auslieferung Roths wurde vom Rate verweigert, und er ging heimlich nach Warschau. Als dann die Oberstände eine Akzise bewilligten, widersprachen die Städte Königsberg. Dann kam Roth zurück, erklärte, dass dem König seine Zugeständnisse leid täten, und brachte einen Brief desselben mit, der den Königsbergern seinen Schutz versprach. Darauf beschlossen die Bürgerschaften der 3 Städte, die die Souveränität ablehnten, den Wiederanfall an Polen zu betreiben. Um nun dieser Opposition die Spitze abubrechen, erklärte der Kurfürst, „soweit sie

nicht den Wehlausischen Pakten zuwiderliefen, wenn (n i c h t bevor) ihm der Erbeid geleistet würde“, die Privilegien der Stände bestätigen und ihre Beschwerden untersuchen und abstellen zu wollen. Dann kam er im Oktober 1662 mit 2000 Mann nach Königsberg und liess Roth am 30. verhaften und erst nach Kolberg, dann nach Peiz bringen, wo er 1679 starb. Jetzt unterwarfen sich die Bürgerschaften und erkannten den Kurfürsten als souveränen Herrn an. Nun bestätigte er am 12. März 1663 die ständischen Privilegien, die Städte erkannten seine Souveränität an, und man einigte sich auf folgende Punkte:

1. Es wird eine Verwaltung eingerichtet, die unter Kontrolle der Berliner Regierung stehen soll, doch wird alle 3 Jahre ein Landtag berufen.
2. Bei Regierungswechsel brauchen die Privilegien nicht neu bestätigt werden.
3. Die Reformierten erhalten annähernd gleiche Rechte mit den Katholiken und Lutherischen, namentlich dürfen sie Aemter bekleiden.
4. Es wird eine Akzise — teils direkte Grund-, Gewerbe- und Kopfsteuer, teils indirekte Verbrauchssteuer — auf 3 Jahre bewilligt.

Dann fand am 18. Oktober 1663 die Huldigung statt. Seinem Versprechen gemäss berief der Kurfürst 1666 und 69 neue Landtage, aber die Stände, namentlich die oberen unter Führung des jüngeren Kalkstein, der von Warschau aus hetzte, verweigerten die Gelder für militärische Zwecke, ebenso 1670. Der Kurfürst verlangte nun vergeblich Kalksteins Auslieferung von Polen und liess ihn schliesslich durch seinen Gesandten von Brandt verhaften, nach Memel bringen und hinrichten (1672). Nach 1670 berief er übrigens keinen Landtag mehr, sondern nur sogenannte Konvokationen, auf denen keine Beschwerden vorgebracht werden durften. Da er aber trotzdem nichts erlangte, schrieb er 1673 und 74 unbewilligte Steuern aus und trieb sie militärisch streng ein. Auch führte er eine allgemeine Einquartierungspflicht ein, die der Adel und Königsberg allerdings mit Geld ablösten. Nun gaben die Stände allmählich den Widerstand auf, namentlich nachdem der Kurfürst durch den Win-

terfeldzug 1678/79 seine Macht bewiesen hatte. So konnte er den Oberständen 1680 einen Hubenschoss aufzwingen, gewährte Königsberg sein bisher gezahltes Steuerquantum und legte den kleinen Städten eine Akzise auf. Sie war 1. eine Verzehrsteuer, namentlich auf Getränke, Getreide und Fleisch; 2. eine Warenabgabe; 3. eine Grundsteuer; 4. eine Viehsteuer; 5. eine Kopf- bzw. Gewerbesteuer. Dann nahm er dem Landkasten soviel von seinen Befugnissen, dass die Steuerverwaltung tatsächlich ganz in die Hand des Kriegskommissariats kam. Von 1683 an forderte er einfach bestimmte Summen und überliess den Ständen nur die Art der Aufbringung. Dafür sorgte er aber auch für das Wohl des Landes, so 1685 durch Ansiedlung von Hugenotten, namentlich in Königsberg, unter denen u. a. Seiden- und Tuchweber, Goldschmiede, Uhrmacher und Bildhauer waren und diese Gewerbe in Preussen zur Blüte brachten. Bald danach, am 29. April 1688, starb der Grosse Kurfürst.

Friedrich III. liess 1689 bis 97 den grossen und kleinen Friedrichsgraben anlegen, ersteren zwischen Deime und Nemonien zur Umgehung des Kurischen Haffs, letzteren zwischen Nemonien und Gilge, der seit 1834 durch den Seckenburger Kanal ersetzt ist.

Dann nahm er, nachdem der Kaiser nach zehnjährigen Verhandlungen gegen Kriegshilfe unter dem 16. November 1700 zugestimmt hatte, am 18. Januar 1701 die Königswürde an und nannte sich König in Preussen. Dazu hatten ihn vorzugsweise politische und Etikettegründe veranlasst: 1. sein Besitz war mit 2000 Quadratmeilen grösser als Portugal und nur wenig kleiner als Dänemark einschliesslich Island, dies abgerechnet, fast dreimal so gross, und doch stand er gegen diese Fürsten im Range zurück, was ihn kränkte und sein Haus herabsetzte; 2. war Wilhelm von Oranien, sein Vetter, König von England geworden, und August der Starke von Sachsen König von Polen, und Ernst August von Hannover war der einstige Erbe der englischen Krone, und sie waren vorher alle drei geringer im Besitz gewesen als er; 3. wurde er unabhängiger in seinen Entschlüssen und selbständiger im Handeln, wenn er als König in einem vom Kaiser unabhängigen Lande — Preussen gehörte nicht zum Deutschen Reich — demselben gegenüber-



stand, und das war für die Weiterbildung seiner Machtstellung wesentlich. So erliess er unter dem 16. Dezember 1700 eine Bekanntmachung an alle Höfe Europas über seine Absicht und reiste am 17. nach Königsberg ab mit einem so zahlreichen Gefolge, dass auf der langen Strecke im ganzen 30 000 Vorspannpferde nötig waren. Am 29. kam er an, und am 15. Januar 1701 verkündeten vier reichgekleidete Herolde, durch die Strassen reitend: „Demnach ist es durch die allweise Vorsehung Gottes dahin gediehen, dass dieses bisher gewesene souveräne Herzogtum Preussen zu einem Königreiche aufgerichtet, und dessen Souverän, der allerdurchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich, König in Preussen geworden: so wird solches hier männiglich kund getan, publiziret und ausgerufen: Lange lebe Friedrich, unser allernädigster König, lange lebe Sophie Charlotte, unsere allernädigste Königin.“ Am 17. stiftete Friedrich den Schwarzen Adlerorden, den er gleich 18 Personen verlieh, und am 18. war die Krönung und Salbung, über die ein zusammenfassender Bericht schreibt: „Des Königs Rock war von Scharlach, reich mit Goldstickerei ornamentirt und mit grossen Diamantknöpfen besetzt, deren jeder 3000 Dukaten gekostet hatte. Der aus Purpursammet gefertigte Krönungsmantel, der innen mit Hermelin gefüttert war, wurde vorn von einer Agraffe aus drei Diamanten zusammengehalten, von denen jeder einen Wert von mehr als 20 000 Dukaten besass. Krone und Szepter waren aus gediegenem Golde gefertigt und reich mit Diamanten, letzteres auch mit kostbaren Rubinen besetzt. Die Königin war nicht minder prächtig als ihr Gemahl gekleidet. Ihre Robe mit der langwallenden Schleppe war mit Goldstickerei und edlen Steinen geschmückt. Den herrlichsten Schmuck der edlen Frau bildete ein meisterlich gearbeitetes Bukett aus grossen Perlen, das sie auf der Brust trug.

Im Audienzsaale des Schlosses in Königsberg setzte Friedrich sich die Krone mit eigenen Händen auf das Haupt und ergriff das Szepter, um anzudeuten, dass er seine königliche Würde keinem auf Erden zu danken, sondern solche sich selbst gegeben habe. In feierlichem Zuge begaben sich alsdann der König und das Gefolge zu den Gemächern der Königin. Diese schritt mit ihren Damen ihrem Gemahl entgegen, beugte sich vor ihm und wurde von seinen

eigenen Händen gleichfalls mit dem Zeichen ihrer neuen Würde geschmückt. König und Königin kehrten nach diesem Akt gemeinsam in den Audienzsaal zurück, wo sie sich auf silbernen Thronsesseln niederliessen und die Huldigungen der dort versammelten Stände entgegennahmen. Und nun begann, während alle Glocken der Stadt feierlich läuteten, der grossartige Aufzug zur Schlosskirche. Der König schritt unter einem kostbaren, reich verzierten Baldachin von rotem Sammet, den zehn Edelleute in glänzenden Uniformen trugen. Hinter ihm folgte unter einem ähnlichen Baldachin die Königin. Weiter schloss sich das gewaltige, im höchsten Staat prangende Gefolge an.

Am Portal der Schlosskirche wurde das Herrscherpaar durch einen reformierten und einen lutherischen Oberhofprediger im Bischofsornat mit einem Segensspruche empfangen. König und Königin schritten zu den Thronsesseln, die zu beiden Seiten des Altars aufgestellt waren. Nach der Predigt über die Worte des Psalmisten: „Ich habe gefunden meinen Knecht David; ich habe ihn gesalbet mit meinem heiligen Oele. Meine Hand soll ihn erhalten, und mein Arm soll ihn stärken“, und nach dem Gesange fand die Salbung statt.

Nachdem Friedrich Krone und Szepter von sich gelegt und kniend vor dem Altar gebetet hatte, empfing er die Salbung auf die Stirn und den Puls beider Hände. Nach Vollendung der Salbungszereemonie nahm der König Krone und Szepter wieder an sich und begab sich zu seinem Throne zurück. In gleicher Weise vollzog sich die Salbung der Königin. Mit Gebet und Gesang wurde die heilige Handlung beschlossen.

Während die königliche Familie und der Hof nun an reich besetzten Prunktafeln in den Sälen des Schlosses speisten, jubelte draussen das Volk um den am Spiess gebratenen, mit Schafen, Rehien, Hasen und Hühnern gefüllten Ochsen und um die beiden Adler, einen schwarzen und einen roten, aus deren Schnäbeln weisser und roter Wein sprang. Als der Abend hereingebrochen war, flammte ein herrliches Feuerwerk auf und verbreitete eine glänzende Illumination überall Tageshelle.“ Die Festlichkeiten dauerten bis zum 8. März und wurden dann in Berlin bis in den Sommer hinein fortgesetzt.

Bei dieser Gelegenheit begründete Friedrich das Waisenhaus und das Friedrichskollegium in Königsberg. Mit den Ständen wurde er in der Weise fertig, dass er sie nach 1704 nicht mehr berief und die bis 1706 bewilligten Abgaben einfach weiter erhob. Die Stände liessen sich das gefallen, weil sie tagungsmüde geworden waren.

Leider wurden die Verhältnisse durch die grosse Pest getrübt, die im November 1708 begann und bis zum Schluss des Jahres 1709, einzeln noch in das Jahr 1710 hinein wütete. Königsberg verlor dadurch mit 7666 Toten ein Viertel seiner Bevölkerung, ganz Ostpreussen 236 000, davon Litauen 103 000 (nach Sahn, nach Stadelmann 154 445) d. h. ein Drittel bzw. drei Viertel der Gesamtbevölkerung. Auf den Domänen waren 10 834 Bauernhöfe verlassen, davon allein 8411 in den Aemtern Insterburg (4620), Ragnit (1613), Tilsit (1304) und Memel (874). Dazu kam die schon vorher durch unerträglichen Steuerdruck entstandene Verarmung des Landes und die schwere Militärlast während der nun folgenden Kriege. Der König begann sofort mit Ansetzung von Kolonisten unter der Hauptleitung des Burggrafen zu Dohna. Seit Mai 1710 kamen in kurzer Zeit 106 französisch sprechende Schweizerfamilien, wovon aber nicht wenige selbst an der Pest starben. Sie wurden grösstenteils in Pieragienen angesiedelt (Namen: Chevalier, Gobat, Loclair u. a.). Da das natürlich zu wenig war, erschienen u. d. 20. September und 11. November neue Kolonistenpatente. Ein zweiter Mittelpunkt war Judtschen, das 1727 eine Kirche erhielt, ein dritter Sadtweitschen, für welche Kolonie die Kirche 1739 in Gumbinnen gebaut wurde. Neben diese und Landesbewohner, die man ansetzte, traten Leute aus dem Magdeburgischen und Halberstädtischen, Anhalt, Sachsen und Pfalz. 1711/12 kamen 4000 Seelen, meist zu Wasser über Lübeck, 1713 noch mehr Mitteldeutsche. Bis Ende 1713 waren 5915 Familien mit ca. 26 600 Personen als Kolonisten angesetzt.

Friedrich Wilhelm I. liess zunächst aus Mangel an Mitteln — Friedrich hatte 200 000 Taler ausgegeben — eine Pause eintreten. Aber als er 1714 Preussen besucht hatte, änderte er seine Gesinnung und setzte 60 000 Taler, die er eben von der verstorbenen Königin-Mutter von Hannover geerbt hatte, für Kolonisation aus.

Es kamen allerdings nur 40 nassauische Familien 1714/15. Dann trat wegen des nordischen Krieges ein neuer Stillstand ein; auch die Patente vom 15. Februar und 21. Dezember 1717 zur Herbeiziehung von Handwerkern nach den Städten hatten wenig Erfolg. Nach Dohnas Bericht im September 1718 waren da: 248 Schweizer, 31 nassauische, 61 pfälzische, 20 andere Familien, im ganzen also 360; erstere vermehrten sich bis 1728 auf 280.

1718 erschienen die Patente vom 15. März (für Städte) und vom 21. November (für das Land), hatten aber ebenfalls nur geringen Erfolg, da Litauen unterdes in Verruf gekommen war. Dann kamen auf ein Patent vom 23. März 1719 bis 1720 statt 100 begehrter Familien nur 28. Auf ein neues Patent vom 23. Februar 1720 kamen wegen Glaubensverfolgung 44 pfälzische Familien mit über 200 Personen, die er wegen ihres Unvermögens — nur ungern — mit 4000 Talern unterstützte; aus demselben Grunde — die Einwanderer dürfen keine „Prachers“ sein — wies er im September 1720 ankommende 74 Waldenser Familien ganz ab, ebenso später neue 30. Später änderte er seine Ansicht, und auf das Patent vom 5. Februar 1721, das zwei Freijahre statt eins für die ganz auf Staatskosten Angesiedelten festsetzte, meldeten sich aus Nassau, Anhalt und aus dem Magdeburgischen etwa 500 Köpfe. Da das aber selbst unter Zuziehung von mehr preussischen, litauischen und polnischen Ansiedlern noch nicht reichte, ordnete der König zwangsweise Ueberführung von Kolonisten an, und es kamen 500 Familien mit 2750 Köpfen aus Pommern und der Mark, von denen aber nur 100 angesiedelt wurden, da die anderen zu arm waren und als Arbeiter Verwendung finden mussten. Es war also ein Misserfolg, weshalb das wieder abkam. Dagegen kamen freiwillig aus Hessen-Cassel, Nassau und der Pfalz viele. Dann erschienen neue Patente am 10. April 1723 und am 17. Februar 1725, und darauf wurden 1723—26: 1565 Familien angesiedelt. 1721—27 wurden 30 Vorwerke, 818 Bauernhöfe, 19 Mühlen, 18 Brauereien, 11 Ziegeleien angelegt und 178 Bürgerhäuser gebaut. 1727 wurde eine weitere Kolonisation jedoch eingestellt, da wegen Misswachses, der Hungersnot und grosses Viehsterben nach sich zog, grosse Summen — 349 000 Taler für Getreide, 125 000 für Vieh — ausgegeben

werden mussten, und der Einnahmeausfall 159 000 Taler betrug. Der König verzweifelte am Erfolge und wollte nichts mehr aufwenden; die Verwaltung sollte mit dem eigenen Etat auskommen.

Im Gegensatz zu diesen vielen Aufwendungen und doch im Zusammenhang damit standen zwei Massregeln zur Hebung der Einnahmen und zur Hebung des Wohlstandes im Lande.

1715 setzte er eine Hubenkommission ein, die eine genaue Feststellung der Hufenzahl und der Qualität des Bodens vornehmen sollte, um eine gerechte und höhere Einnahme aus einem Generalhubenschoss, d. h. einer allgemeinen Grundsteuer zu erzielen. Die Kommission stellte bis 1719 folgendes fest: 1. nur etwa 65 000 Hufen statt 100 000 zahlten Hufenschoss, 2. alle Hufen ohne Rücksicht auf die Bodenbeschaffenheit und Ertragsfähigkeit waren gleichmässig besteuert, wodurch grosse Ungerechtigkeit entstand. Das sollte nun anders werden, und dadurch wurden diejenigen, die Hufen verschwiegen hatten oder besseren Boden besaßen, höher besteuert als früher. Daher kam der König mit den Oberständen, die das traf, in Konflikt, da der neue Generalhufenschoss sie natürlich sehr drücken musste. Trotzdem der König verordnete, dass „mit aller Gelindigkeit, Vorsicht und Sorgfalt vorgegangen“ und „neben dem Interesse des Königs“ auch die „Konservation der Kontribuenten“ im Auge behalten werden sollte, war der Widerstand ein starker, und die Beteiligten verlangten eine Durchberatung auf dem Landtag. Der König schrieb aber in der Entscheidung darüber die bekannten Worte: „Ich komme zu meinem Zwecke und stabilisiere die Souveränität und setze die Krone fest wie einen rocher von bronze. Der Wind kann auf dem Landtag noch gemacht werden, aber die Hubenkommission soll ihren Fortgang haben.“ Unter diesen Umständen verzichteten die Stände auf den Landtag, riefen aber die Vermittelung des Grafen Dohna an, der dem König in einem französischen Briefe die Nachteile des Generalhufenschosses für das Land vorstellte. Darauf antwortete der König: „Corios, tout le pays sera ruiné? Nihil credo, aber das credo, dass der Junker ihre Autorität Ni pos wollam (er meinte das liberum veto der polnischen Landboten) wird ruinieret werden“ und blieb bei seinem Entschluss. Daneben schärfte er dem Adel ein, er solle fleissiger sein, die Aecker

besser bestellen, weniger gastieren und seine Untertanen gut halten. Das Resultat war — die Erhebung des Generalhufenschosses geschah seit dem 1. Oktober 1719 — Erhöhung der Steuern der Reichen um 200—260 % und entsprechende Herabminderung derjenigen der Aermern. Die Zahlung geschah, unter endgültiger Aufhebung des 1690 wieder voll in seine Rechte eingesetzten Landkastens 1718, an das Kriegskommissariat. Schliesslich fügte sich der Adel und sprach es 1740 bei der neuen Huldigung aus. „man wolle einer Verminderung des Generalhufenschosses nicht mehr das Wort reden.“

Eine zweite einschneidende Massregel des Königs war die Einsetzung der Domänenkommission — vorher hatte er 1718 grundsätzlich die Leibeigenschaft der Domänenbauern aufgehoben —. Sie sollte ihre Tätigkeit auf die Verbesserung der Wirtschaftsweise in den Domänen und Bauernwirtschaften sowie Ansetzung neuer Bauern richten; dadurch sollte die Steuerkraft des Landes erhöht und die einzelnen Steuerzahler erleichtert, auch sollte das Scharwerk der Bauern vermindert werden. Die Kommission beginnt ihre Tätigkeit 1721. Der König kümmerte sich um alles: Dungbereitung und Düngung (Wie steht es mit den Misthöfen? schreibt er 1722. Sind die angelegt oder nicht? Wird eingestreuet wie bei uns?); Ackerung (wird das Land besser gepflüget?), indem er den deutschen Pflug statt der litauischen Zoche einzuführen sucht; Aussaat, wozu er Saatgetreide besorgt und anordnet, welche Getreidearten besonders gebaut werden sollen, so wie Ernte und Ausdrusch, wozu er Ratschläge und Anordnungen gibt. Vor allem verlangt er, dass sie gut wirtschaften und genau Rechnung führen sollen. Dann sorgte er für Brunnenanlagen, um Viehkrankheiten zu verhüten, und gab den Amtmännern und Bauern auf, die nötigen Gräben zur Entwässerung sumpfiger Wiesen anzulegen bzw. instand zu halten. Auch eine Reform der Verwaltungen der kleinen Städte leitete Friedrich Wilhelm 1716 ein, die auf Tilgung der Kämmereschulden durch Untersuchung der „rathäuslichen Oekonomie“, die in bevorzugten Händen lag und daher viel zu wünschen übrig liess, und des städtischen Kreditwesens ausging.

Die Kriegskommissare, seit 1722 Steuerräte genannt, bekamen auch hier die Leitung in die Hand und hatten dabei auf die Beseiti-

gung des Einflusses der Vetternschaften auf die Aemterbesetzung und der Faktionen zu sehen. Die Reform wurde bis 1720 durchgeführt.

Ferner förderte er die landwirtschaftlichen Nebengewerbe; namentlich blühte die Müllerei und Brauerei. Den Molkereibetrieb unterstützte er dadurch, dass an seinem Hofe nur ostpreussische Butter gegessen werden durfte. Die Rinder- und Schafzucht suchte er durch Verordnungen und Massregeln gegen die Viehseuchen zu schützen. Die Pferdezucht förderte er durch Begründung des Hauptgestüts in Trakehnen, dessen Anlage und Ausbau 1731—38 geschah. Ebenso wurde durch Verordnungen oder Unterstützungen der Anbau von Flachs, Hanf, Hopfen, Obst und Gemüse gefördert. Auch erliess er 1723 eine Gesindeordnung.

Zur besseren Verwaltung des Landes richtete er wie in den anderen Provinzen die Kriegs- und Domänenkammer, die spätere Regierung, in Königsberg ein mit einer litauischen Deputation erst in Tilsit, dann in Gumbinnen, die 1735 auch Kriegs- und Domänenkammer wurde. Das geschah, weil die alte „ständische“ Regierung saumselig gewesen, ja sogar passiven Widerstand geleistet hat, namentlich in Schulsachen. 1719 war die Einrichtung von 130 neuen Schulen angeordnet, was 1720 noch nicht vollendet war, so dass er schrieb: Das ist nichts, die Regierung will das Land in Barbarei halten und heftig tadelte. Trotzdem war noch zehn Jahre später nichts Nennenswertes geschehen. Von da an ging es besser vorwärts, und 1740 hatte Ostpreussen 1160 Schulen, davon 1105 neu eingerichtete.

Ferner erhob er 1722—28 zehn Dörfer zu Städten, um den Bodenprodukten besseren Absatz zu verschaffen; es waren Gumbinnen, Darkehmen, Stallupönen, Pillkallen, Ragnit, Tapiau, Pillau, Nikolaiken, Bialla und Schirwindt. Auf dem Lande richtete er 49 Domänen neu ein und gründete 332 Dörfer. Ferner baute er viele Wassermühlen zur Herstellung von Mehl, Oel, Papier und Holzbearbeitung sowie Eisenhämmer, regulierte Flussläufe und baute Kanäle, wo er es auf seinen Reisen im Lande nötig gefunden hatte. Die Kolonisation nahm er nach fünfjähriger Pause 1732 mit der Ansiedlung der Salzburger wieder auf. Nachdem er bereits am

1. September 1731 erklärt, dass er sie im Falle der Vertreibung aufnehmen würde, erliess er, nachdem am 31. Oktober der Ausweisungsbefehl — bis spätestens 23. April 1732 — erlassen war, und bereits am 24. November die Austreibung begonnen hatte, am 2. Februar 1732 das Edikt über die Aufnahme der Vertriebenen. 20 700 meldeten sich; 200 davon wurden an anderen Stellen angesiedelt, 15 500 kamen vom 1. Mai bis Oktober 1732 und dann Anfang Mai 1733 in Berlin an. Der König versah sie von hier aus mit vier Predigern; doch nur 14 000 Siedler gelangten bis Juli 1733 nach Königsberg — wegen vieler Todesfälle — und davon 12 000 nach Litauen, wo 10 000 auf Königl. Kosten, 2000 auf eigene angesiedelt wurden, und zwar besonders in und um Gumbinnen, wo eine Kirche (1739) und ein Hospital gegründet wurden, Darkehmen, Goldap, Insterburg, Stallupönen, Pillkallen, Tilsit und Ragnit. Er baute für sie 400 Bauern-, 267 Kossätenhöfe, 80 Bürgerhäuser. Dann stellte er 60 Lehrer an. Für die ganze Provinz vermehrte er die 390 Kirchen um 50. Mit dem „Retablisement“ Litauens, das  $3\frac{1}{2}$  Mill. Taler gekostet hatte — es waren 30 Vorwerke, 818 Bauerhöfe, 19 Mühlen, 18 Brauereien, 11 Ziegeleien, 190 Bürgerhäuser gebaut, 46 000 Menschen angesiedelt — hatte Friedrich Wilhelm ein Werk getan, über das Friedrich der Grosse als Kronprinz in einem Briefe an Voltaire aus Insterburg am 27. Juli 1739 sagt: „Das preussische Litauen ist eine Schöpfung meines Vaters: ich finde etwas Heroisches in diesem Unternehmen, eine Wüste wieder bewohnt, glücklich und fruchtbar zu machen.“

Friedrich der Grosse setzte gleich noch 1000 Kolonisten an, die schon vorher angeworben waren, und richtete 40 neue Schulen ein, die sein Vater schon geplant hatte. Er war als Kronprinz in Küstrin in alle Einzelheiten der „Oekonomie“ eingeführt. Er sollte dieselbe aus dem Fundamente lernen, damit er erfahre, „wieviel Mühe es einen Bauern koste, soviel Groschen zusammen zu bringen als zu einem Thaler gehören“. So hatte er ein richtiges Urteil und dermassen Interesse gewonnen, dass sein Vater einige Tage vor seinem Tode zu seinen Generalen und Ministern sagte: „Gott tut mir eine grosse Gnade, dass er mir einen so braven Sohn geschenkt hat.“ Im ganzen hatte Friedrich der Grosse keine angenehmen Be-



ziehungen zu Ostpreussen; er hatte als Kronprinz bei sechs Reisen im Lande dasselbe kennen gelernt und urteilte absprechend darüber: Die Bewohner beschuldigte er des Müssiggangs, der Geistlosigkeit (an Jordan: „Dieses Land bringt kein denkendes Wesen hervor“) und des Mangels an Sittlichkeit („Hier zu Lande unterscheidet sich ein Mädchen von einer Stute nur durch die Zahl der Beine“), und das Klima war ihm zu rauh. Auch hatte er sich über das anspruchsvolle Auftreten des Adels bei der Huldigung geärgert. Dann kam der Siebenjährige Krieg, die Besetzung Ostpreussens durch die Russen, denen Beamte, Prediger, Adel und die übrige Bevölkerung nach seiner Auffassung nicht nur zu bereitwillig gehuldigt, sondern sich auch schmeichlerisch und unterwürfig gezeigt hatten. Auch warf er wegen des Verhaltens eines preussischen Regiments und seiner Offiziere bei Zornsdorf und Kunersdorf den Ostpreussen allgemein Feigheit vor und ärgerte sich darüber, dass die Jugend des Adels sich am liebsten dem Kriegsdienst entzog. Er fasste, als der Adel 1783 gleich den anderen Provinzen ein Kreditinstitut erbat, in seiner ablehnenden Antwort das so zusammen: „Die Herren haben sich im 7jährigen Krieg nicht so aufgeführt, dass man an sie denken soll. Sie sind auf ihrem Lande schlechte Wirte und Windbeutel und durch die Armee fallen sie durch wie durch ein Sieb.“ So lange hielt also sein Zorn an, und doch sorgte er getreu seiner Regentenpflicht für das Wohl des Landes. Zunächst trat er für die ein, die sein Zorn nicht traf, durch die Umwandlung der Leibeigenschaft der Domänenbauern in Erbuntertänigkeit, erliess Verfügungen gegen ihre harte Behandlung, namentlich gegen die Anwendung der Prügelstrafe (eine Frau von Gossler erhielt sechs Jahre Hausarrest dafür) und für Beschränkung der Frondienste auf den Privatgütern. Dann baute er 1764 den Johannisburger, 1778 den Gilgekanal, entwässerte und kolonisierte ein grosses Bruch bei Willenberg und setzte 15 000 Kolonisten an (in drei Perioden: I. 1751 bis 1756: 2000 Familien mit ca. 10 000 Personen auf dem Lande und 1800 Personen in den Städten; II. 1763—70: 600 Personen, davon 80 in Städten; III. nach 1770: 500 Familien mit 2500 Personen). Ferner vermehrte er die Bauernhöfe durch Abtrennung zweiter Hufen für zweite Söhne, setzte seit 1777 für Urbarmachung

von Sümpfen — noch am 1. August 1786 für 1 bei Tilsit — 200 000 Taler aus, förderte die Bernsteingewinnung und sorgte für Erbauung von Oel- und Papiermühlen. Ferner unterstützte er Königsberg nach einem Brande 1764 mit über 1 Mill. Taler. So wendete er für die ganze Provinz von 1763 an  $8\frac{1}{2}$  Mill. Taler auf. Auch er kümmerte sich um alle Einzelheiten der Landeskultur, was seine vielen Kabinettsordres beweisen. Uebrigens begnügte er sich nicht mit Kolonisierung auf den Domänen, sondern veranlasste auch Adel, Städte und katholische Kirche mit Erfolg dazu. Weitere Massregeln von Bedeutung sind: 1751 erliess er eine Dorfordnung mit vielen Vorschriften darüber. „wie die Bauern wirtschaften sollen, um zu grösserem Wohlstande zu gelangen“. Zur besseren Verwertung des Besitzes leitete er eine Separation, d. h. Aussonderung der Grundstücksteile aus dem gemeinsamen Dorfbesitze ein; damit jeder mit seinem Besitze nach Belieben und Notwendigkeit verfahren und ihn verbessern konnte. Der König förderte auch z. B. Flachs- und Hopfenanbau, ebenso die Pferdezucht durch Anregung zur Einrichtung von Domänengestüten. Für das Volksschulwesen endlich sorgte er durch Gründung von Lehrerseminaren (das erste 1764). Während seiner Regierung erfolgte die Stiftung der „Deutschen Gesellschaft“ in Königsberg zur Pflege der Muttersprache (1741), die er unter seinen königlichen Schutz nahm (1743).

Friedrich Wilhelm II. sorgte auch für Ostpreussen. Gleich 1786 setzte er 100 000 Taler für Meliorationen in Ost- und Westpreussen ein und bewilligte bei einer Missernte 1788 für das erstere neue 170 000. Dann bestätigte er die Verfügungen seiner Vorgänger über die Vererbpachtung der Domänenbauernhöfe 25. März 1790 und schärfte 1792 die Verbote des „Bauernlegens“ sowie 1794 und 1795 die Verfügungen über missbräuchliche Anstrengungen der Scharwerksbauern ein. Dem grösseren Grundbesitze half er durch Einrichtung des von Friedrich dem Grossen abgelehnten Pfandbriefinstituts 1788. Dann begünstigte er die Gründung der der Landwirtschaft dienenden „Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft“ in Mohrungen 1790. Auch sorgte er durch Aufwendungen und Verfügungen für die Hebung der Pferdezucht und ordnete Bepflanzung der Landstrassen, namentlich mit Weidenbäumen, an.

Friedrich Wilhelm III. wurde bei der Huldigung jubelnd empfangen, und die Königin machte einen tiefen Eindruck. Der König sorgte auch sehr bald für das Wohl des Landes, indem er 1800 Massregeln traf, um die Versandung der Nehrungsdörfer Sarkau, Rositten und Kunzen zu verhindern, was bei letzterem allerdings auf die Dauer nicht gelang. Dann nahm er Korrekturen des Memellaufes vor und machte die Memel flössbar. Schliesslich führte er seit 1800 die von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Grossen begonnene (Edikte von 1718, 1719, 1723, 1763, 1765) Ablösung der Scharwerksdienste, dann seit 1805 (Edikt vom 29. Dezember 1804: Die Untertanen sollen völlig frei sein) die Aufhebung der Erbuntertänigkeit der Domänenbauern durch: bis 1808 waren rund 47 000 Bauern freie Eigentümer. Gegen Viehseuchen erliess er 1803 eine 177 Paragraphen umfassende Verfügung. Die Pferdezucht förderte er durch Ankauf englischer Hengste für Trakehnen sowie durch Anregung zur Gründung von Privatgestüten und Einschärfung der Verpflichtung der Domänenpächter dazu. 1800 legte er in Tapiau eine Provinzialobstbauschule an und förderte auch sonst den Obstbau, u. a. durch Verpflichtung der Domänenpächter dazu und zur Anlegung von Obstbauschulen zur Versorgung der Bauern damit. Ferner liess er 1804 die 1784 versprochenen Bauhilfsgelder auszahlen und setzte für 1804—6 neue aus. So hatte er sein landesväterliches Herz gezeigt, als die Katastrophe eintrat. Sein und der Königin Aufenthalt in Ostpreussen, in Memel bzw. in Königsberg, das gemeinsame Unglück, das Beispiel der Aufopferung des Königspaars knüpfte das Band zwischen Herrscher und Volk immer fester. Von Ostpreussen aus wurden die ersten Verordnungen für die Reform des Staates erlassen, so das Edikt vom 23. August 1807, das unter dem 9. Oktober auf die ganze Monarchie ausgedehnt wurde, „betr. den erleichterten Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner“. Dadurch war die Aufhebung der Erbuntertänigkeit, die nach dem Anfange der Kabinettsorder „das Ziel gewesen, nach dem er seit seinem Regierungsantritt unermüdlich gestrebt hatte“, für die Privatgüter angeordnet in der Weise, dass bis zum 11. November 1810 alle Bauern frei sein sollten, die Kinder bis zu 15 Jahren gleich. An der am 19. November

1808 erlassenen Städteordnung hatte der Königsberger Polizeidirektor Frey grundlegenden Anteil. Die Verluste 1806/07 werden auf 78½ Mill. Taler berechnet; der Pferdebestand verringerte sich um 22, der des Rindviehs um 27 %. Dazu kam die von Napoleon angeordnete Kontinentalsperre, die durch Absperrung vom englischen Markte den Getreidehandel ruinierte, wodurch der Ertrag der Güter um 50 % an Wert verlor. Dazu kamen die Verringerung der Bevölkerung 1805—09 um 154 000 Menschen = ¼, wodurch die Löhne auf das Dreifache stiegen und die Aufwendungen für die russischen Truppen, deren Bezahlung in die leere Staatskasse floss. Um nun den Grundbesitzern zu helfen, erliess der König die Verordnung über den Generalindult vom 19. Mai 1807, die den Grundbesitzern Aufschub der Zinsenzahlungen gewährte und bestimmte, dass 1. bis Ende 1808, später bis 24. Juni 1811 verlängert, die Kapitalien nicht zurückgefordert, 2. ohne Zustimmung des Schuldners und sämtlicher Hypothekengläubiger keine Subhastation stattfinden dürfte. Dadurch verarmte der grösste Teil der Geldgeber. Ebenso schlimm war andererseits für die Gutsbesitzer das Gesetz vom 14. September 1811 über die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, wodurch erstere den grössten Teil ihrer Arbeitskräfte verloren. Endlich kam 1811 noch eine gänzliche Missernte dazu. Eine Vergütung der Schäden geschah erst seit 1811 in russischen Bons, die nur mit 60—70 % Verlust zu Geld gemacht werden konnten.

In diese traurigen Verhältnisse traf nun 1812 der monatelange — vom 1. April bis August — dauernde Durchzug der ½ Million starken „Grossen Armee“, für die ausser einer Kontribution von 5 Millionen Taler ungeheure Lieferungen aufgebracht werden mussten, wozu noch Gewalttätigkeiten der Führer und Rohheiten der Soldaten kamen. Die Schäden betragen 1812—14 18¾ Millionen Taler an Wert — an Pferden gingen 46, an Vieh 30 % verloren —; das waren aber nur die berechenbaren Verluste bezw. Geldaufwendungen, die nicht greifbaren betragen 1804—13 Hunderte, vielleicht ½ Milliarde (Westpreussen eingerechnet). Die Aecker konnten wegen Mangels an Zugvieh und Arbeitskräften infolge Mitnahme von einer Menge Fuhrwerken mit Knechten, die nicht zurückkehrten, nur mangelhaft oder gar nicht zur Zeit be-

stellt werden, es war also von neuem eine schlechte Ernte zu fürchten. Dazu kamen direkte Menschenverluste allein durch Hinmorden — 5 % der Bewohner —, und die Städte litten besonders durch die Einquartierungen bei den Durchzügen und die Verpflegung der Verwundeten und Kranken. Trotz all dieser schweren Verluste ging die Provinz mit ungebrochenem Opfermut an die Erhebung gegen den Unterdrücker heran, indem sie zunächst auf dem Landtag am 5.—9. Februar 1813 die Landwehr — rund 20 000 Mann — beschloss, deren Einrichtung der König dann bekanntlich unter dem 17. März auf alle ihm noch gebliebenen Provinzen ausdehnte, nachdem er am 3. Februar zur Bildung von freiwilligen Jägerkorps aufgefordert hatte. Schon dieser Aufforderung war die Provinz gefolgt, und es wurde auch ein aus Freiwilligen bestehendes „Nationalkavallerieregiment“ errichtet — erste Formation 8 bis 900 Mann —, das von Graf Lehndorf-Steinort organisiert und schon am 3. Mai ins Feld geführt wurde. Die Aufwendungen für die Landwehr betragen 636 000 Taler, für das Regiment 178 000, dazu kamen Geschenke in Höhe von angeblich 276 000, und das alles trotz grosser Verarmung: 48 adlige Güter standen zur Subhastation, 98 unter Sequester, ebenso 60 Erbpachtgüter; dazu kamen die bedeutenden unberechenbaren Naturalleistungen, so dass man den berechenbaren Schaden 1806—13 auf 132 Millionen, den Gesamtschaden auf 300 angegeben findet (Baczko). 1816 wurde ein Retablissementsfonds errichtet; jedoch erhielt die Provinz für 1807—12 nur 1½ Millionen in bar und rund 384 500 Staatsschuldenerlass und dann noch 1½ Million als Geschenk. Zur Unterstützung bei dem Retablissement erhielt Ostpreussen 650 000, deren grössten Teil die adligen Gutsbesitzer an sich zu ziehen wussten. Ausgeschlossen waren die „rettungslos“ Verlorenen, d. h. über  $\frac{3}{4}$ , und die unter  $\frac{1}{2}$  des Hypothekenwertes Verschuldeten, da diese sich selbst wieder heraushelfen konnten, sagte man. An Unterstützungen erhielten, die nur Inventar verloren hatten, 10—15, die auch die Gebäude eingebüsst hatten, 33½ %, von 914 adligen Gutsbesitzern wurden 536, von 7555 köllm. Besitzern 861, ausserdem 960 städtische Ackerbesitzer bedacht — andere städtische Besitzer waren ausgeschlossen —. Leider zogen das meiste die Gläubiger an sich, sogar

die Landschaft, so dass die Besserung der Verhältnisse nur gering war. Es war eben nicht mehr da. Daraus entstand, da auch noch eine Grenzsperrre von Russland her dazu kam, eine schlimme Agrarkrise, so schlimm, dass der Landtag den Vorschlag des brandenburgischen Kreises zum Beschluss erhob, die rettungslos verlorenen Güter in der Lotterie auszuspielen, was die Regierung allerdings ablehnte. Da beantragten sie ein zinsfreies Darlehn von 3 300 000 Talern, davon 300 000 an die Landschaft. Es wurden bewilligt 700 000 für Kapitalausfall bei den zahlreich eintretenden Subhastationen — 230 in zehn Jahren =  $\frac{2}{5}$  der landschaftlich beliehenen Güter — und 300 000 als Vorschuss zur Zinsenzahlung an die Landschaft sowie 150 000 gegen Zinsen als Unterstützung an die Gutsbesitzer. Vorher war ein Fonds von 200 000 Talern eingerichtet für die „Regulierungen“ zwischen den Gutsbesitzern und Bauern. Dann erhielten diejenigen über  $\frac{3}{4}$  Verschuldeten, die das Gut schon 1800 gehabt hatten, 300 000 Taler Unterstützung als Hypotheken. Dann förderte der Oberpräsident von Schön, auf dessen Vorschlag die meisten Bewilligungen geschahen, die Schafzucht — die Zahl stieg von 1825—43 von 1 220 500 auf 2 684 837. Durch alle diese Massnahmen wurden  $\frac{2}{3}$  des Besitzes erhalten und die Landwirtschaft wieder kreditfähig gemacht. Für die Bauern allerdings, die wohl frei geworden waren, aber die Scharwerksdienste durch Geldzahlungen ablösen mussten, wodurch sie in grosse Verlegenheit gerieten, geschah nichts weiter als etwa Unterstützung durch Brotgetreide in Zeiten der Not und Herabsetzung der Abgaben in den Jahren 1825—30. Die Folge war, dass durch Bauernlegen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 20 % Bauernhöfe eingingen. Die früheren Besitzer wurden dann bei Notstandsarbeiten, Chausseebauten und Gewässerregulierungen beschäftigt, während die anderen ihre Abgabenreste abarbeiten konnten. Das Gesamtergebnis ist, dass 100 Millionen Schäden 15 Millionen Unterstützungen gegenüberstehen; aber die Mittel waren eben zu knapp.

Friedrich Wilhelm IV. war als Kronprinz einige Jahre vor der Thronbesteigung in Ostpreussen. Als er zur Huldigung nach Königsberg kam, gelobte er, für die Provinz, die unter seinem Vater sich so hochherzig gezeigt hatte, zu sorgen, und er tat es.

Nachdem 1844 das noch durch seinen Vater, dessen Reiterstandbild davor steht, vorbereitete neue Universitätsgebäude in seiner Gegenwart eingeweiht war, erliess er 1845 eine Schulordnung für das Volksschulwesen, eröffnete 1852 die bis Insterburg fertige Ostbahn persönlich und begründete 1858 die landwirtschaftliche Akademie in Waldau (seit 1870 in Königsberg). Ganz besonders hat er sich aber für Schirwindt in seiner schwierigen Grenzlage interessiert. Zum ersten Male besuchte er Schirwindt, das seit 1725 Stadt war, im Juni 1845 bei Gelegenheit einer Provinzberaisung wegen eines allgemeinen Notstandes durch Missernte 1844. Dabei sprachen ihm die städtischen Behörden drei Bitten aus: Sie wünschten 1. eine Chaussee über Pillkallen nach Tilsit, 2. Unterstützung zum Bau einer neuen Kirche, 3. Satzungen für eine Schützengilde. Er bewilligte für die Kirche die Gesamtkosten von 56 000 Talern aus seiner Privatkasse, versprach den Bau der Chaussee, die, im Frühjahr 1846 begonnen, allerdings erst 1856 von Tilsit aus bis Pillkallen fertig war, und schenkte der Schützengilde eine Fahne; auch verlieh er der Stadt ihr Wappen. Die Grundsteinlegung der Kirche, die 1848, mit Bauzeit bis 1852, geplant war, geschah aber erst am 3. August 1850. Nachdem er den Bau bei einem zweiten Besuch 1854 besichtigt hatte, kam er zum dritten Male zur Einweihung desselben, die am 14. September 1856 geschah.

Kaiser Wilhelm I. besuchte die Provinz noch als Prinzregent 1860 und eröffnete am 5. Juni die von Insterburg nach Eydtkuhnen weitergebaute Bahnstrecke, wobei er die Zusage machte, die Schiffbarmachung des Pregels ins Auge fassen zu wollen; der Eindruck seiner leutseligen, freundlichen Persönlichkeit war ein nachhaltiger. Dann kam er 1861 zur Krönung nach Königsberg. Von der erbten Krone hatte er am 16. Januar zu den Generälen gesagt: „A u s Gottes Gnaden ist mir die Krone zugefallen, und wenn ich mir dieselbe von dem geweihten Tische aufs Haupt setzen werde, so ist es sein Segen, der sie mir erhalten wolle.“ Als dem Hofrat Schneider, der die Szene aufzuzeichnen hatte, die Aenderung (aus statt von) auffiel, schrieb er an ihn: „Ich wollte dadurch den Menschen bemerklich machen, was die von der Umsturzpartei als sinnlos geschmähten Worte „Von Gottes Gnaden“ denn doch

eigentlich bedeuten und welch tiefer demutvoller Sinn in denselben ruht.“

Der Einzug der Majestäten geschah am 14. Oktober. Der ganze Weg vom Brandenburger Tor an, durch das der Einzug von Schönbusch aus geschah, bis zum Schlosse glich einer einzigen mit Kränzen, Girlanden, Teppichen, Fahnen und Büsten geschmückten Festhalle. Die Nische um das dem Schlossportal gegenüberstehende Standbild Friedrich I. war in eine offene Halle umgewandelt, in welcher aus Gebüsch von Lorbeer, Orangenbäumen und exotischen Zierpflanzen die Büsten der Hohenzollernfürsten vom Grossen Kurfürsten bis auf König Wilhelm emporragten. Am Eingang des Alten Gartens vor dem Brandenburger Tor war ein römischer Triumphbogen erbaut, dessen Fries die von goldenen Kronen überragten Wappen der 8 Provinzen schmückten. Das Innere des Portals zierten die Statuetten Friedrich Wilhelms III. und IV., des regierenden Herrscherpaares und des kronprinzlichen Paares. Ueber dem Mittelportal schwebten Engel und erglänzten in Goldschrift die Worte „Glück Hohenzollern“. Zu beiden Seiten befanden sich die Tribünen für die städtischen Behörden und die 50 Ehrenjungfrauen, die hier das Herrscherpaar begrüßen wollten. Die Begrüssung seitens letzterer geschah durch Huldigungsgedichte, die vorgetragen und in Prachteinband überreicht wurden. Nach dem Theater war, ausser der Illumination der ganzen Stadt, die Nische und das Standbild Friedrichs herrlich beleuchtet: Links und rechts von dem Standbilde leuchteten die Worte: „Der 18. Januar 1701.“ Ein doppelter Lichtkranz umrahmte die Rotunde, grosse Feuerbecken vor derselben beleuchteten das Ganze. Auf der Spitze der Halle leuchtete ein Lichtadler, und über dem Haupte des Königs schwebte die flammende Königskrone.

Am 15., dem Geburtstage des verstorbenen Königs, fand zunächst Privatgottesdienst im Schlosse statt; dann wohnten die Majestäten mit dem Kronprinzen der Einweihung der Kapelle des Krankenhauses der Barmherzigkeit bei und besuchten am Nachmittag die Hufen, die Stätte, wo nach dem unglücklichen Kriege Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise mit ihren Kindern Erholung gesucht hatten.



Am 16. gab die Provinz in einem eigens dazu errichteten, prächtig ausgestatteten Gebäude auf dem Mitteltragheim ein von 4000 Personen besuchtes glänzendes Fest.

Am 17. veranstaltete der König, nachdem er zunächst der Königin den Orden verliehen, ein feierliches Kapitel des Ordens des Schwarzen Adlers. Währenddessen fand die Wahl des Kronprinzen zum Rektor der Universität statt, am 19. seine Einsetzung in das Amt. Dabei sprach er es aus, dass er „die übernommene Erbschaft als eine neue Aufforderung ansehe, Kunst und Wissenschaft zu fördern und zu schützen, und dass er, was seine Ahnherren gestiftet und in Ehren gehalten hätten, gleichfalls heilig halten werde“. Abends wurde von der Studentenschaft ein Fackelzug veranstaltet, während welchem vor 3000 Zuhörern im Moskowitzersaal ein Hofkonzert stattfand.

Am 17. abends hatte die Stadt und die Kaufmannschaft ein Gartenfest gegeben, in dem bemerkenswerte Veranstaltungen geschahen. U. a. wurden 3 lebende Bilder gestellt: 1. die Regiomontana, umgeben von den allegorischen Gestalten des Handels und der Künste, begrüßte die Majestäten; 2. die Provinzen huldigten, geführt von ihr, durch allegorische Gestalten; 3. eine Transparentdraperie zeigte sich, von Genien und Amoretten umgeben, über der ein Adler schwebte, und in welcher zwei Akrostichon-Huldigungstrophien in Flammenschrift angebracht waren, die von 5000 Anwesenden gesungen wurden. Auf Herzogsacker fand unterdes um eine bengalisch beleuchtete Nachbildung des Kölner Doms als Mittelpunkt ein Feuerwerk statt.

Am 18. begab sich der König mit seiner Gemahlin durch einen reichgeschmückten Gang im Angesicht der auf dem Schlosshof harrenden Menge, dieser war mit 37 mit Wappen versehenen Fahnen, die von der königlichen Purpurfahne mit dem Eisernen Kreuz überragt waren, geschmückt, zur Kirche, um sich und ihr die Krone aufzusetzen. An der Königskrone befanden sich an den Reifen 32 grosse Rosetten, an jedem Blatte drei grosse und ein kleiner Brillant, zwischen jedem Blatte ein Brillant, an den 8 Bügeln 79, zusammen 119; die Spitze zierte ein aus einem grossen Saphir gebildeter, mit einem Kreuze aus Rosetten versehener Reichsapfel.

An der Krone der Königin waren an den Reifen 33 Rosetten, an jedem Blatte 3 Rosetten und ein kleiner Brillant, zwischen jedem Blatte über dem Reifen eine Rosette, an den 8 Bügeln 70 Rosetten, im ganzen 140 Rosetten und 8 Brillanten, obenauf ein mit Brillanten verzierter, mit einem Kreuze aus Brillanten versehener Reichsapfel von blauer Emaillé. Das königliche Szepter, reich mit Diamanten und Rubinen besetzt, war an der Spitze mit einem die Flügel ausbreitenden Adler geschmückt, dessen Leib wie die Weltkugel aus einem grossen Rubin gebildet war, einem Geschenk Peters des Grossen 1697. Die Mäntel aus rotem Samt waren abwechselnd mit schwarzen Adlern und goldenen Kronen geschmückt und mit Hermelin gefüttert und besetzt und wurden mit goldenen Schnüren zusammengehalten. Am Kollier der Königin, das aus 78 Perlen bestand, hing ein berühmter Diamant, ursprünglich Karl dem Kühnen von Burgund, dann den französischen Königen gehörig und zuletzt Napoleon I. bei Belle-Alliance abgenommen. Nach der Krönungspredigt über den Text 2. Sam. 7, 29, den der König selbst ausgewählt hatte: „So hebe nun an und segne das Haus deines Knechts, dass es ewiglich vor dir sei; denn du Herr, Herr, hast es geredet, und mit deinem Segen wird deines Knechtes Haus gesegnet werden ewiglich“. trat die katholische Geistlichkeit ein, die unterdes in der Katholischen Kirche ein feierliches Hochamt gehalten hatte: 9 Bischöfe und der Erzbischof von Köln, die 4 katholischen Geistlichen von Königsberg und der katholische Feldprobst der Armee, zusammen 15.

Die Insignien wurden bei der Ergreifung derselben durch den König alle einzeln durch Gebet gesegnet. Als das hohe Paar durch den Krönungsweg wieder zum Schlosse zurückging, sangen etwa 17 000 Menschen „Heil dir im Siegerkranz“. Nach Verkündigung der Gnadenbeweise in den Schlosshof hinein riefen alle dreimal: „Es lebe der König Wilhelm“ und sangen „Nun danket alle Gott“.

Um 5 Uhr fand ein Festmahl von 250 Gedecken für die Majestäten, Prinzen und die Vertreter der Souveräne statt. Eine halbe Stunde später begann ein solches für die übrigen Teilnehmer im Moskowitzersaal; jene erhielten goldene, diese silberne Erinnerungsmedaillen. Am 20. (Sonntag) fand um 9½ Uhr ein Gottes-

dienst satt, in dem der Generalsuperintendent von Ostpreussen über Psalm 132 Vers 16/18: „Ich habe meinem Gesalbten eine Leuchte zugerichtet. Seine Feinde will ich mit Schande kleiden, aber über ihm soll blühen seine Krone“ predigte.

Nachdem noch die 50 zum Abschied befohlenen Ehrenjungfrauen mit Broschen geschmückt waren, die unter einer von einem Silberband umschlungenen (Inscription 18. Oktober 1861) Krone die Namenszüge der Majestäten trugen, geschah um 1½ Uhr die Abreise unter denselben begeisterten Huldigungen wie die Ankunft.

König Wilhelm war noch einmal 1869 in Königsberg; hierbei drängten die Zuschauer einer Gondelfahrt sich auf der Fussgängerbrücke des Schlossteichs so sehr, dass das Geländer brach, und viele ertranken. Als Kaiser nahm er 1879 an den Manövern teil, wobei der Kronprinz ihn wieder begleitete. Sein Kolossalstandbild steht an einer Ecke des Königsberger Schlosses.

Kaiser Friedrich war zunächst 1856 in Ostpreussen, dann wie erwähnt, bei der Krönung. ferner 1863 zur Inspizierung der Grenzschutztruppen während des polnischen Aufstandes, zum letzten Male 1885 zum Jubiläum seines Regiments, wobei er auf einem Universitätsfeste die Studenten ermahnte, „Sorge zu tragen, dass das Vaterland nie arm werde an guten und fruchtbaren Gedanken“ und das Vertrauen aussprach, dass „das junge Geschlecht allezeit stark sein werde an echtem deutschem Sinn, um in Eintracht, Gottesfurcht und im Geiste schöner Menschlichkeit das Werk zu vollenden, das wir dereinst hinterlassen“.

Kaiser Wilhelm II. begleitete 1885 seinen Vater, nahm dann mehrfach Truppenbesichtigungen ab und besuchte seit 1890 jährlich sein Jagdschloss Rominten. Auch sorgte er für Erfüllung von Wünschen der Provinz, die er dabei kennen lernte. So hat er den Bau des Königsberger Schiffahrtskanals gefördert und den des Masurischen Kanals in die Wege geleitet. Und während des grossen Krieges ist er sofort für den Wiederaufbau der Provinz eingetreten. In dem Erlasse vom 27. August 1914 sagt er: „Die Heimsuchungen meiner treuen Provinz Ostpreussen erfüllt mich mit herzlicher Teilnahme. Ich wünsche, dass alles, was zur Linderung der augenblicklichen Not geschehen kann, sogleich in Angriff genommen

wird.“ Durch den Erlass vom 24. September ordnete er die Einrichtung der Kriegshilfskommission zur Feststellung und Gewährung von Vorentscheidungen an, und unter dem 15. April 1916 überwies er dem Reichsverband „Ostpreussenhilfe“ aus seiner Privatschatulle 100 000 Mark. Und diese Hilfsaktionen waren sehr nötig; denn es waren 24 Städte, fast 600 Dörfer und 300 Güter ganz oder teilweise verwüstet, über 34 000 Gebäude — 31 000 auf dem Lande, 3100 in den Städten zerstört, 100 000 Wohnungen ausgeplündert. Ferner gingen verloren 135 000 Pferde, 250 000 Rinder, 200 000 Schweine, 50 000 Schafe, 10 000 Ziegen, 600 000 Hühner, 50 000 Gänse. Viel Schaden bzw. Verluste an Vermögenswerten geschahen auch dadurch, dass abgesehen von der Tötung von 2000 Personen 10 700 verschleppt wurden und 400 000 flohen.

### Benutzte Werke.

- Töppen, Die preussischen Landtage 1603—1619. Elbing 1891/2. Königsberg  
Lohmeyer, Die Entwicklung der ständischen Verhältnisse in Preussen bis zur Gewinnung der Souveränität durch den Grossen Kurfürsten. Heidelberg 1891.
- Rachel, Der Grosse Kurfürst und die ostpreussischen Stände 1640—1688. Leipzig 1885.
- Bergmann, Geschichte der ostpreussischen Stände und Steuern 1688—1704. Leipzig 1901.
- Sahm, Die Geschichte der Pest in Ostpreussen. Leipzig 1905.
- Besser, Preussische Krönungsgeschichte. Berlin 1702.
- Beheim-Schwarzbach, Das Kolonisationswerk Friedrich Wilhelms I. in Litauen. Königsberg 1879.
- Derselbe, Hohenzollernsche Kolonisationen. Leipzig 1874.
- Kalweit, Die Domänenverwaltung in Ostpreussen unter Friedrich Wilhelm I. und das Revirement Litauens. Leipzig 1906.
- van Baren, Der Zorn Friedrichs des Grossen gegen Ostpreussen. Altpr. Monatsschr. 1885.
- Stadelmann, Die Sorge der preussischen Könige Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Grossen, Friedrich Wilhelms II. und III. (bis 1816) für die Landeskultur. Leipzig in verschiedenen Jahren.
- Bezenberger, Ostpreussen in der Franzosenzeit. Königsberg 1913.
- Mayer, Das Retablissement Ost- und Westpreussens nach den Freiheitskriegen. Jena 1916.
- Graf Stillfried, Die Königskrönung 1861. Berlin 1873.
- Lebensbeschreibungen. Ostpreussische Kriegshefte. Königsberg 1914/5.

## Ein Brief von Wilhelm Cruse in Königsberg nach Mitau.

Mitgeteilt von **Otto Clemen** (Zwickau i. S.)

Bd. 54, S. 210 habe ich die Autographensammlung im Kurländischen Provinzialmuseum in Mitau kurz besprochen und da gleich zuerst erwähnt, dass sie hauptsächlich durch die Bemühungen des 1846 als Staatsrat in Mitau verstorbenen Joh. Friedrich von Recke zusammengebracht worden ist. Es ist vergnüglich, seinen ausgebreiteten Briefwechsel daraufhin durchzusehen. Jede Gelegenheit benutzt er, um sich in den Besitz von Autographen berühmter Männer seiner Zeit oder der Vergangenheit zu setzen. Er begnügt sich nicht damit, Briefe und Akten zu sammeln, er bemüht sich auch, die Personalien und die darin erwähnten Vorfälle, Büchererscheinungen, Hoffnungen und Befürchtungen usw. aufzuklären. Ein Beweis dafür ist ein interessanter Brief, den ihm am 11. September 1838 aus Königsberg Karl Friedrich Wilhelm Cruse, damals noch Privatdozent, 1840 ausserordentlicher, 1844 ordentlicher Professor der Medizin daselbst,<sup>1)</sup> geschrieben hat. Cruse ist am 1. Mai 1803 in Mitau als Sohn des reformierten Predigers und Professors am Gymnasium Karl Wilhelm Cruse<sup>2)</sup> geboren und besuchte vom 9. Juli 1817 ab das Mitauer Gymnasium, um dann in Königsberg und Berlin zu studieren.<sup>3)</sup> Daher Recke's Bekanntschaft mit ihm. Recke hatte sich an ihn gewandt, um durch seine

---

<sup>1)</sup> August Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten u. Völker 2, 109.

<sup>2)</sup> Karl Dannenberg, Zur Geschichte u. Statistik des Gymnasiums zu Mitau. Mitau 1875, S. 16 f. Gödeke, Grundriss 7, 470 f.

<sup>3)</sup> Dannenberg S. 111.

Vermittelung einige „antiquarische Seltenheiten“ zu erlangen. In erster Linie hatte Recke den Wunsch nach Handschriften Friedrichs des Grossen geäußert; bisher hatte er nur ein Aktenstück mit dem eigenhändigen Namenszug des Königs erwerben können. Cruse kann ihm in dieser Hinsicht leider nicht zu einer Bereicherung seiner Sammlung verhelfen, doch schickt er ihm einstweilen zur Entschädigung ein Briefchen von dem Oberregierungsrat im Preussischen Kultusministerium Johann Karl Hartwig Schulze.<sup>4)</sup> Recke hatte ferner um nähere Auskunft gebeten wegen zweier Briefe des bekannten Arztes und Popularphilosophen Johann Georg Zimmermann in Hannover.<sup>5)</sup> die ihm anscheinend Cruse besorgt hatte. Dieser schreibt ihm, dass die Briefe „allerdings an den Geheimrath Fritze gerichtet sein sollen“, und äussert seine Meinung betreffs der in dem einen Brief erwähnten Annalen. Uebrigens ist Cruse hier einem Irrtum erlegen. An den Fritze, den er meint, d. i. Johann Friedrich Fritze, Professor der Therapie am Collegium medico-chirurgicum in Berlin, Arzt der Charité und Geheimrat, gest. 1807 in Berlin,<sup>6)</sup> ist nur der erste der beiden in der Mitauer Autographensammlung liegenden Briefe von Zimmermann gerichtet, der andere gilt dem als feldärztlicher Organisator bekannten Johann Theodor Fritze, gest. 1793 in Halberstadt,<sup>7)</sup> mit dem zusammen Zimmermann Friedrich den Grossen während seiner letzten Krankheit behandelt hatte.<sup>8)</sup> Ich teile in folgendem nicht nur den Brief Cruses, sondern auch das darin erwähnte Schreiben Friedrichs des Grossen, sowie den Brief Schulze's und die beiden Briefe von Zimmermann mit, endlich auch noch ein Briefchen des grossen Königsberger Astronomen Friedrich Wilhelm Bessel<sup>9)</sup> an Cruse, das dieser gewiss ebenso wie den Brief Schulze's dem Mitauer Autographenjäger geschenkt hat.

4) Allgemeine Deutsche Biographie 33, 5 ff.

5) ebd. 245, 73 ff.

6) Hirsch 2, 449 f.

7) Allgemeine Deutsche Biographie 8, 116 f.

8) Vgl. die demnächst in den Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte erscheinenden Auszüge aus den Reisetagebüchern Heinrich von Offenbergs.

9) Allgemeine Deutsche Biographie 2, 558 ff.

Hochverehrter Herr Staatsrath!

Hochzuverehrender Herr!

Herzlich würde ich mich freuen, wenn ich auf die freundlichen Zeilen von Ihrer Hand, die mir durch meine Mutter mitgebracht wurden, durch die That antworten könnte. Bis jetzt ist mir solches noch nicht gelungen, obgleich mein alter Freund, der Buchhändler Unger, der noch immer einige Anhänglichkeit für Curland hat, mich bei einigen Nachforschungen nach den von Ihnen gewünschten anti-quarischen Seltenheiten treulichst unterstützt hat . . .

Die Handschriften unseres grossen Königes sind im Ganzen selten und schwer zu erlangen: was Sie besitzen, eine Unterschrift unter einer Urlaubsbewilligung oder etwas Aehnliches, ist, wie ich mir habe sagen lassen, schon ganz schätzbar. Doch hat mir ein Freund, der sich viel mit dergleichen abgiebt und auch häufig auf Reisen ist, versprochen, meiner zu gedenken, wenn ihm etwas der Art unter die Finger käme: ich wünsche nur, dass er in den Fall käme, sein bedingungsweise gegebenes Wort einzulösen. — Beifolgend erhalten Sie ein Briefchen von einem Manne, dessen Einfluss auf unser Universitätswesen nicht gering ist und der als einer der Herausgeber von Hegels Werken in der literarischen Welt bekannt ist,<sup>10)</sup> nämlich von dem Geheimen Ober-RegierungsRathe Dr. Johann Schulze. Mögen Sie aus diesem an sich unbedeutenden Beitrage nur ersehen, dass ich mich gerne Ihrer Sammlung förderlich erweisen möchte.

In Bezug auf die Briefe von Zimmermann muss ich bemerken, dass sie allerdings an den Geheimenrath Fritze gerichtet sein sollen. Fritze muss aber wohl einen Plan zu einer Zeitschrift mit sich herumgetragen haben, der nicht zur Ausführung gekommen zu sein scheint. Die Annalen, die erst seit 1791 erschienen und die ich selbst besitze, sind keine Zeitschrift, die auf die Mitwirkung mehrerer Fachgenossen gegründet war, sondern nur die ärztlichen Berichte über das im CharitéKrankenhaus vorgekommene bemerkens-

---

<sup>10)</sup> Ueber Schulze's Verhältnis zu Hegel vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 33, 12 f. Sch. beteiligte sich an der Herausgabe von H.'s hinterlassenen Werken; er übernahm den Neudruck der Phänomenologie des Geistes.

werthe.<sup>11)</sup> Mir ist keine medicinische Zeitschrift, die wirklich erschienen wäre, bekannt, auf die jene Stelle Bezug haben könnte; ich habe daher nur meine Conjectur ausgesprochen. —

Meine Frau empfiehlt sich Ihrem freundlichen Andenken und freut sich mit mir, Sie im nächsten Frühjahr wieder hier zu sehen; dann aber werde ich meine Massregeln (mit Hilfe der Behörden, wenn es nicht anders geht) so treffen, dass Ihr Aufenthalt nicht wieder so kurz wird, dass mein Haus einen vieljährigen Freund des Vaters und liebevollen Gönner des Sohnes zu bewirthen unterlassen müsste.

Erhalten Sie Ihre heutige Gesinnung auch ferner,

Hochverehrter Herr,

Königsberg  
d. 11<sup>ten</sup> Septbr.  
1838.

Ihrem  
treu ergebenen  
Wilhelm Cruse.

Vester, Lieber: Auff Euer Schreiben vom 24<sup>ten</sup> dieses, worinn Ihr um Eure placirung in Meinen Dienst nachgesuchet habt, melde ich Euch hierdurch zur Antwort, dass, wenn Ihr hier dienen wollet, Ihr abwarten müsset, bis was vakant wird. Denn jetzt ist alles besetzt, und Ich kan Meine Officers nicht todt schlagen. Ich bin übrigens Euer gnädiger

(Namenszug)

Berlin den  
29<sup>ten</sup> Decbr. 1784.

An den v. Buchholtz aus Curlandt.<sup>12)</sup>

Ew. Wohlgeboren danke ich aufs verbindlichste für die Aufmerksamkeit, welche Sie mir durch gefällige Mittheilung Ihres ver-

<sup>11)</sup> Annalen des Klinischen Institutes zu Berlin. Berlin 1791—95.

<sup>12)</sup> Ewald Christoph Alexander v. B., geb. 21. August 1765, gest. 14. Januar 1841, kgl. preuss. Lieutenant. Sehr bald muss für ihn was vakant geworden sein, denn schon in einem „Verzeichnis der i. J. 1786 im preussischen Heere dienenden Kurländer“ erscheint er als Fähnrich, Rgt. v. Krockow. — Uebrigens erinnere ich mich, den obigen Brief schon in einer Sammlung von Anekdoten des grossen Königs abgedruckt gefunden zu haben.



dienstlichen Beitrags zu der schwierigen Lehre über die Entzündungen bezeigt haben.<sup>13)</sup> Indem es mir eine angenehme Pflicht ist, den wissenschaftlichen Werth Ihrer Arbeit ehrend anzuerkennen, benutze ich sogleich mit Vergnügen diese Veranlassung, Sie der vorzüglichen Hochachtung zu versichern, mit welcher ich verharre

Berlin, den 22/4 38

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebener

Dr. J. Schulze.

---

Hannover, 8. Julius 1781.

Den 30. Junius schrieb ich Ihnen, mein hochverehrter Herr, und schickte Ihnen verschiedenes für die *Annalen*.

Seitdem fiel mir noch ein Brief von meinem Herzensfreunde Tissot<sup>14)</sup> in die Hände, wovon ich Ihnen hier einen Auszug für die *Annalen* mittheile. Sie setzen diesen Brief zuerst und dann den Brief über Pavia.

Sie sagen nicht, an wen diese Briefe von Tissot geschrieben sind, und von wem Sie dieselben erhalten haben. Dieser Brief hier von Tissot wird ebenfalls deutsch übersetzt.

Gestern abend erhielt ich Ihre *Annalen* von Leipzig. Ich habe noch kaum hineinblicken können. Aber so viel sehe ich gleich, dass Sie — hoch über alles wegfliegen, was man von der Art in Deutschland hat.

Das sey vorerst genug. Meine Freude über ihre *Annalen* kann ich Ihnen nicht ausdrücken.

Ich will Ihnen Hilfstruppen schaffen und auch selbst thun, was ich kann. Aber versprechen kann ich nichts und auf mich — müssen Sie nicht zählen.

Einen äusserst ingeniösen deutschen Arzt, meinen Herzensfreund, will ich aufbringen, dass er für Sie arbeiten muss.

---

<sup>13)</sup> Zur Lehre von der Entzündung. Physiologisch-pathologische, Bemerkungen. Rust's Magazin 51 (1838).

<sup>14)</sup> Simon-André Tissot kam 1780 als Professor der medizinischen Klinik nach Paris an die Stelle des nach Mailand gegangenen Borsieri, kehrte aber nach dreijähriger Lehrtätigkeit nach Lausanne zurück. Hirsch 5, 687 f.

Sie sollen und werden Licht in Deutschland anzünden und verbreiten. Sie fangen heroisch an und sind ein Artzt ganz nach meinem Herten.

Vale et ama!

J. G. Zimmermann.

Ich bin auf der Abreise.

---

Hannover, 1. November 1786.

Seit dem Tode des grossen Königs warte ich jeden Posttag, mit inniger Sehnsucht, auf die Nachricht, dass sein Nachfolger Alles gutgeheissen habe, was der grosse König für meinen Freund, den Herrn Hofrath Fritze in Halberstadt, gethan hat!

J. G. Zimmermann.

---

Ich bin trostlos, Ihre Karte gefunden, Sie nicht selbst gesehen zu haben, mein vortrefflicher Freund! — Einen praktischen Arzt wieder zu besuchen, zumal wenn man nicht gern abends ausgeht und frühmorgens der Collegia wegen nicht ausgehen darf, ist aber eine Art von Wildergänsejagd. — Daher schreibe ich: am 10. Febr. werde ich, mit der Erlaubnis des Präsidenten, den erhöhten Platz einnehmen, von dem herab er uns neulich eine Vorlesung gehalten hat, für die ich meinen besten Dank bei dieser Gelegenheit bezeuge. — Den Titel meiner Vorlesung können Sie zur rechten Zeit erhalten.

Der Ihrige

F. W. Bessel  
31. Jan. 43.

## Eduard Andersons Kriegstagebuch.

(Schluss.)\*

**-Brandenburg**      **S o n n t a g** d. 24 ten\*\*) kamen wir zeitig nach Genthien, wo wir den Oberstleutnant und Meyer nebst frischem Vorspann fanden, pfropften im Gasthaus schnell etwas in den Magen, und fuhren weiter. Bei anbrechender Finsternis trafen wir in Brandenburg ein, wo wir das Kürassier- und die Landwehretachements fanden, und wo Nikau uns verliess. Queisners und Mik. Quartier konnte ich nicht ausmitteln. Ich stand mit Bartsch zusammen bei einem Bäcker, wo man sehr gastfrei und freundlich in Worten, aber destoweniger in Werken war. Abendbrot und Lagerstätte waren schlecht, und umschantzt von einer Fülle des schönsten lieblich duftenden Backwerks des heil. Christabends, mussten wir an alten Semmeln nagen. **M o n t a g** d. 25 ten **C h r i s t t a g**. Noch im Finstern fuhren wir aus Brandenburg aus, und rollten bei trockenem Frostwetter auf der schönen Chaussee so rasch fort, dass wir schon gegen Mittag in Potsdam eintrafen. Im schwarzen Adler vor dem Brandenburgertore wurden wir von dem Obristleutnant mit einem schönen Mittagsessen bewirtet, der dann mit Meyern per Extrapost nach Berlin fuhr, bald kam auch unser Vorspann an, der diesmal in einem schönen Halbwagen bestand. Zwar hatten wir Mühe, hier alle unsere Bagage einzupacken, und mussten uns bei der Gelegenheit erst mit unserm Fuhrmann eine Weile herum zanken. Als dies aber glücklich überstanden war, rollten wir rasch und bequem durch das schöne Potsdam und über die unvergleichliche Chaussee nach

\*) Indem wir die schlichten Tagebücher Andersons zum Abschluss bringen, die vielfach Interesse erweckt haben, bitten wir unseren Leserkreis ähnliche Aufzeichnungen der Redaktion zugänglich machen zu wollen.

Der Herausgeber.

\*\*) nämlich Dezember.

Berlin, wo wir schon im Finstern ankamen. Nachdem wir mit vieler Mühe den Gasthof ausgemittelt hatten, in dem unser Obristl. stand, machten wir uns auf den Weg, um nach dem uns von Meier besorgten Billet unser Quartier aufzusuchen. Wir fanden es, wurden aber mit der Erklärung empfangen, dass man uns unmöglich aufnehmen könne, da schon der Flügeladjutant des Königs, der Major Brauchitsch, dort stünde. Der Wirt, ein Kaufmann, setzte sich mit unserm Billet sogleich in Marsch nach dem kölnischen Rats-  
78 hause, um es auszuwechseln, kam aber nach einer guten halben Stunde mit der Nachricht zurück, dass man ihm kein anderes Billet hatte geben wollen. „So bleiben wir also hier“. „Nein meine Herren, das ist eine reine Unmöglichkeit.“ Mit diesen Worten setzte er sich wieder in Trab, um uns in einem benachbarten Gasthause unterzubringen. Auch dies ging nicht, da alle Gasthäuser mit Fremden angefüllt waren. Uns verging endlich die Geduld, und wir bestanden darauf bei ihm zu bleiben. Dies war und blieb aber nach seiner Behauptung eine vollendete Unmöglichkeit, und  
79 der dritte Marsch ward angetreten, um uns bei einem Nachbarn unterzubringen. Wir vertrieben uns unterdessen die Zeit mit einem paar Flaschen Mannheimer, die uns auf des Bartsch Bitte um ein Glas Wasser vorgesetzt wurden. Endlich erschien unser Mann mit dem Geheiss ihm zu folgen. Er führte uns in eine benachbarte Strasse 4 Treppen hoch in ein kleines Stübchen, wo wir ausser einer alten Frau als Wirtin noch 2 Gardisten fanden. Des langen Wartens müde, liessen wir uns indessen alles gefallen, und blieben da. Nun schritten wir unverzüglich zu den nötigen Unterhandlungen mit der Wirtin wegen des Abendbrots, in welcher Angelegenheit diese es für nötig fand, einen Bevollmächtigten an ihren  
80 Patron zu senden, um über das zu erwartende Vergütungsquantum Erkundigung einzuziehen. Erst nachdem dieses in der Antwort auf 4 ggl. per Mann festgesetzt war, wurden uns einige Enden Wurst mit Zubehör gereicht, an dem wir uns vergnügten Sinnes sättigten, und darauf in einem engen Bette von den Beschwerden des Tages ausruheten. Dienstag d. 26 ten 2ter Christtag. Ich hatte vorzüglich deshalb so nach Berlin geeilt, um an diesem Tage die vorzüglichsten Prediger zu hören. Dieser Wunsch wurde aber durch

die Weitläufigkeiten vereitelt, die mit der Besorgung eines neuen Quartiers und der Portionen verbunden war. Meyer bekam einen Brief von seiner Frau, worin diese ihm ihre Entbindung von einem gesunden Sohne meldet, auf das Wohl des jungen Ankömmlings wurde bei Josty eine Schale Schokolade getrunken, und dann von meiner Seite die Quartierwanderungen angetreten. Der Commandant, das kölnische Rathaus, der Kriegscommissair in der Behrenstrasse, das alte und das neue Quartier mussten hier der Reihe nach besucht werden, das letztere erhalten wir, ich und Bartsch, in der Spandauer Strasse bei dem Buchdrucker Diterici, wo uns die Hausfrau sogleich beim Eintritt auch in den artigsten Ausdrücken mit der Erklärung bewillkomnete, sie könne uns nicht aufnehmen, da sie schon 6 Gardisten im Quartier habe. Wir liessen uns jedoch nicht abweisen, und wurden denn endlich in einem Hintergebäude bei Mietsleuten inquartiert, die uns jedoch recht freundlich aufnahmen, und wo es uns recht wohl gefiel. Wir mussten zwar mit ihnen in einer Stube hausen, allein diese war recht geräumig, und in den Menschen verriet sich eine Lage, die für solche Leute schon Wohlhabenheit genannt werden kann.

(Rastenburg, den 14. Juli.)

Die Frau war auch eine feine Berlinerin, aber von dem guten Schlage, der Mann ein echter Pollak in Sprache und Sitten, übrigens auch guten Gemüts. Der Sohn von Diterici, jetzt Ingenieur-offizier, erinnerte sich zwar unseres Zusammentreffens auf der Universität in Königsberg, doch liessen mich die Leute übrigens meiner Wege gehen. Durch die Abreise des Bartsch nach einigen Tagen gewann mein Aufenthalt an Bequemlichkeit und ohne Pferd und Geschäfte wie ich war, hatte ich die schönste Musse, mich in dem schönen Berlin noch recht umzusehen. Doch die bleierne Hand der Apathie lastete noch immer auf mir, und liess mich diese Gelegenheit wenig benutzen. Ich sah eigentlich nichts Neues mehr, und auch Weniges von dem schon Bekannten genauer, auch in Charlottenburg war ich nicht. Mit Queisner und Mikulowsky, die zurückgeblieben waren, während der Obristleutnant schon am 2ten Feiertage per Extrapost, Meyer am Mittwoch mit der ordinären Post, und die Jäger zu reiten und mit Vorspann abgegangen waren, kam ich wohl täglich zusammen, und wir waren bisweilen nach

84 alter Weise auch recht vergnügt. Viel beschäftigte mich und Mikul. der Einkauf einiger Dinge, die wir den Unsrigen zum Geschenk mitbringen wollten, auch waren wir noch einmal im Schauspiel, wo ich mich an dem Göthe'schen „Götz von Berlichingen“ herzlich langweilte. Sarfuss wurde ebensowenig vergessen. Freitag zog Mikulowsky allein zu reiten ab, um durch Pommern und über Danzig in die Heimat zurückzukehren, Burchard und Queisner, der sein Pferd verkaufte, mieteten sich zusammen eine Wohnung in der Leipziger Strasse, um in Berlin ihre Anstellung in Civil zu betreiben, ich liess mich mit meinem Freipostpass zum Neujahrstage einschreiben, und konnte nun schon das Ende meiner Reise  
85 und meines Jägerlebens berechnen. Es war durchaus nichts, was mich an Berlin fesselte, und doch sah ich mit einer gewissen Wehmut der Abreise entgegen, die man vielleicht immer empfindet, wenn man einen Ort, in dem man sich auch nur 8 Tage aufgehalten hat, für immer zu verlangen glaubt. Habe ich erst den Postwagen bestiegen, dann lebe wohl Berlin, Magdeburg, Aschersleben, Detmold, Elberfeld, Rhein, alles alles, für immer, ich kam, sah und ging davon, um Euch nie wiederzusehen. Gefesselt durch Amt und Weib und Armut an die vaterländische Scholle, von zunehmenden Sorgen und Jahren gedrückt, werde ich nie mehr leichten Sinnes die weite Welt vor mir offen liegen sehen, nie mehr auf munterem Ross der sich neigenden Sonne folgen, und das wechselnde  
86 Spiel des Lebens im fernen Lande wahrnehmen! Diese und ähnliche Gedanken und zugleich die Trennung von meinen beiden treuen Marschkameraden, die mir durch langen Umgang und ihre wirklichen Vorzüge so wert geworden waren, erregten gewiss dieses Gefühl der Wehmut in mir bei dem Gedanken an die Heimreise, welches man leicht für Gleichgültigkeit gegen die Heimat und die Meinigen deuten könnte, von der ich mich doch durchaus rein fühle. Am Tage vor meiner Abreise und zugleich am letzten Tage dieses Jahres, hatte ich noch die unerwartete Freude, unsern guten König und seine Familie zu sehen, es geschah in der Domkirche, wo er der Abendmahlfeier seiner vor 8 Tagen vorher eingesegneten zweiten Tochter beiwohnte. Der Hofprediger Ehrenberg hielt dabei eine sehr schöne Predigt, deren vollständiger Inhalt mir aber schon entfallen ist.

## Jahr 1816.

Es war am ersten Tage dieses Jahres um die Mittagstunde, 87  
als ich nach der Trennung von meinem lieben Queisner einen der  
4 Beiwagen bestieg, welche zu der im Ganzen mit 24 Offizieren  
und Jägern beladenen Post gehörten, und bei heiterm Frostwetter  
durch das Frankfurter Thor, der lieben Heimat entgegen rollten.  
Ganz anders als vor 5 Monaten auf einem kriechenden Achsen-  
wagen, flogen wir jetzt in raschem Trab über die Chaussee bei  
Münchenberg, wo wir des Abends ankamen, ein paar Stunden blie-  
ben und Abendbrot assen. Ich hatte mir, um Kosten zu sparen, in  
Berlin eine Marschroute für die Post geben lassen, um davon, wo es  
ginge, Gebrauch zu machen. Hier versuchte ich es, allein da der 87a  
Bürgermeister nicht zu Hause war, und erst gesucht werden musste,  
so war mir die Zeit bis zu seiner Rückkehr zu lange, und ich ass  
im Posthause. Nacht über froren wir ziemlich auf dem offenen  
den 2. Beiwagen, doch half sich jeder so gut er konnte, und bei Anbruch  
des Morgens waren wir in Cüstrin, wo gefrühstückt wurde, des  
Landsberg Abends in Landsberg, wo ich zuerst von meiner Marschroute Ge-  
brauch machte. Ich bekam ein Quartier bei sehr guten Leuten dicht  
neben dem Posthause, ass ein schönes Abendbrot und unterhielt  
mich mit den 3 oder 4 anwesenden Mädchen, welche unser Regiment  
aus ihrer frühern Garnison, und namentlich den Rittmeister Münch-  
hausen sehr genau kannten. eine wurde von den andern mit ihm  
aufgezogen. Hier kam ich in den bedeckten Hauptwagen, und hatte 88  
es also in der zweiten Nacht viel besser. Des Morgens waren wir  
den 3. in Woldenberg, Mittag in Hochzeit, wo ich auch lieber beim Bauer  
umsonst, als im Postwagen für schweres Geld dinierte, des Abends  
in Schloppe, wo ich mir das Abendbrot eines Juden gefallen liess.  
Bis hiehier hatten wir noch keinen Tropfen Schnee gesehen, son-  
den 4. dern überall nur hart gefrorene Erde, von der westpreussischen  
Grenze an, gab's Schnee in Menge, so dass, als wir in Zastrow ge-  
frühstückt, in N. N. Mittag gegessen hatten, und nachts in Conitz  
angekommen waren, unser Postkasten auf einen Schlitten gesetzt  
den 5. werden musste. Nun gings auch am folgenden Tage wie ein Blitz  
vorwärts, Tuchel passierten wir noch vor Anbruch des Tages, und  
frühstückten im Posthause jenseits der Stadt. Mitten in der Heide

88a wurde Mittag gehalten, und um 11 Uhr des Nachts fuhren wir jenseits Neuenburg getrost auf die befrorene Weichsel. Auf diesem mir so gefährlichen Flusse, hatten wir das erste Abenteuer, welches gewiss auch sehr gefährlich hätte ablaufen können, wenn Gott uns nicht, wie mich damals, beschützt hätte. Zehn Menschen, sassen wir dicht gedrängt, zum Teil schon schlafend, in dem eng verschlossenen Postkasten, eine brennende Laterne, die wir uns mehr des Spasses, als um irgend eines Gebrauchs willen angeschafft hatten, vor uns. Als wir den Damm diesseits der Weichsel, die wir ohne alle Fährlichkeit passiert hatten, hinauffahren, plötzlich fühlen, dass unser Carcer sich neiget und umrollt, und wir beinahe auf den Köpfen stehen. Alles fing jetzt an sich in einem wilden Chaos durcheinander zu bewegen, um eine senkrechte Stellung zu gewinnen, jeder drängte sich nach der Türe, die erst nach verschiedenen vergeblichen Versuchen geöffnet wurde, und unbarmherzig wurden bei dem Streben eines Jeden zur freien Luft zu gelangen, der Leib des Einen von den Füßen des Nachbars bearbeitet. Während dieser gährenden Bewegung schallte aus der Tiefe der dumpfe und ängstliche Ton eines um Hilfe Flehenden, in dem wir bald den Leutenant Runge erkannten. Doch erst als wir alle herausgestiegen waren, konnten wir mit Hilfe der obgleich betretenen, doch durch eine göttliche Schickung brennend gebliebenen Laterne erkennen, dass der schwere Geldkasten, auf dem er und 2 andere gesessen, sich beim Fall aus seinen Schrauben losgerissen, und dem armen Menschen auf die Brust gefallen war. Drei von uns mussten alle Kräfte anstrengen, um diese Last nur so weit zu heben, dass ein 4ter den Leidenden hervorziehen konnte, hätte er noch einige Minuten in dieser Lage bleiben müssen, so wäre es vielleicht um ihn geschehen gewesen. Wir brachten ihn in den benachbarten Krug, wuschen seine Brust mit Spiritus, und gaben ihm Wein zu trinken. So erholte er sich wieder, hatte aber doch bedeutende Schmerzen auf der Brust. Ein anderer unserer Gefährten, Ciala, den wir unter den Tornistern, Mantelsäcken und Felleisen im Hintergrunde des Postkastens hervorzogen, kam mit der blossen Angst davon. Bei dem Versuch, den Schlitten aufzuheben, brach der obere Kasten ganz vom Untergestell ab, es mussten also alle Sachen



auf die Beiwagen gepackt, und der Kasten liegen gelassen werden. 91  
 So kamen wir endlich um 1 Uhr in Marienwerder an. Da ich hier  
 Marienwerder einen Posttag überspringen wollte, so liess ich mir ein Bett setzen,  
 und schlief nach einer angreifenden Reise von 5 Tagen und 5 Näch-  
 den 6. ten im kalten Winter, ganz vortrefflich bis nach 8 Uhr des folgen-  
 den Morgens. Da bemerkte ich zu meinem grossen Verdruss, dass  
 mein Säbel fort war, den mein Reisegefährte aus Versehen wieder  
 aufgepackt und mitgenommen hatte. Ich musste mich am Ende  
 darüber beruhigen, und ging zu Schröers. Friederike kannte mich  
 gar nicht mehr, und es dauerte lange, bis sie mich und den Freund  
 ihres Bruders, der sie vor 5 $\frac{1}{2}$  Jahren besuchte, für eine und dieselbe  
 Person erkannte, die Alten empfingen mich mit der erwarteten  
 Herzlichkeit, so wie Adolph. Bald fand sich denn auch zwischen 91.a  
 Friederike und mir der alte herzliche Ton, der aber jetzt aus be-  
 greiflichen Ursachen weit unbefangener war als in G u r s k e. Ich  
 brachte 4 Tage bei diesen vortrefflichen Menschen zu, und obgleich  
 Schröer fast immer seiner Arbeiten wegen abwesend, die Uebrigen  
 vom Husten geplagt, und Adolf ordentlich krank und bettlägerig  
 war, so vergingen mir diese 4 Tage unter mancherlei Gesprächen  
 doch sehr angenehm, und recht ungern trennte ich mich von diesem  
 lieben Hause.

Mittwoch d. 10ten des Morgens fuhr ich von M. ab, ass  
 Mittag in Riesenburg und war des Abends in Pr. Holland, wo ich  
 Pr. Holland wegen Quittänen die Post fahren liess, und in der Nacht in  
 weichen Betten gehörig ausschlieff. Am folgenden Tage be-  
 suchte ich den Prorektor Glogau und den Bürgermeister Kir ch-  
 ner, Wendland's Freund, die mich beide mit vieler Herzlichkeit 92  
 empfingen. Während unserer Beratschlagungen, wie ich wohl am  
 besten nach Quittänen kommen könnte, fiel dem Bürgermeister  
 plötzlich ein, dass heute Abend die Hochzeit des Pfarrers in R o-  
 g e h n e n sei, zu welchem er und viele Holländer von der einen, und  
 die Quittäner von der anderen Seite eingeladen wären, ich dürfte  
 mich also nur entschliessen, mit auf die Hochzeit zu kommen, so  
 wären alle Schwierigkeiten gehoben. Dazu wollte ich nun so ge-  
 radezu mich nicht entschliessen, wohl aber bat ich den Bürger-  
 meister, den Quittänern mein Hiersein und meinen Wunsch, sie zu

besuchen, zu melden, und ihnen das Weitere zu überlassen. Dann ging ich zu Glogau und wartete auf Wilhelm Wendland aus Weeskenhoff, an den ich geschrieben, und ihn in die Stadt gebeten hatte. Er kam nicht, wohl aber gegen Abend der Quittan'sche 93 Schlitten zu meiner Abholung nach Rogehnen. Dort fand ich eine recht zahlreiche Gesellschaft von Honoratioren aus Pr. Holland und der Nachbarschaft, unter welchen aus Quittänen die Amtmännin Leinweber allein, die mich mit der alten Freundlichkeit begrüßte. Jetzt lernte ich den Pfarrer Riese aus Grünhagen kennen, den ich auf den Hinmarsch nicht zu Hause gefunden hatte, und sprach viel mit ihm über unsere Familie, auch der Superintendent Jedosch, der mir breviter die Rektorstelle in Pr. Holland antrug und nebst dem Bürgermeister sehr in mich drang, sie anzunehmen, ich erklärte die Sache *ad delibendum* nehmen zu wollen. Mehr als er interessierte mich seine Tochter Hannchen, das schönste und gebildetste unter den vielen anwesenden Mädchen. Da ich 94 unter ihnen der einzige junge Mann war, so hatte ich bei unsern nachherigen Spielen und Unterhaltungen eine sehr angenehme Rolle, die ich hier mit mehr Lebhaftigkeit und Leichtigkeit spielte, als mir sonst eigen ist. Es wurde der Amtmännin ziemlich schwer, mich um 12 Uhr mit sich zu bekommen, um so mehr, da ich von den Wirtsleuten sehr dringend zum Längerbleiben genötigt wurde. Noch kann ich es kaum dem alten — — vergeben, dass er dies Ultimatum der Amtmännin unterschlug, und mich so um einige sehr frohe Stunden brachte. Mitten in der Nacht kamen wir in Quittänen an, und am folgenden Morgen früh musste der Amtmann in Geschäften ausfahren, so dass ich ihn gar nicht sprach. Malchen fand ich diesmal zu Hause, verschönert durch die Liebe zu einem edeln Jüngling, meinem Freunde Gäsbeck, dessen Verlobung mit 94a ihrer Tochter mir die Amtmännin beim Frühstück kund tat. Voilà donc disparues toutes ces douces phantaisies, à qui je me liorais quelquefois; mais si je ne m'en étais pas aperçu, auparavant, il fallait bien le voir à cette occasion, que ce n'avaient été, en effet que des phantaisies, et point du tout; la tranquillité, avec laquelle j'entendais cette nouvelle et la naïveté, avec laquelle en badinant je faisais des reproches à la mère et à la fille, d'avoir préféré un autre à moi,

qui la portais dans mon coeur, me prouvaient assez, que je ne l'avais aimé jamais; aussi ce ne seroit pas, je crois, une femme pour moi, il m'en faut une, qui soit d'un caractere plus oif. Uebrigens gab dieses neue Verhältnis Malchens Veranlassung zu manchen inter- 95  
essanten Unterhaltungen, indem ich mir ein Vergnügen daraus machte, mir die Entstehung und die Fortschritte ihrer Verbindung von Malchen selbst erzählen zu lassen, und mich an dem Erröten zu weiden, mit dem das liebliche Mädchen sich diese Relation zum Teil abzwängen liess. Sonnabend wollte ich wieder nach Pr. Holland, um mit der Post weiter zu fahren, als eben der Amtmann nach Hause gekommen war, es wurde aber von allen Seiten so sehr in mich gedrungen, und ich selbst gefiel mir so sehr unter diesen lieben Menschen, dass ich mich endlich bewegen liess, noch bis zum nächsten Posttag zu bleiben. Da ich jedoch Wilhelm Wendland für heute wieder nach Pr. Holland bestellt hatte, so musste mir der Amtmann einen Schlitten geben, und ich fuhr nach der Stadt. Dort 96  
fand sich Wendland ein, ein lieber Junge, dem die Redlichkeit aus jedem Zuge des Gesichts spricht. Wir kannten uns gegenseitig nicht mehr, doch fasste er bald Zutrauen zu mir und wir gewannen uns herzlich lieb. Beim Bürgermeister war ich ganz wie zu Hause, und der Prorektor zeigte sich sehr freundschaftlich. Von dem Rektorat war viel die Rede, und ich liess mir die Tabelle von den Einnahmen geben, die ich jedoch unter meiner Erwartung fand. Des Abends fuhr ich ab, begleitet von Wendland, bis unsere Wege sich trennten. In Quittänen brachte ich nun noch  $3\frac{1}{2}$  Tage äusserst angenehm zu, musste viel von meinen Reiseabenteuern und dem Leben in Frankreich erzählen, trank alle Abende mein Glas Punsch mit dem Alten, plauderte mit der Mutter, scherzte mit der Tochter, deren Zutrauen zu mir, mich sehr erfreute, (ihre Liebescorrespondenz) und spielte mit den Kindern, die mir alle sehr gut waren. Direktion über die Wurstmachung. — Die Frau Oberförsterin. — Das Verirren zu der reizenden — Mittwoch d. 17ten schickte mich der Amtmann nach Pr. Holland, wo nun auf's Neue die Nötigungen zum Dortbleiben und zur Teilnahme an dem morgen stattfindenden Friedensfeste begannen. Allein so ungern ich diesen wichtigen Tag auf dem Postwagen zubringen wollte, so liess ich

mich doch nicht bewegen, besonders da nicht von dem Aufschube dieses einen, sondern gleich dreier Tage die Rede war, die ich bis zum Abgange der nächsten Post noch in Pr. Holland hätte zubringen müssen. Siehe, da traten, als bei Bürgermeisters am Abendbrotische sitze, 4 Jäger in die Stube, und verlangen Vorspann für  
97a morgen nach Königsberg. Gleich schoss mir und dem Bürgermeister der Gedanke durch den Kopf, diesen Umstand zu benutzen, um mir das Hierbleiben für morgen möglich zu machen. Die Jäger liessen sich leicht bewegen, einen Tag hier zu verweilen, und mich übermorgen mitzunehmen. So verlor ich nur einen Tag, den das Friedensfest wohl verdiente, und — blieb. **D o n n e r s t a g d. 18 t e n,** der Geburtstag meines unvergesslichen Bruders, war also zur Feier des Friedensfestes bestimmt, der einen der blutigsten und zugleich für mein Volk glorreichsten Kriege, und den vieljährigen Leiden von Millionen ein Ziel setzte. Ich ging vormittags in die Kirche, die vollgedrängt von Menschen war, fand aber wenig Erbauung an  
98 der wegen seiner Sprache für mich ganz unverständlichen, und nach dem, was ich verstand, auch sehr gehaltleeren Predigt des Superintendenten. Der Gesang der Mädchen vom Chor war recht schön. Zu Mittag ging ich zum Superintendenten, der mich bei meinem gestrigen Besuch dazu eingeladen hatte, und hatte mit seiner wirklich schönen und sehr einnehmenden Tochter, eine äusserst angenehme Unterhaltung. Die Mutter, die ich jetzt auch kennen lernte, gefiel mir durch ihren Patriotismus und ihre Anspruchslosigkeit, in welchen letzteren Punkten sie gerade das Gegenstück von ihrem aufgeblasenen Manne zu sein scheint. Gegen mich war dieser Egoist jedoch sehr artig, und suchte mir die Vorzüge des holländischen Rektorats im vorteilhaftesten Lichte zu zeigen. Hätte ich mich  
98a fest bestimmen wollen, so wäre das Zureden aus Hannchen's reizendem Munde wohl wirksamer gewesen, als die Gründe ihres Herrn Papas. Ich erklärte, im Fall ich nicht Aussicht zu einer Anstellung im gelehrten Schulfache fände, die hiesige Stelle einer jeden andern vorziehen zu wollen, und darüber meine Entscheidung schriftlich zu geben. Nachmittags war ich bei Bürgermeisters, wo unser Wendland sich wieder eingefunden hatte, und mit ihnen ging ich des Abends in die Gesellschaft. Versammlung der Honoratioren,

die die Feier des Tages krönen sollte. Ich fand dort eine gewaltige Schar von Frauzimmern, worunter wieder Hannchen und mehrere hübsche Mädchen waren, mehrere alte Ehekrüppel und ausser dem Prorektor und dem Schreiber Schuhmacher von Weeskenhoff, den beiden Maitres de plaisir, die 4 Jäger hatten die an sie ergangene Einladung nicht angenommen, kaum 2 oder 3 junge Männer. Anfangs hatte ich einige Langeweile, dann aber, als die Gesellschaft sich mehr untereinander mischte, fand sich's, und ich war recht vergnügt. Die Schuljugend sang unter den Auspizien des Herrn Kantor, und Begleitung einiger Instrumente, ein erbärmliches Friedenslied des Herrn Diakonus Klinger, recht hübsch, worin uns, wie schon heute in der Predigt, die ganze Geschichte des Krieges, die jedes Kind weiss, von 1812—1815 mit lästiger Weitläufigkeit und in schwulstigen Versen erzählt, und dann einige Nutzenwendungen und Ermahnungen gleichen Kalibers hinzugesetzt wurden. Dann wurden einige Gesellschaftsspiele gespielt, die mir viel Vergnügen machten, dann, sehr köstlich gegessen, (das Trinken bezahlte man), und endlich — getanzt, obgleich erst nach Ueberwindung der Skrupel des jungen Diakonus Weiss von Mühlhausen, und der Zuhilfenahme eines Schulknaben und des alten Landbaumeisters nur 6 bis 8 Tänzer zusammengebracht wurden. Die Damen verdankten dieses Vergnügen der Standhaftigkeit des Prorektor, der nicht eher nachliess, bis er die Polonaise im Gange sah, bei dieser blieb es auch dann meistens, weil davon Mancher teilnahm, der sich zu keinem anderen Tanz verstand. Doch wurden auch ein paar Françaises und Schleifer getanzt. Hannchen war durch kein Zureden und Bitten zu bewegen, einen anderen Tanz als Polonaise zu machen. Ungeachtet dieser Mängel war ich recht vergnügt, und sehr ärgerlich, als schon um 12 Uhr alle älteren Herren und sämtliche Damen abbrachen. Alle Versuche des Prorektor, die Gesellschaft länger zusammenzuhalten, waren vergeblich, man wollte auch am Friedensfeste nicht von der alten bürgerlichen, und an sich gewiss lobenswerten Sitte abweichen. Beim Abschiede legte es mir Hannchen nohmals ans Herz, ja ein Holländer zu werden, es ist gut, dass ich es nicht geworden bin, denn in dies Mädchen hätte ich mich in aller Form bei längerem Zusammensein verlieben können, ich war

schon auf dem besten Wege dazu, und etwas Kluges wäre daraus schwerlich herausgekommen. Wir jungen Männer blieben bei einigen Bowlen Punsch, die der splendide Prorektor anfahren liess, noch bis 2 zusammen, und wurden von einem jungen Offizianten beim Trainwesen, der auf dem Durchmarsche hier im Quartier stand, und von seinem Wirt in die Gesellschaft eingeführt war, durch Erzählung und Recitierung einiger seiner recht hübschen Gedichte, angenehm unterhalten, auch waren wir nicht zu philiströs, bei einer solchen Gelegenheit den Gesang zu vergessen. Freitag d. 19ten des Morgens fuhren wir fünf in 2 Schlitten von Pr. Holland ab, nachdem ich meinen freundlichen Wirtsleuten, den Bürgermeisters, 102 für ihre gastfreie Aufnahme herzlichen Dank gesagt hatte. An meinen Reisegefährten hatte ich eben nicht viel Unterhaltung, es waren Littauer, Jäger vom 2ten ostpreuss. Dragonerregiment, und zum Teil wenigstens von ziemlich gemeinem Schlage. Auch bedurfte ich keiner anderen Unterhaltung, als die mir die Erinnerung an die Vergangenheit, und die Vorstellung der nahen glücklichen Zukunft gewährte. In Mühlhausen, wo ich Bruno auf ein Weilchen besuchte, erhielten wir bald frischen Vorspann, und auch in Braunsberg hielten wir uns, obgleich es schon finster war, nur so lange auf, bis wir neue Schlitten erhielten, auf denen wir nach dreimaligem Umwerfen, Heiligenbeil glücklich erreichten. Bei dieser 103 schnellen Fahrt, wobei wir uns natürlich nicht einquartieren lassen konnten, kam mir die reichliche Wegekost sehr zu statten, mit der mich die gute Amtmännin versorgt hatte, und die mich und meine Reisegefährten sättigte. Mit der Gans und einem Teile der Butter waren wir glücklich fertig, als ich beim Umwerfen im Finstern die Lischke verlor, worin noch etwas Butter, Brot, und ein Sülz für Gäsbeke war. Zum Glück hatte ich auch Briefe an ihn, um derentwillen er diesen Verlust eher verschmerzen konnte. In Heiligenbeil hatte ich mit zweien ein elendes Quartier bei einem ehemaligen Chirurgen, dasselbe, in dem Mikulowsky und Queisner auf dem Hinmarsche gestanden hatten. Sonnabend d. 20ten hofften wir bestimmt Königsberg zu erreichen, auch waren wir gleich 104 Nachmittag in Brandenburg. Allein hier erklärte man uns zu meinem Aerger, dass wir heute durchaus keine Fuhr, und auch morgen

Heiligenbeil

Brandenburg

nur einen zweispännigen Schlitten erhalten könnten, auf den uns unsere Marschroutenur nur wies. Nach einigen vergeblichen Versuchen, auf eine andere Weise fortzukommen, musste ich mich in mein Schicksal ergeben, und 3 Meilen vor Königsberg einen ganzen Nachmittag hindurch auf der Bärenhaut liegen. Glücklicherweise erhielt ich noch eins der besseren Quartiere, die in Brandenburg ein grosse Rarität sind, und besuchte, um die Langeweile und den Verdross zu vertreiben, Pfarrer Meyers, die den Herrn Vetter recht freundlich aufnahmen, und ein paar Stunden bewirteten und unterhielten.

Sonntag, d. 21ten. Da es viel Schwierigkeit gehabt hatte, wenn wir 5 mit Sattelzeug, Mantelsack usw. auf einem Schlitten uns hätten fortquälen müssen, so war es mir äusserst lieb, 3 Fussjäger anzutreffen, die mit weniger Bagage nach K. fuhren und mich mitnehmen wollten. Wir wählten den Weg übers Haff und hatten eine herrliche Fahrt, der Schlitten glitt über die Spiegelfläche des schneefreien Eises mit erstaunlicher Schnelligkeit fort, und das reine, heitere Winterwetter erhöhte nicht wenig die wonnevolle Stimmung, mit der ich die Türme der Hauptstadt des geliebten Vaterlandes widersah. Ungefähr um 10 Uhr fuhren wir durch den holländischen Baum, eine Viertelstunde darauf, stand ich vor der wohlbekanntem Ebel'schen Haustüre am neuen Markte, und liess meine Sachen abpacken. Die Bewohner waren in der Kirche, bald erschienen sie und bewillkomneten mich mit dem Zuruf der innigsten Freude. Ich sah meine Mutter wieder, die schon seit mehreren Tagen auf mich gewartet hatte. Welch ein Wiedersehen! Welch eine Umarmung! Doch keine Schilderung von Dingen, die nur geföhlt werden können. In den nächsten Tagen erhielt ich meinen Entlassungsschein von dem Oberstleutenant Chevallerie, und wenn ich gleich noch einige Wochen den grünen Rock trug, so hatte doch die Reise und der Jägercursus ein — — —

Ende.

# Vier Königsberger Briefe Eduard Flottwells 1849.

Von **Manfred Laubert.**

Im Mai 1849 wurde Flottwell an Stelle des zum Präsidenten der ersten Kammer erwählten Auerswald mit der interimistischen Wahrnehmung der Oberpräsidialgeschäfte in seiner damals mit Westpreussen vereinigten Heimatprovinz Ostpreussen betraut und führte sie bis August 1850. Seine Hoffnung, in Königsberg eine dauernde Wirksamkeit zu finden, scheiterte durch die Treibereien des Preussenvereins, dem der treue Freund und Schüler Schöns immer verdächtig blieb. Aus jenen Monaten sind vier Briefe Flottwells an seinen Schwiegersohn, den späteren Konsistorialpräsidenten Immanuel Hegel erhalten, die neben allgemeinen Fragen der inneren Politik auch die ostpreussischen Zustände berühren.<sup>1)</sup> Sie lauten:

1. Königsberg, 6. Juni 1849.

„Mein theurer Hegel! So wenig Einwendungen gegen den materiellen Inhalt des deutschen Verfassungs Entwurfs<sup>2)</sup> hier unter fast allen Theilen der Gesellschaft — mit Ausnahme der demokratischen Litteraten, welche natürlich immer von einer höhern Weisheit inspirirt sind — erhoben werden, ebensoviel Bedenken erregt dagegen der neue Wahlmodus für unsere 2te Kammer<sup>3)</sup> u. zwar nicht sowohl wegen einer ihm beizulegenden Verletzung der Ver-

<sup>1)</sup> Aus dem Nachlass mir von Frau Konsistorialpräsident Hegel freundlichst zugänglich gemacht.

<sup>2)</sup> Die s. g. Unionsverfassung, die dem von Preussen am 26. Mai mit Hannover und Sachsen geschlossenen Dreikönigsbündnis zu Grunde lag.

<sup>3)</sup> Am 30. Mai wurde das Dreiklassenwahlgesetz unter Aufhebung der geheimen Stimmabgabe eingeführt. Das Ergebnis war, zumal die demokratische Partei als Protest gegen diesen Rechtsbruch Wahlenthaltung beschlossen hatte, eine überwiegend gefügte Kammer mit über 200 Beamten unter den Abgeordneten.



fassung, als wegen des höchst zweifelhaften Erfolgs der Wahlen und ich läugne nicht, dass ich mich, soweit ich das Terrain hier kennen gelernt habe, diesem Zweifel selbst anschliessen muss. Wenn ich auch annehmen will, dass die erste Wähler Classe (die hochbesteuerte) lauter conservative Wahlmänner u. demnächst auch solche Abgeordneten wählen wird: so wird dagegen die zweite, welche den Mittelstand in sich schliesst, ganz die entgegengesetzte Richtung einnehmen, weil diese, sowohl in den Städten, als auf dem Lande gerade die oppositionellen Elemente in sich schliesst; in Betreff der dritten Classe glaube ich aber nur in den grössern Städten, wo das Proletariat von den Preussenvereinen gewonnen ist u. sich also auch ihren Einflüssen hingeben dürfte, ein günstiges Resultat erwarten zu dürfen, indem auf dem Lande nunmehr der unmittelbare Einfluss der Gutsherrn, Geistlichen und besser gesinnten Beamten durch die gänzliche Absonderung dieser Classe von Tagelöhnern, Knechten etc. paralysirt ist und diese daher den Einwirkungen der demokratischen Parteimänner, welche sich grossentheils dieser Classe anschliessen wird, (!) überlassen bleiben. Auch die Absonderung des Soldatenstandes, dessen Vermischung mit den Urwählern aus dieser Classe oft günstig eingewirkt hat, u. hier in Königsberg auch die Einschätzung der wenig zuverlässigen Subalternbeamten, welche zur Communalsteuer sehr niedrige Beiträge entrichten, in diese Classe wird sehr nachtheilig einwirken u. so fürchte ich, wird in dieser Provinz das Ergebnis der Wahlen kein erfreuliches seyn. Dies sind freilich nur erst Vermuthungen, aber sie sind nicht ohne Grund u. werden von vielen Leuten getheilt. Zwar rechnen die Preussenvereine viel auf ihren Einfluss, den sie auch durch einen hier gebildeten Provinzial Wahlverein zu verstärken suchen; aber sie verderben sich denselben wieder durch ihr schroffes Auftreten gegen jede andere politische Meinung u. durch eine zu einseitige Auffassung aller Verhältnisse, wovon ich hier schon manche Beispiele erlebt habe. ich blicke daher nicht ohne Sorge in die Zukunft, denn wenn auch diese Wahl in feindseeligem Geiste gegen die Regierung ausfällt, was wird dann geschehen? ich beabsichtige in der nächsten Woche eine Reise von etwa 13 Tagen in die östlichen u. südlichen Kreise der Provinz, wo die politische Aufregung

am stärksten ist, zu unternehmen u. werde dabei mein HauptAugenmerk auf die Vorbereitungen zu den Wahlen richten.

In der deutschen VerfassungsAngelicht habe ich nur zwei wesentliche Bedenken, welche

1. die Uebernahme der CentralGewalt Seitens der Preuss. Regierung, bei dem entschiedenen Widerspruch des Reichsverwesers<sup>1)</sup>

2. die Verlegenheit betreffen, in welcher sich diejenigen Regierungen befinden werden, welche die Vereidigung ihrer Truppen und Beamten auf die von der Nat.Versammlung entworfene Verfassung bereits haben ausführen lassen.

Theilen Sie mir doch mit, auf welchem Wege man dieser Bedenken gedenkt. Am gespanntesten sind meine Blicke jetzt auf Württemberg gerichtet, wo eine furchtbare Crisis bevorzustehen scheint, wenn die Regierung nicht Muth genug hat sich nunmehr fest an Preussen anzuschliessen u. ihre Armee mit der unsrigen zu vereinigen, um den demokratischen Schilderhebungen im Süden Deutschlands ein Ende zu machen. Den kleinen Rumpf des Frankfurter Parlaments wird man doch wohl in keinem Fall in Stuttgart aufnehmen<sup>2)</sup> u. dieser Beschluss der NatVerslg. wird also wohl ihr Todes Urtheil seyn. So bald es Ihre Zeit gestattet, schreiben Sie mir doch; Sie glauben nicht, wie gespannt ich auf die Entwicklung dieser Angelegenheit hinblicke . . . . .“

2. Königsberg, 19. September 1849.

„ . . . . Ihre Mittheilungen vom 14ten habe ich empfangen u. danke schönstens; die Denkschrift in Betreff der Eisenbahnen ist mir allerdings sehr interessant; möge der Antrag nur volle Genehmigung finden!<sup>3)</sup> In Beziehung auf die deutsche Frage sind meine

<sup>1)</sup> d. h. Oesterreichs, dessen Weisungen Erzherzog Johann damals blindlings folgte.

<sup>2)</sup> Am 24. Mai wurde in der Württembergischen Kammer der Antrag auf Abschluss eines Bündnisses mit den Aufständischen in Baden gestellt, um gemeinschaftlich die Reichsverfassung mit Gewalt durchzuführen. Das Rumpfparlament eröffnete gerade am 6. Juni, dem Datum des Briefes, seine Sitzungen in Stuttgart, denen jedoch die Regierung am 18. ein Ende machte.

<sup>3)</sup> Betrifft vermutlich das Gesetz über den Bau der Ostbahn, der westfälischen und der Saarbrückener Eisenbahn sowie die Beschaffung der dazu erforderlichen Geldmittel, das bald darauf in den Kammern zur Beratung gelangte.

Erwartungen sehr geringe; leider verdunkelt sich die Aussicht auf dies zu erreichende u. wünschenswerthe Ziel von Tag zu Tage mehr und meine Hoffnungen sind nur noch auf irgend ein Ereigniss gerichtet welches die Nothwendigkeit einer Vereinigung u. eines Anschlusses an Preussen, unbedingt herbeiführen muss, denn auf eine besonnene, vertrauensvolle u. hingebende Entschliessung ist von keiner Seite mehr zu rechnen.<sup>1)</sup> — Das SäbelRegiment gewinnt leider täglich an Stärke u. das kann u. wird das Glück der Völker doch niemals gründen . . . . .“

3.

Königsberg 18. Oktober 1849.

„ . . . . . Den Geburtstag des Königs haben wir hier unter einem wirklich grossartigen VolksJubel, der von Morgens Frühe bis in die Nacht hinein währte, ganz heiter verlebt. Der Preussen-Verein, unter seinem Haupte (Obrist v. Plehwe<sup>2)</sup>) hat hier wirklich Unglaubliches geleistet, worüber die Zeitungen wohl das Weitere verkünden werden. Ausserdem hat es fünf grosse Diners, zu 250 — 160 — 100 und je 50 Personen, gegeben; Abends zwei Bälle und eine ganz allgemeine und durchaus improvisierte Illumination, wobei der alte Schlossthurm sich wirklich höchst imposant darstellte, nebst einem Feuerwerk auf dem Schlossteich.

General v. Below<sup>3)</sup> und Präsident v. Zander<sup>4)</sup> sind nun auch dem an sie ergangenen Ruf in die Erste Kammer gefolgt; der erstere wird mit seiner Meinung dort nicht selten ins Gedränge kommen, wenn er seine Stellung als General a la suite im Auge behalten will; der letztere wird sich wenigstens nicht behaglich fühlen, aber doch nicht anstehen, dem Steuerruder des Ministeriums folge zu leisten. — Ich bin sehr begierig — aber nicht hoffnungs-

<sup>1)</sup> Diese Hoffnungen haben sich bekanntlich nicht erfüllt. Am 30. September schloss Preussen mit Oesterreich das s. g. Interim, das den alten Bund vorläufig anerkannte und das Dreikönigsbündnis sprengte.

<sup>2)</sup> Der spätere Führer der Reaktion in Ostpreussen, als General am 15. Februar 1858 im Duell erschossen.

<sup>3)</sup> Generalleutnant Gustav v. B., seit November 1848 Kommandeur der I. Division in Königsberg, nahm vom Oktober 1849 bis Februar 1850 an den Sitzungen der ersten Kammer teil.

<sup>4)</sup> Chefpräsi. des Appellationsgerichts und Kanzler des Königreichs Preussen.

voll — in Beziehung auf die Entwicklung der deutschen Frage und zunächst auf die Bildung der Zentral Gewalt; ich kann mir durchaus keine befriedigende Vorstellung davon machen u. danke Gott, dass ich fern von allen diesen politischen Kreuz und Quere Zügen stehe.

Unterlassen Sie doch aber nicht, meiner durch die grosse Entfernung sehr gesteigerten Begierde nach Nachrichten, zu gedenken; ich muss mich freilich, wie ich merke, daran gewöhnen, nur sehr ministeriell von Ihnen abgefunden zu werden.

Ich höre aber nicht auf, Ihnen für jedes Zeichen Ihrer Erinnerung dankbar zu seyn.“

4.

Königsberg 12. November 1849.

„ . . . . . Ueber unser häusliches Leben erhalten Sie mein lieber Hegel durch die Briefe der Mutter<sup>1)</sup> und unserer Clara<sup>2)</sup> immer die ausführlichste Kunde; ich darf also nur noch hinzufügen, dass ich in den wesentlichsten Beziehungen mich zufrieden und glücklich fühlen würde, wenn über meiner Zukunft nicht fortwährend der dunkle Vorhang schwebte, den auch die Aeusserungen des H. v. Auerswald gegen Sie, nicht zu erhellen vermögen. Ich sehe die Theilung des OberPräsidioms, besonders mit Rücksicht auf die damit zu verbindende Abtretung des Reg. Bezirks Bromberg, noch immer als ein schwer zu lösendes Problem an, welches in der Beurtheilung der Kammern, der dies Projekt doch wohl nicht wird entzogen werden können, noch auf viele Bedenken und Schwierigkeiten stossen wird. Indessen erkenne ich auch wieder an, dass von meiner Seite jetzt nichts geschehen kann und dass ich die weitere Entwicklung ruhig abwarten muss, wenn sich nicht etwa das durch die Zeitungen wieder verbreitete Gerücht von dem Rücktritt des Ober Präs. v. Bonin in Stettin, bestätigen und mir Veranlassung geben sollte, die mir früher eröffnete Aussicht auf dieses Ober Präsidium wieder in Anregung zu bringen, dabei aber durchblicken zu lassen, dass ich auch hier einen ganz erwünschten Wirkungskreis

1) Flottwells Gattin Auguste.

2) Flottwells fünfte Tochter, die 1865 Hegel nach dem Tod von dessen Gattin, ihrer Schwester Friederike (1861), heiratete.

finden werde, wenn man mir denselben eröffnen wolle. ich würde es daher sehr gern sehen, wenn Sie [mir] über die Wahrheit jenes Gerüchts bald möglichst eine Nachricht zukommen lassen wollten.<sup>1)</sup>

Die Herstellung der provisorischen Bundes Commission in Frankfurt scheint ja verschoben zu seyn<sup>2)</sup> u. ebenso die Vorbereitung zu den Wahlen zum deutschen Parlament.<sup>3)</sup> ich will nicht fürchten, dass sich erhebliche Bedenken gegen die bisherige ehrenhafte Richtung u. Handlungsweise unserer Regierung erhoben u. dieselbe wankend gemacht haben sollten, was ich in allen Beziehungen für höchst beklagenswerth erachten müsste. Denn nur in der unerschütterlichen Festigkeit unserer Regierung bei der Verfolgung ihrer Bahn, liegt die einzige Bürgschaft für das Gelingen des Werkes u. für das allmähliche Anschliessen der übrigen deutschen Länder an den Kern, den Preussen bildet! — Aber wir leben in einer Constellation, welche leider noch manche Inconsequenz u. Thorheit befürchten lässt . . . .“

Wir erschen aus diesen Briefen, dass auch Flottwell eine glückliche Entwicklung Deutschlands nur unter preussischer Führung für möglich hielt und nun, voll banger Sorge und mit äusserster Spannung den Gang der Ereignisse verfolgend, gleich vielen der besten und einsichtigsten Männer eine seiner Hoffnungen nach der anderen zu Grabe tragen musste. Hinsichtlich der inneren Politik steht er noch fest auf dem Boden der Regierung, ist aber weder blind für die Uebertreibungen der Rechten, die ihm selbst bald verhängnisvoll werden sollten, noch für die Anzeichen der beginnenden Reaktion, unter deren Herrschaft er sich nur mit Mühe und unter mancher Selbstüberwindung zu behaupten vermochte, bis ihn der Regierungswechsel von diesem Druck befreite und sogar wieder auf einen Ministerposten berief.

<sup>1)</sup> Flottwell wurde 1850 Oberpräsident von Brandenburg.

<sup>2)</sup> Die nach dem Interim vorgesehene provisorische Zentralgewalt aus je 2 Bevollmächtigten Oesterreichs und Preussens trat erst am 20. Dezember ihr Amt an.

<sup>3)</sup> Die Wahlen zum Erfurter Parlament erfolgten erst am 31. Januar 1850

# **Idealismus gegen Realismus**

im Hinblick auf die Lehren Kants.

Vortrag gehalten im Wissenschaftlichen Verein Liegnitz. April 1917.

Von Dr. **Christoph Schwantke.**

Man hat unser Zeitalter auch als das Zeitalter der Naturwissenschaft bezeichnet, nicht nur weil die Fortschritte der Naturwissenschaften immer überraschender und ihre Anwendungen immer unentbehrlicher werden, sondern auch weil die weitesten Volkskreise ein Hunger nach naturwissenschaftlicher Belehrung erfüllt. So ist nicht erstaunlich, dass auch die charakteristische philosophische Problemstellung unserer Zeit aus der Naturwissenschaft kommt. Vielleicht gewinnt es an Anschaulichkeit, wenn ich es Ihnen an meiner eigenen Erfahrung darstelle: Ich war durch meinen heimischen Menschenkreis und durch das Gymnasium so gut wie ausschliesslich in den philosophischen Gedankenkreisen der Ethik heimisch gemacht worden, in allen denen also, die sich auf unser Wählenkönnen des Richtigen und Guten und unser Verpflichtetsein zu diesem Wählen gründen, kurz gesagt also auf den Freiheitsbegriff. Als ich nun auf der Universität naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte, da zeigte sich eine ganz andere Welt: ich hörte, dass Geistiges irgendwie geheimnisvoll mit Grosshirnrindenstoffwechsel kombiniert sei, dass bei geistiger Arbeit die Gehirntemperatur messbar steigt, dass dabei dieselben Ermüdungsstoffe entstehen wie bei Muskelarbeit, dass Erkrankungen ganz bestimmter Gehirnzellen ganz bestimmte geistige Ausfallserscheinungen zur Folge haben, so dass Geisteskrankheit gleich Gehirnkrankheit (einschliesslich gewisser funktional zugehöriger Drüsen) sei und gesundes, ja auch genialstes Arbeiten nichts als eine Erscheinungsform von mit einsinniger Zwangsläufigkeit ablaufenden Stoffwechselvorgängen des Zentralnervensystems.

So standen sich zwei Sätze schroff gegenüber: Der Mensch ist frei — und Der Mensch ist eine physiologische Maschine. Auf den ersten zu verzichten hiesse auf alles ethische Werten und Forderungen verzichten, den zweiten kann man aber auch nicht fallen lassen, denn er ist durch umfassendstes Beobachtungsmaterial gestützt, es baut sich die ganze Medizin auf ihn auf, und gerade im Krieg haben z. B. die Kenntnisse vom den Zusammenhängen von Gehirnverletzungen und Ausfallserscheinungen schöne Früchte getragen.

Offenbar liegt das erkenntnistheoretische Problem des Versuches, beide scheinbar durchaus widersprechende Sätze zu vereinigen, ganz allgemein vor, nicht nur für einen Studenten der Naturwissenschaft; wird doch der Satz: der Mensch ist eine physiologische Maschine — durch eine umfassende und naturwissenschaftlich durchaus einwandfreie volkstümliche Literatur überall verbreitet.

Zu einer Lösung, und damit zu Kant, kommen wir, glaube ich, am leichtesten durch die wohl etwas unerwartete Frage: was heisst ist?

Zur Antwort muss ich aber doch etwas weiter ausholen. Wenn jemand fragen würde: was heisst la? — dann könnte man antworten: es ist der weibliche Artikel im Französischen, oder es ist unser Ton a im Italienischen, und vielleicht kann man noch andere Antworten geben. Ich will nun dies sagen: so wie ein Wort erst einen Sinn bekommt durch die Angabe der Sprache, in der es gemeint sein soll, so kann auch ein Wort unserer deutschen Sprache philosophisch einen ganz unbestimmten Sinn haben, wenn wir nicht noch nähere Angaben dazu machen. Gestatten Sie ein Beispiel: das Wort Wert. Fragen Sie nach ihm einen Menschen in den Gedankenkreisen Tolstojs, wenn Sie einen finden, dann wird er sagen: Wert sei alles, was die Seele vom Irdischen fort und dem Himmlischen zuführe, Armut, Not, auch Krankheit seien Werte, fragen Sie einen Lustpsychologen, dann wird er sagen: Wert sei jede Möglichkeit, einer grösseren Zahl von Menschen eine höhere Lustbilanz zu verschaffen, und fragen Sie etwa mich (wir kommen

noch darauf), so definiere ich Ihnen: Wert ist das, was als Möglichkeit höherer Werterzeugung dienen kann.

Wenn Sie nun überlegen, dass an jedes in einer solchen Antwort enthaltene Wort wieder die Frage nach dem Sinn gestellt werden kann, in dem es gemeint sei, und dass jede solche Frage wieder mit einem Satz beantwortet werden muss, so sehen Sie: Ein Wort bekommt philosophisch seinen Sinn auch erst durch die Aufzeigung einer Gesamtheit von Sätzen, die alle gelten sollen, und mit denen auch das gemeinte Wort in gültigem Zusammenhang stehen muss. Ich nenne eine solche Gesamtheit von Sätzen am liebsten eine philosophische Sprache (das Axiomensystem einer solchen) und würde also in unserem Beispiel von der Sprache der Weltverneinung, von der des Individualismus und von der des Idealismus im Sinne Kants sprechen. Sie können aber auch statt Sprache sagen Weltanschauung, wenn Sie dieses Wort vorziehen.<sup>1)</sup>

Unsere Frage: was heisst in unseren beiden Sätzen ist? kommt also darauf hinaus: lässt sich eine Sprache entwickeln, in der das „ist“ einen solchen Sinn hat, dass beide Sätze gelten, oder lässt sich vielleicht nur eine solche sprechen, in der nur der Satz gilt: der Mensch „ist“ Maschine?

Die Antwort heisst: es geht sowohl das eine wie das andere. Die zweite Sprache heisst Sprache des Realismus, wir haben bisher nur ihren materialistischen Dialekt betrachtet, sie hat aber, wie allbekannt, auch einen psychologischen, in dem es heisst, dass Bewusstheiten durch einsinnige psychische Gesetzlichkeit entstehen — wie es heute heisst immer geknüpft an Grosshirnstoffwechsel. Diese Sprache lag zu Kants Zeit in den Schriften der Engländer, besonders Humes vor, sie liegt heute vor

<sup>1)</sup> Das Wort philosophische Sprache hat den Vorteil zu kennzeichnen, dass die Entscheidung zwischen verschiedenen möglichen Sprachen eine ausschliesslich rein logische Untersuchung voraussetzt, während man bei dem Wort Weltanschauung leicht an gefühlsbetonte Kämpfe als an etwas Selbstverständliches denkt. Ich möchte auch gleich Folgendes vorausschicken: Der Gesichtspunkt, aus dem über die Wahl der richtigsten unter möglichen Sprachen entschieden werden muss, ist die Frage, welche von ihnen die geeignetste Grundlage für das Bestehen einer menschlichen Arbeitsgemeinschaft sei, im weitesten Sinne dieses Wortes Arbeitsgemeinschaft.



im Monismus etwa Ostwalds und in der Psychologie etwa Wundts. Die Sprache gründet sich auf den Begriff „Sein der Natur“, und als ein Teil dieses allgemeinen Seins der Natur wird das Sein des menschlichen Bewusstseins angesprochen. Wenn also unser Bewusstsein einen Satz ausspricht: dies ist ein Tisch, oder der Mensch ist Maschine, oder 100 kg Weizen sollen nicht mehr als 26 Mk. kosten u. dgl., so erklärt der Realismus diesen Satz (allgemein diese Bewusstheit) als durch das Sein und Geschehen in der Natur verursacht und als nach einsinniger Gesetzlichkeit notwendig zustande gekommen. Man kann also kurz sagen: Bewusstheiten erstoffwechseln und erpsychen sich naturnotwendig. — Freilich bleibt dabei die Frage offen, warum sie sich nach den Gesetzen der Logik erstoffwechseln —. Damit haben Sie die realistische Antwort auf unsere Frage: „es ist“ heisst, es hat sich erstoffwechselt und erpsycht. Sie geben ohne weiteres zu, dass in dieser Sprache der Satz: der Mensch ist frei — keinen Raum findet. Von einer Bewusstheit, die sich naturgesetzlich erpsycht hat, kann ich zwar sagen, sie sei anders als die meine, aber ich kann nicht sagen: sie ist „falsch“, im Sinne von falsch gewählt, ebensowenig, wie ich z. B. sagen kann: die Bahn einer Sternschnuppe ist „falsch“, oder die Schwefelsäure oxydiert das Zink „falsch“. Auch kann ich auf ein nach einsinniger Zwangsläufigkeit sich erpsychendes Bewusstseinsleben das Wort „Sollen“ nicht anwenden, auch das Wort „Wählen“ nicht, ebensowenig wie ich z. B. von einer durch den Wind getragenen Feder sagen kann, „sie hätte anders fliegen sollen.“

Vielleicht wird der eine oder andere von Ihnen einmal in die Lage kommen, eine Polemik mit Monisten zu führen, dann rate ich, darauf den Nachdruck zu legen, dass die monistische Sprache diese Worte: falsch, Wahl, Sollen . . . . nicht definieren könne, dass ihre Bekenner aber selbst nicht ohne die Worte auskommen, denn immer werfen sie ihren Gegnern falsche Gedanken zu. haben vor und oft genug falschen Willen.<sup>1)</sup>

Nun wollen wir versuchen, eine Sprache zu entwickeln, in der unsere beiden Sätze: der Mensch ist frei — und der Mensch ist

<sup>1)</sup> Siehe Schwantke Zur Kritik von Ostwalds Monismus Zeitschr. f. Philosophie und philos. Kritik, Bd: 156, S. 172.

Maschine Raum haben. Sie muss, umgekehrt zur vorigen, als ihren Grundbegriff den des Seins des Bewusstseins ansetzen und muss, gleichfalls umgekehrt wie die vorige, das Sein der Natur als den abgeleiteten Begriff darstellen, nämlich als durch die Gesamtheit menschlicher naturwissenschaftlicher Istsätze definiert; dann besteht kein Widerspruch darin, dass ein freies Bewusstsein naturwissenschaftliche Istsätze ausspricht, in denen von ausschliesslicher Naturkausalität die Rede geht.

Als die ersten Axiome dieser idealistischen Sprache können wir hinschreiben: Mein Bewusstsein weiss Bewusstheiten. Es weiss richtig oder falsch. Was das Bewusstsein richtig weiss, ist.

Damit haben Sie die idealistische Definition des „ist“: Ist heisst: wurde vom Bewusstsein richtig gesetzt. Nun muss man sich klar machen, dass verschiedene Methoden dieses Setzens vorliegen, einmal die Methodengruppe des Aufstellens physikalischer und chemischer Istsätze — sie steckt auch in allen den Istsätzen, die der Satz vom Menschen als physiologischer Maschine zusammenfasst — und ferner die Methodengruppe des Beschreibens und Wertens von Bewusstheiten — sie steckt in allen psychologischen Istsätzen, aber auch in allen, die der Satz von der Freiheit des Menschen zusammenfasst. Der Satz der Mensch ist frei heisst also: der Mensch erkennt sich als frei schaffend; und der Satz: der Mensch ist eine physiologische Maschine — heisst: der Mensch erkennt sich als Objekt, von dem sich physikalische und chemische Aussagen versuchen lassen. Der erste Satz spricht also den Subjektscharakter des Menschen aus, der zweite seinen Charakter als möglichem Objekts naturwissenschaftlicher Methode.

In diesem Nebeneinander liegt kein Widerspruch.

Durch die Gesamtheit der naturwissenschaftlichen Istsätze und ihrer Inhaltsbegriffe wird alles das definiert, was wir „die Natur“ nennen. Wem diese Sprache nicht geläufig ist — und trotz der grossen Verehrung, mit der der Name *Kants* in Deutschland genannt wird, ist seine Sprache im allgemeinen nicht geläufig — der wird vielleicht erschreckt glauben, durch unseren Satz vom festen Boden „der seienden Natur“ in eine Welt aus Bewusstheiten gestossen zu werden, in der alles schwankt und unprüf-

bar ist. Dem ist nicht so. Die naturwissenschaftlichen Sätze sprechen wir ebenso aus wie jeder Realist und legen sie ebenso unserem Handeln zugrunde, sowohl die alltäglichen wie: dies ist ein Tisch — wie die der Wissenschaft wie:  $\alpha$ -Strahlen sind geladene Heliumatome. Nur dass der Realist bei diesem „ist“ stehen bleibt und sich dadurch in das unlösbare Problem verwickelt: durch welchen Mechanismus erzwingt das Geschehen der Natur menschliche Istsätze über eben dieses Geschehen? — während wir dieses naturwissenschaftliche „ist“ definieren als richtige Aussage des menschlichen Bewusstseins, und wir damit begründen können, dass ein Bewusstsein, das unter möglichen die richtigste Aussage wählt, auch unter möglichen die richtigste Zielsetzung wählt d. h. also Freiheit besitzt.<sup>1)</sup>

Ein Weiteres über beide Sprachen: Der Realismus bleibt notwendig die Antwort auf die Frage schuldig: woher „ist“ die Natur? Mit dem „ist“, das eben durch das Natursein definiert wird, lässt sich keine gültige Antwort geben, die Natur aus Nichtnatur herleitete. Ein ganz entsprechendes Grenzproblem liegt nun auch für unsere Sprache vor; sie bleibt ebenso notwendig die Antwort auf die Frage schuldig: woher „ist“ das Bewusstsein? Denn mit einem durch Bewusstsein definierten „ist“ kann unmöglich in gültiger Weise Bewusstsein aus Nichtbewusstsein abgeleitet werden. Das gilt für das Bewusstsein als Ganzes, das gilt aber auch für jede einzelne Bewusstheit. An jede solche kann ich die Frage nach dem Anlass ihrer Gewinnung richten, z. B. kann ich nach den Anlässen fragen, die zur Aufstellung etwa des Elektronenbegriffs geführt haben. Als Antwort wird man dann eine grosse Menge naturwissenschaftlicher Tatsachen nennen, also wieder Bewusstheiten. So kann ich in gleicher immer wiederholter Weise weiter zurückfragen bis zu Bewusstheiten wie hell, gelb, stehend, laut, angenehm usw., bei denen eine weitere Frage nach dem Anlass ihrer Gewinnung keine Antwort mehr findet. Diese nun etwa aus Nichtbewusstheiten (Gegenständen, Dingen an sich . . .) ableiten zu wollen, wäre ein grosser Fehler, ein Fehler allerdings, dem Kant

<sup>1)</sup> Schwantke: Die Philosophie des „es ist“. Arch. f. syst. Philo., Bd. 21, S. 137.

selbst Vorschub geleistet hat z. B. mit der unglücklichen Wendung (Kritik d. r. Vernunft Paragraph 1): „Die Fähigkeit (Rezeptivität), Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen affiziert werden, zu bekommen, heisst Sinnlichkeit.“

Wenn man den Gedanken zu lehren sucht, dass unsere Bewusstheiten durchaus aus nichts anderem als wieder aus Bewusstheiten hergeleitet werden dürfen, weil jeder Ableitungsversuch aus Nichtbewusstheiten uns notwendig in die Sprache des Realismus wirft, also uns die Begriffsgruppe des Freiheitsbegriffs aus der Hand schlägt, so wird oft ein Einwand gemacht, nämlich der: warum haben verschiedene Menschen ganz unabhängig voneinander dieselben Bewusstheiten, so dass z. B. jeder, der hier hereinkommt, sagen würde: hier ist ein Glas voll Wasser? Die Lösung heisst: Für die Istsatzgewinnung gibt es kein Einzelbewusstsein, sondern wir müssten sagen, dass die Gesamtheit unserer Istsätze des Naturwissens gewonnen ist und immer weiter gewonnen wird durch die Arbeitsgemeinschaft aller Einzelmenschen. Jeder solche Istsatz ist also eine Aussage der Menschheit, nicht die eines Einzelnen. Nun ein neuer Istsatz, wie z. B. der: hier ist ein Glas Wasser; der ist doch die Aussage eines Einzelnen? — Auch nicht, der ihn ausspricht, hat ja teil an dem ganzen Menschheitsbesitz von Istsätzen, und auf diesem Grunde macht er die neue Aussage. Dieser Menschheitsbesitz überwiegt so stark, dass für die neue Aussage gar kein Spielraum bleibt; sie muss so lauten, ob nun Herr A oder Herr B. sie gibt. So kann man zugespitzt auch hier sagen: es ist die Aussage der Menschheit. Gestatten Sie einen sehr trivialen Vergleich: Wenn verschiedene Menschen der Gesellschaft in den gleichen Fall kommen, jemand, der ihnen eben nur gesellschaftlich nahe steht z. B. in einem Trauerfall etwa sagen zu müssen, dann sagen sie alle ungefähr dasselbe; sie sagen eben das, was „die Gesellschaft“ in diesem Falle sagt. Vielleicht hilft dieser Vergleich, unserer philosophischen Lösung etwas von ihrer Ungewohntheit zu nehmen.

Diese Betrachtung darf als ein wichtiges Kapitel idealistischer Philosophie bezeichnet werden. Sie befreit uns endgültig vom Realismus, sie löst endgültig die Natur auf in menschliche Natur-

wissenschaft, und sie hebt den Blick zu der höheren Einheit des Arbeitsgewebes der Einzelbewusstseine, dem Menschheitsbewusstsein, das als ein überpersönliches Wesen der Schöpfer der Wissenssamtheit ist, die wir Wissen von der Natur nennen. Das führt uns leicht weiter: Auch für Zielsetzen und Handeln müssen Sie nicht sowohl an eine Vielheit von Einzelnen denken als vielmehr an das Arbeitsgewebe, das auch hier der überpersönliche Schöpfer aller Ziele, aller Sitte, allen Rechts ist, freilich hier noch nicht als eine Einheit für die Menschheit, sondern kaum als Einheit in jedem Volk. Wir sagten oben, dass die idealistische Sprache sich aufbaut auf dem Begriff des Seins des Bewusstseins, und wir erkennen jetzt, dass damit nicht sowohl das Sein einer Vielheit Einzelner als vielmehr das Sein des grossen Arbeitsgewebes der Menschheit oder doch der Arbeitsgewebe der einzelnen Völker gemeint werden muss. Dies ist der Sinn der Geschichte: das Wachsenwollen und Wachsen dieses überpersönlichen Schatzes an Kraft und Trieb, an Wille, an Möglichkeit des Bewusstseins im weitesten Sinne, der in jedem Volke — und vielleicht wird man in ferner Zeit einmal sagen können, der in der Menschheit steckt. Ich denke, dass wir alle den Weltkrieg empfinden als das Ringen der Völkerdämonen, der Völkerkräfte und Völkerwillen um Zukunft und freie Bahn, so wie man in alter Zeit sagte, dass Jahwe gegen Baal kämpfte.

Mit den letzten Betrachtungen sind wir über Kant hinausgegangen. Wir betonten schon, dass Kant sich nicht vollständig vom Realismus gelöst hat, dass er verschiedentlich versucht, Bewusstheiten aus Nichtbewusstem abzuleiten; dann lässt sich auch der Gedanke der überpersönlichen Einheit des Arbeitsgewebes von Bewusstsein bei Kant noch nicht finden. Ich darf mich für ihn vor allem auf P. Natorp berufen, besonders dessen Sozialpädagogik.<sup>1)</sup> Doch dürfen die Gedanken als in der Richtung von Kants Gedanken weiterentwickelt behauptet werden, und so wird uns der Gedanke, dass der Sinn allen Weltgeschehens das Wollen des Bewusstseins sei nach Zukunft, nach neuem höheren Bewusstsein, nach Möglichkeit zu stärkerem und umfassenderem Wollen, bald auf Kants kategorischen Imperativ führen. Vorher haben

1) Frommann, Stuttgart.

wir aber noch in etwas trockenerer Untersuchung zu sehen, wie in unserer Sprache das Problem des Nebeneinander von Naturkausalität und Menschenfreiheit, von Körper und Seele sich löst.

Wir haben besprochen, dass das Bewusstsein Istsätze nach naturwissenschaftlicher Methode schafft, und ich will ganz kurz daran erinnern, dass die Systematik der Möglichkeiten dieser Istsatzgewinnung — die Raumordnung, die Zeitordnung, die Bestimmung von Gestalt und Grösse, das Suchen nach einem Gesetzesausdruck für Veränderungen, usw. unter dem Namen des „a priori“ des Bewusstseins von Kant sehr eingehend behandelt worden ist. Für naturwissenschaftliche Istsatzgewinnung liegen nun wie schon oben gesagt zwei Methodengruppen vor: einmal die Gruppe der Gewinnung physikalisch-chemischer Istsätze — denken Sie etwa an Beschreibung und Erklärung eines Gewitters —, und ferner die Gruppe der Gewinnung bewusstseinsbeschreibender und bewusstseinswertender Istsätze — denken Sie etwa an die Beschreibung des Verhaltens eines Hundes. Beide Methoden gehen nun neben und durcheinander, und es verdrängt auch die eine die andere. In der heutigen Astronomie z. B. herrscht sicher ausschliesslich die erste, aber in der Astronomie, wie sie in den Edden enthalten ist, herrscht überwiegend die zweite Gruppe. Da wird nicht Frühling, weil die Sonnenstrahlen steiler die Erdhalbkugel zu treffen beginnen, sondern weil Thor um die Tochter des Erdriesen warb, und es wird Winter, weil Baldur starb. Und wenn Sie heute etwa in die Schriften zur Tierpsychologie hineinblicken, so finden Sie Verfasser, die möglichst mit physiologischen Istsätzen auszukommen suchen, neben solchen, die umgekehrt den Nachdruck auf bewusstseinsbeschreibende Sätze legen.

Nun liegt die Sache so, dass wir in derselben Satzfolge aus einer in die andere Methode springen, weil wir mit einer nicht auskommen. Z. B.: er erinnerte sich seines Versprechens, er überlegte, was zu tun sei, beschloss, keine Zeit zu verlieren . . . / nun Sprung in die erste Methodengruppe / also floss ein Nervenreiz aus dem motorischen Zentrum zum Muskel, er stand auf, ging aus, usw. Ein Beispiel für den umgekehrten Sprung: Lichtstrahlen fielen in sein Auge, die Netzhaut wurde gereizt, ein Nervenreiz lief zum Sehzentrum / nun Sprung in Methodengruppe 2 / folglich hatte er die

Bewusstheit hell usw. Im ersten Falle fragt der Realist: wie können Gedanken einen Muskel bewegen? — im zweiten: wie kann Gehirnstoffwechsel zu Bewusstheit werden? — und darauf antwortet er mit den Theorien des psychophysischen Parallelismus und des Monismus. Für uns ist's nicht das Nebeneinander eines doppelten „Seins“, sondern das Nebeneinander zweier Methoden der Istsatzgewinnung — darin liegt weder Problem noch Widerspruch.

Sie sehen: die idealistische Philosophie darf jeden sachlich richtigen Satz anerkennen, der den Menschen als physiologische Maschine auffasst, und doch seine Freiheit behauptet; sie darf jeden Satz über Körperliches anerkennen und doch den letzten Sinn allen Weltgeschehens durch den Satz beschreiben: das Bewusstsein will neues, umfassenderes Bewusstsein, es will von Mensch zu Mensch und von Generation zu Generation neue höhere Wollensmöglichkeit. Damit wird die Reihe immer steigender Wollensmöglichkeit der Menschheit zum letzten und höchsten Selbstzweck, und diese Erkenntnis liefert uns eine Definition des Guten, des Richtigen; sie heisst: Das Wollen ist richtig, das im Einklang steht mit dem Wollen der Reihe immer neuer und steigender Wollensmöglichkeit der Menschheit. Im einzelnen kann man daraus folgende Sonderformeln ziehen: Gesund ist, was zahlreiche gesunde Kinder wahrscheinlich macht.

Ein wirtschaftlicher Wert ist, was als Mittel und Werkzeug zu neuer wirtschaftlicher Werterzeugung dienen kann.

Richtiges Recht ist das, was fruchtbar ist für das Zielsetzen des Rechtsgenossen überhaupt.

Richtig sind die Methoden der Wissenserzeugung, die und deren Ergebnisse von allen Menschen nachgeprüft und benützt werden können.

Sie sehen: dies ist keine individualistische Ethik mehr, dies ist eine Ethik des Verpflichtetseins eines jeden für die Zukunft der Gesamtheit, eine Ethik des Militarismus, wie man sagen könnte. Und wenn wir heute es alle wissen, dass im Weltkriege unser Volk der Vorkämpfer dieser neuen Ethik ist, so wie nach der französischen Revolution Frankreich der Vorkämpfer der damals neuen Ethik des Individualismus war — ein Ruhm, an dem es ja heute

noch zehrt — so wissen wir auch, dass wir diese Ethik zum guten Teile Kant verdanken. Denn so verschieden auch Kants kategorischer Imperativ von meiner Formulierung klingt: „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnten“ — so vollkommen decken sie sich im Inhalt: denn der Wille zur Wollensreihe der Menschheit ist der einzige nichtmateriale Bestimmungsgrund eines Willens und die einzige wahrhaft allgemein und voraussetzungslos an alle Menschen stellbare Forderung.

Zum Schluss möchte ich noch ganz kurz auf die Möglichkeit eingehen, noch eine dritte Sprache zu entwickeln, deren Grundbegriff das „Sein Gottes“ darstellt. In ihr erscheint dann das Sein der Natur und alles menschliche Sein, im besonderen also das Sein jeder menschlichen Bewusstheit (Gedanke, Wille, Gefühl) als von dem Sein Gottes abgeleitet, durch dieses bewirkt. In dieser Sprache heisst also „ist“ — wurde von Gott bewirkt, und Sie sehen ohne weiteres, dass das Grenzproblem dieser Sprache heisst: woher ist Gott? Diese Sprache führt nun auf zwei Probleme, die sie tatsächlich für uns unsprechbar machen; das erste heisst: wenn Gott das Naturgeschehen bewirkt und wenn er auch die Bewusstheiten der Menschen bewirkt, wie kommt da zustande, dass die Menschen meist die richtigen Bewusstheiten von Naturgeschehen haben? Sie wissen, dass Leibniz als Antwort die Lehre von der prästabilierten Harmonie gab, sie dürfte in der Tat die bestmögliche Antwort sein. Das zweite Problem ist das der menschlichen Willensfreiheit; diese muss in der gedachten Sprache unbedingt verneint werden, wir kämen also zur Lehre Calvins.

Es dürfte nun wohl einleuchten, dass für uns nur die idealistische Sprache möglich ist, sie kann das Bestehen von Mathematik und Naturwissenschaft begründen, sie kann alle menschliche Arbeitsgemeinschaft in Sittē, Recht und Wirtschaft begründen, und — wovon ich heute nicht sprechen konnte — sie kann auch alles ästhetische und religiöse Erleben in aller Tiefe und Weite umfassen. In der Religionsphilosophie muss man allerdings auch über Kant hinausgehen.



Die wirkliche Lage der Philosophie heute ist so: es werden von den meisten Menschen alle möglichen Sprachen und Dialekte gleichzeitig gesprochen, jede für die Gedankenkreise, für die sie am besten zu passen scheint. Dass dieser Zustand der philosophischen Unschärfe nicht erfreulich und für das „Volk der Dichter und Denker“ wenig rühmlich ist, bedarf keines Beweises, und so bleibt die Ausbreitung der Philosophie Kants sicher noch für lange Zeit eine Aufgabenstellung, und es ist jeder willkommen, der an ihrer Lösung mitarbeiten will.

---

# Altpreußische Monatsschrift

Begründet von Rudolf Reicke und Ernst Wichert

Unter Mitwirkung von  
Erich Joachim, Gottlieb Krause, Max Perlbach u. A.

Herausgegeben

von

**August Seraphim.**

---

**Band 57** (der Provinzial-Blätter Band 123).

**2. Heft.**

**April—Mai 1920.**

---

KÖNIGSBERG I. PR.  
VERLAG VON THOMAS & OPPERMANN  
(FERD. BEYER'S BUCHHANDLUNG).

1920.

**Alle Rechte bleiben vorbehalten.**

Herausgeber und Mitarbeiter.

Neuer und Alter  
Sauf- und Geschichts-  
**Samende 2,**

Auf das Jahr nach Christi Geburt  
MDCCLXXIV.

Für das Königreich Preussen, und benachbarte  
Länder gerechnet,

Und heraus gegeben unter Approbation

Der von Seiner Königl. Majestät in Preussen  
in Dero Residenz Berlin gestifteten  
Societät der Wissenschaften.



1724. Neuer APRILIS.	Unt. W. Uhr M.	Zeit den Uhr M.	Aspa. Uhr M.	Unterg. Uhr M.	Aspecten der Planeten Ge- witter und Wäh- lungen.	1724. Alter MARTIUS.	
<b>Die Juden wolten Jesum steinigen/ Job. 8.</b>							
9 Dugonis	3	21	11	33	6 271	* 2 ♀ Δ ☽ Es wird gelinder	11 c Benedicti
<b>Vom Einritze Christi zu Jerusalem/ Matth. 21.</b>							
9 No. Palm	7	45	8	15	6 45	Apogea. lang sichtbar.	29 D. 6 Pal
10b Danielis	9	1	3	13	6 47	Ein ♀. * ♀. ☽. Δ. ☽. ☽. ☽.	30e Gustavi
11c Hermasii	10	19	3	11	6 49	Im W. Temperirte Frühlings-	31f Amos
12d Zenonis	12	24	3	9	6 51	* ♀. ♀. Δ. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	18 III April
13e Gründhof.	14	31	3	7	6 53	☽ im II ☽ Witterung. hecht	2a Gründhof.
14f Charfren	16	44	3	5	6 55	Δ. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	3b Charfren
15g Crescentii	17	47	3	3	6 57	☽ h. ♀. ☽. ☽. ☽. ☽.	4c Ambrosii
<b>Don der Aufstehung Jesu Christi. Marc. 16.</b>							
16 Ab Oster	2	37	3	13	6 59	☽ im ♀. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	5 Ab Oster
17b Osterm.	2	23	3	19	7 1	☽ im ♀. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	6e Osterm.
18c Oster D.	3	39	3	16	7 4	Im temperirte des Nachts Frost.	7f Oster D.
19d Timonis	3	56	3	14	7 6	☽ im ♀. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	8g Dionysii
20e Victoris	4	11	3	17	7 8	Δ. ☽. Nebel/ feucht. (II Chol.	9a Achatii
21f Sim. B.	4	26	3	10	7 10	Δ. ♀. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	10b Daniel.
22g Emanuel.	4	41	3	8	7 12	☽ im ♀. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	11c Hermanni
<b>Jesus Kümmt da die Thüren verschlossen/ Joh. 10.</b>							
23 Ab Quasim. U. D. Georg Alberts.						☽ im ♀. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	12 Ab Quasim.
24b Eoberti	9	14	4	44	7 16	☽ im ♀. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	13e Justini
25c Marti	10	51	4	41	7 18	Δ. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	14f Tiburtii
26d Cleti	11	31	4	40	7 20	☽ im ♀. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	15g Crescentii
27e Castoris	12	14	4	38	7 22	☽ im ♀. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	16a Carisii
28f Vitalis	13	21	4	36	7 24	☽ im ♀. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	17b Rudolph
29g Sidici	14	8	4	34	7 26	☽ im ♀. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	18c Florentin
<b>Ich bin ein guter Hirte/ Joh. 10.</b>							
30 Ab Martini	15	38	4	3	27 28	☽ im ♀. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽. ☽.	19 Ab Martini

## Fünf Briefe von Christian Jakob Kraus.

Mitgeteilt von **Alfred Schulze.**

Die Königsberger Staats- und Universitäts-Bibliothek hat vor einigen Jahren die unten mitgetheilten fünf Briefe von der Hand des Königsberger Philosophen und Zeitgenossen Kants Christian Jakob Kraus erworben. Der erste Brief ist an den Herausgeber der Jenaer Allgemeinen Litteratur-Zeitung Christian Gottfried Schütz gerichtet, der im Interesse seines Mitherausgebers Gottlieb H. Hufeland Auskunft über die Königsberger Verhältnisse von Kraus erbeten hatte. Hufeland (geb. 1760 in Danzig, gest. 1817) hatte sich durch seinen i. J. 1785 erschienenen und von Kant in der Jenaer Litt.-Ztg. sehr günstig beurteilten „Versuch über den Grundsatz des Naturrechts“ vorteilhaft bekannt gemacht und war für eine Professur an der Albertina in Aussicht genommen, blieb aber schliesslich in Jena, wo er noch in demselben Jahr (1788) zum ausserordentlichen Professor ernannt wurde. An ihn sind die Briefe II—V gerichtet.

### I.

Königsberg d. 3 März 1788.

Theuerster Herr Professor.

Ihren den 18ten Dec. datirten Brief, Herrn D. Hufeland betreffend, habe ich zu meinem Erstaunen und Verdruss, erst gestern, den 2 März erhalten, und säume nun nicht, Ihnen die Antworten auf die vorgelegten Fragen mit umlaufender Post zu geben.

1: Wie viel Juristen in Königsberg studieren?

Ich weiss aus den Acten der philosophischen Facultät, dass allhier jährlich im Durchschnitt gemeinhin 150 junge Leute überhaupt als Studenten immatriculirt werden. Angenommen,

dass jeder 3 bis  $3\frac{1}{2}$  Jahre hier studiert, so hat unsere Universität gegen 500 Studierende überhaupt. Ich weiss ferner, aus den Acten der Theologischen Facultät, dass die Anzahl der jungen Theologen sich hier auf 300 beläuft; daraus schliesse ich nun, dass hier gegen 200 Juristen studiren müssen.<sup>1)</sup> Genauer als sich aus den eben angeführten datis schliessen lässt, bin ich und ist hier niemand im Stande die Anzahl derselben anzugeben. Ein Wunder wäre es nicht, wenn dermalen wirklich weniger als 200 wären, da seit länger als 4 Jahren schlechterdings nur ein einziger Juristischer Lehrer auf unserer Universität docirt hat.<sup>2)</sup> Aber ganz gewiss ist die Anzahl derselben ehemem grösser gewesen, und würde es wahrscheinlich, bey guter Besetzung der juristischen Lehrstellen, wieder werden.

2. Wie hoch sich das Honorar bey gutem applausu wohl belaufen könnte?

Ein Privatcollegium zu 4 Stunden die Woche, wird hier halbjährig von jedem Zuhörer mit 4 Thalern bezahlt. Daraus lässt sich nun, nach Massgabe der Zahl von Privatcollegien, und der Zahl von Zuhörern, der Ueberschlag machen. Es ist aber dabey durchaus nöthig folgende Umstände in Betracht zu ziehen. a) Die hier Studierenden sind grossentheils sehr arm. Bey aller Strenge also, ist doch nicht darauf zu rechnen, dass durchaus jeder bezahlt. Indessen hat der einzige juristische Lehrer, den wir jetzt hier ha-

1) Es scheint zunächst, als habe K. bei seiner Berechnung die Mediziner und die Philosophen vergessen, während doch die Akten der philosophischen Fakultät die Grundlage derselben bilden. Der Widerspruch erklärt sich daraus, dass im 18. Jahrhundert die philosophische Fakultät noch von jedem Studierenden durchlaufen wurde als Mittelglied zwischen der Lateinschule und den drei oberen Fakultäten. Die medizinische Fakultät stellte sich am Ende des 18. Jahrhunderts in der Statistik noch als unerheblicher Anhang der theologischen und juristischen Fakultät dar (Paulsen, Die deutschen Universitäten S. 74). An der Albertina wurden im Sommersemester 1787 inskribiert 42 Theologen, 50 Juristen, 8 Mediziner, 1 Mathematiker, 3 Philosophen, im Sommersemester 1788 unter Kants Rektorat 31 Theologen, 32 Juristen, 4 Mediziner, 1 Mathematiker. Vergl. über die Zahl der Studierenden im 18. Jahrhundert auch Goldbecks Nachrichten von der Kgl. Universität zu Königsberg i. Pr. (1782) S. 101 und Metzger, Ueber die Universität zu Königsberg (1804) S. 91 f.

2) Der weiter unten genannte Holtzhauer.

ben, es doch meist dazu gebracht, dass ihm fast jeder bezahlen muss. Und freylich er hat als Lehrer von unentbehrlichen Brodtcollegien, gegen die jungen Leute, die von ihm Testimonia wegen gehörter Collegien, zum Behuf ihrer weiteren Beförderung suchen müssen, den Zwang in Händen. Wir Philosophen und noch mehr die Theologen rechnen bey den Privatcollegien wohl  $\frac{1}{3}$  oder  $\frac{1}{4}$  der Zuhörer als gratuitos ab.

b) Nach den Gesetzen muss hier jeder Professor ein Collegium publice oder umsonst wöchentlich 4 Stunden halten. Den Philosophen ist sogar vorgeschrieben, dass jeder die Wissenschaften, worauf er berufen ist, zE. Kant die Logik und Metaphysik, ich die Moral und das Naturrecht, wöchentlich in 4 ausdrücklich bestimmten Stunden (Kant Morgens um 7, ich um 8 Uhr) umsonst lesen, und jede der Wissenschaften halbjährig beendigen müssen.<sup>3)</sup> Den andern Facultäten ist so wohl die Wahl der Stunden als der Wissenschaften die sie öffentlich lehren sollen überlassen; und freylich unser einziger Jurist hat leider statt des Collegii publici immer nur ein examinatorium publicum und zwar wöchentlich nur 2 oder gar nur 1 Stunde gehalten: welches aber gar nicht recht ist.<sup>4)</sup>

c) Eben wegen der Dürftigkeit des grösseren Theils der Studierenden ist auf solche Collegia, die nicht unmittelbar zum Amtsexamen und künftiger Amtsführung dienen, nicht sonderlich zu rechnen. Das jus publicum Germaniae, das jus privatum principum, selbst das jus feudale, und canonicum können daher, und noch aus einem andern Grunde, weil Preussen keine Rechtsverbindung mit Deutschland hat, hier nicht so stark in Nachfrage seyn als zu Jena. Gleichwol glaube ich, dass ein geschickter Lehrer auch diese und andre hier bisher wenig cultivirte Theile der Rechtsgelehrsamkeit in Schwung bringen könnte.

---

<sup>3)</sup> In der Tat kündigte Kant für das Sommersemester 1787 Logik um 7 Uhr früh, Kraus Moralphilosophie um 8 Uhr, im Wintersemester 1787/88 Kant Metaphysik um 7 Uhr, Kraus Naturrecht um 8 Uhr publice an.

<sup>4)</sup> Holtzhauer besserte sich, nachdem im Sommer 1789 der berühmte Jurist Schmalz, der spätere erste Rektor der Berliner Universität, in die juristische Fakultät eingetreten war. Vom Sommersemester 1789 ab kündigte er zwei Publica an.



3) Ob die Professoren der Rechte Facultätsarbeiten haben?

Responsa werden hier unerhört selten gesucht; können auch jetzt, da die Facultät in einer einzigen Person besteht, nicht ertheilt werden. Von der Seite also giebt's im Grunde gar keine Arbeiten. Was aber den beyden ältesten professoribus iuris, die als solche im academischen Senat Sitz haben, obliegt, das ist die Ausarbeitung der Rechtssprüche in Klagesachen, die vor dem foro des Senats vorkommen, und die, da sie bisher der eine professor hat bestreiten können, nicht eben so gar sehr lästig sind. Ferner ist der eine professor zugleich curator stipendiorum (das Capital aller hiesigen Stipendien beläuft sich an 100 000 rthl.) und hat dafür 100 Thrl Gehalt.

4) Wie viel man wohl zu einer ordentl. Haushaltung in Königsberg gebrauche?

Unser Professor iuris D. Holzhauer,<sup>5)</sup> der seit etwa 8 Jahren hier, und seit etwa 4 Jahren unser einziger Jurist ist, dabey unverheyrahtet lebt, zu Miethe wohnt, zu Hause allein speiset, hat in der Zeit ein Capital gesammelt von vielleicht so viel 1000 rthl. als er Jahre hier ist. Aber um das zu können, müsste man auch ganz in seiner Lage seyn. Sein Vorgänger, der etliche Nebenlehrer und Frau und Kinder, und dabey den Fehler hatte, kein Collegium zu rechter Zeit zu Ende zu bringen, starb höchst arm. — Ich kann über diese Frage, da ich selbst en garçon ohne förmliche Haushaltung lebe, nur so viel sagen: Die Wohnung für eine Familie ist unter 100 rthlr, und für einen einzelnen Professor unter 60 rl nicht wohl zu haben; eine Magd kostet alles zusammen zu Gelde gerechnet etwa 40 rthlr, ein Bedienter zweymal so viel; Speisung kann man hier, wie Professor Hasse<sup>6)</sup> sagt, zweymal so theuer als in Jena rechnen, welches ich aber nicht recht glaube: indessen kostet ein blosser Mittagstisch mit drey Gerichten, worunter täglich Braten ist, hier im öffentlichen

<sup>5)</sup> Georg Friedrich Holzhauer (1746—1801); sein Vorgänger war Wilh. Bernhard Jester (1736—1785).

<sup>6)</sup> Joh. Gottfried Hasse, Kants Tischgenosse, war, bevor er als Konsistorialrat und Professor der morgenländischen Sprachen nach Königsberg kam, Adjunkt der philosophischen Fakultät zu Jena und daher in der Lage, die wirtschaftlichen Verhältnisse beider Städte zu vergleichen.

Speisequartier 7 rl. Kleideraufwand ist hier wenigstens unter den Professoren nicht Mode; und überhaupt da hier an einem so grossen Orte, wie gewöhnlich, kein Mensch sich darum bekümmert, wie der andere seine Wirthschaft einrichtet, und da vollends unter der Menge von Königlichen Bedienten und von Handelsleuten sich die Universität ziemlich verdunkelt und verlehrt, so hat, wer sonst nicht Ausgaben liebt, freye Hand sich einzuschränken.

Ich habe mit einer Art von Peinlichkeit diese Antworten hingeschrieben, um ja nicht in einem einzigen Punkte Anlass zu irri- gen Hoffnungen zu geben. Denn so höchst erwünscht es mir und unfehlbar allen meinen Collegen wäre Herrn D. Hufeland hieher zu bekommen, so schmerzlich wäre es mir, wenn er hier nicht seine Zufriedenheit fände und ich mich als schuldig daran denken müsste. Empfehlen Sie mich ihm bestens und behalten Sie beyde lieb Ihren treuen Kraus.

[Nachschrift:] Ich lege hier die Quittung über das Recensenten- honorar bey. Hoffentlich noch diesen Monat schicke ich Ihnen meine Recension über Herder und eine nicht ganz meine über Ulrichs Eleuth. zu.<sup>7)</sup>

Auf Kants Empfehlung hatte Kraus es übernommen (s. die Nachschrift des vorigen Briefes), den dritten Teil von Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit für die Allgemeine Literatur-Zeitung zu rezensieren, während die beiden ersten Teile von Kant selbst in Nr. 4 und 271 des Jahrgangs 1785, und zwar wenig anerkennend, besprochen worden waren. Auf diese Rezension hat Kraus ausserordentlich viel Arbeit verwendet, ohne sie schliesslich doch zu vollenden. Er beabsichtigte mit ihr einen heftigen Angriff gegen Herder vorzunehmen, gegen den er sich schon in einem Briefe an Schütz vom 27. Dezember 1787 (abgedruckt bei F. K. J. Schütz: Christian Gottfried Schütz, Halle 1834—35, Bd. 2, S. 220) mit ausserordentlicher Schärfe wendet: „es gilt, (mit der

<sup>7)</sup> Ueber Kraus' Herderrezension siehe Brief II. Seine Rezension über Joh. Aug. Heinrichs Eleutheriologia oder über Freiheit und Notwendigkeit (Jena 1788) erschien in der A. L. Z. 1788 Nr. 10 (wieder abgedruckt in den Vermischten Schriften VI 447 ff.).

Rezension) die in so vielen Köpfen herrschende pantheistische Schwärmerei, und den ästhetisch-metaphysischen Bombast, womit Herder sein Publikum als kluger Schalk wissentlich narrt, nicht etwa zu persifliren, wozu ich leider keine Gabe habe, sondern getreulich und fasslich darzustellen. Soviel muss ich Ihnen gestehen, keiner von den jetzigen berühmten Schriftstellern ist mir unausstehlicher als er.“ Am 28. Mai des folgenden Jahres schreibt er an Hufeland (a. a. O. S. 222): „Mit der Recension über Herder, die mir der Himmel helfen wolle bald fertig zu machen, denn wohl zehnmal habe ich vor Unmuth diese hässliche Arbeit weggeworfen . . . “ Am 17. Juli desselben Jahres (a. a. O. S. 223) entschliesst er sich zu der Bitte, ihn von der übernommenen Verpflichtung zu befreien: „Haben Sie die Barmherzigkeit und überheben mich einer Last, die mich seit einiger Zeit bis zur Schlaflosigkeit quält . . . “ Er hätte schon vor zwei Monaten diese Bitte ausgesprochen, wenn Kant ihn nicht immer davon abzuhalten gesucht hätte. „Er hat mir sogar allerley von seinen Gedanken schriftlich über den Pantheismus mitgetheilt, um mir dadurch in Absicht des Hauptpunktes meiner Recension Erleichterung zu verschaffen. Aber eben dadurch ist mir die Sache eher erschwert worden; denn ich bin dadurch von meinem eigenen Wege verschlagen, und weiss mich in Kant's Wege gar nicht zu finden.“ Hufeland entsprach dem Wunsche Kraus', der ihm darauf mit dem folgenden Briefe dankte. Das Fragment der Rezension ist unter dem Titel: „Der Pantheismus“ in Kraus' Vermischten Schriften Bd. 5 abgedruckt. Vgl. Joh. Voigt, Leben von Chr. Jak. Kraus (1819) S. 262 und Walther Schönfuss, Das erste Jahrhundert der Allgemeinen Literatur-Zeitung. Leipz. Diss. 1914, S. 48 f.

## II.

Königsberg, den 1 Febr. 1789.

Die gütige Art, wie Sie mich nicht nur meiner Schuld entbunden, sondern auch, meines unregelmässigen Verhaltens ungeachtet, Ihrer und des H. Prof. Schützens Freundschaft versichert haben, ist mir in der That überaus angenehm gewesen. Mit Freuden werde ich, sobald ich nur etwas Musse gewinne, jede Gelegen-

heit wahrnehmen, durch freye Beiträge zu Ihrer Allg. Litt. Z. die Fehler gut zu machen, die ich durch unzeitige Absagung übernommener Arbeiten begangen habe. Nur kann ich vor dem Sommer nichts versprechen; denn bis Johann bleibe ich an meine alte Geliebte, Mathematik, gefesselt, da ich es übernommen habe, drey junge Leute durch alle Labyrinth der Analysis durchzuführen, in denen ich zum Theil selbst zeither noch nicht genug bewandert bin.<sup>1)</sup> Was aber die Vollendung der Recension über Herdern betrifft; so hat diese Arbeit, durch den Tod meines Freundes Haman,<sup>2)</sup> allen Reitz für mich verlohren. Meine Augen waren voll Thränen über den Verlust dieses Mannes, den ich kindlich liebte und verehrte, und dessen Umgang für mich unersetzlich bleibt, als ich den Brief schrieb, worin ich um Erlassung gedachter Recension bat. Ich hatte ihm von diesem meinem Unternehmen nach Münster, wo er sich damals aufhielt geschrieben, und es galt hier um einen Kampf der Liebe, wer von uns beyden, Herder oder ich, unseres gemeinschaftlichen Freundes und Lehrers Beyfall erringen würden; und das gab dieser meiner Arbeit einen Reitz und eine Wichtigkeit, dass ich gestehe, nie mit einer solchen Anstrengung an etwas gearbeitet zu haben, als ich an dieser Recension zu arbeiten anfang. Und nun, eben da ich hoffte, ihn in ein Paar Monaten wieder hier zu haben, und ihm meinen Aufsatz wie gewöhnlich Abend vor Abend stückweise zur freundschaftlichen Debatte mitzutheilen, erhielt ich Nachricht von seinem Tode.

Der letzte von meinen Briefen oder vielmehr Billete an ihn, worin ich ihm einiges über diese Recension schrieb, fiel dem Herrn Geheimenrath Jacobi in Düsseldorf in die Hände, an den ich dadurch veranlasst wurde zu schreiben, und den ich in diesem meinem Schreiben versicherte, dass nun jene Recension, die zum Theil einige Beziehung auch auf ihn hatte, gänzlich unterbleiben würde. Herr G. r. Jacobi antwortete mir darauf in einem überaus

---

<sup>1)</sup> Vergl. Voigt, Leben S. 271.

<sup>2)</sup> Hamann starb am 21. Juni 1788 in Münster, wohl noch bevor sein letzter an Kraus gerichteter Brief vom 1. und 2. Juni d. J. (s. Hamanns Schriften hrsg. von Roth, T. 7, S. 426 ff. und Gildemejster, Hamanns Leben und Schriften, Bd. 3, S. 414 ff.) diesen erreicht hatte.

schmeichelhaften Briefe,<sup>3)</sup> worin er sich über verschiedene Punkte, den Spinozismus betreffend, auf welche ich in dem Briefe an Haman gewinkt hatte, ausführlich erklärte, und mich um genauere Auskunft über meine Meynung in Absicht des Pantheismus, und wo möglich auch um Mittheilung der Anfangspapiere von meiner Recension über Herdern bat. Ich habe ihm bis jetzt weder eine Syllbe darauf geantwortet, noch viel weniger die Papiere zugeschickt, sondern ihn bloss durch den jungen Haman wissen lassen, dass ich bey meinen jetzigen Amtsgeschäften und Arbeiten nicht im Stande sey, die Correspondenz zu continuiren, und dass jene Papiere wahrlich nicht werth seyn, von ihm gewünscht oder gelesen zu werden.<sup>4)</sup> In der That enthalten sie auch weiter nichts, als die Formirung des status caussae, oder die Darlegung des Thema der Recension, ein Punct, der mir bey der wüsten und afterweisen Schreibart Herders freylich Mühe genug gekostet hat, aber so ohne die weitere Ausführung wie er da steht, noch gar nicht lehrreich ist.

Sie sehen, theuerster Herr Professor, warum ich Ihnen diese Papiere nicht schieke. Nämlich auf den nicht unmöglichen Fall, dass Jacobi erführe, Sie oder wer es auch sonst sey, hätten diese meine Papiere gesehen, würde ich mich doch des Selbstvorwurfs einer Unart, die an Untreue gränzt, nicht erwehren können. Als ich mich in meinem Briefe an H. Prof. Schütz erbot, ihm mein Geschreibe allenfalls zuzuschicken, wusste ich noch nichts davon, dass Jacobi um dies Geschreibe wisse, und dass er es zu sehen wünsche, und ich es ihm vorenthalten würde. Aber wie gesagt, die Sache ist vollends nicht werth, dass man darum ein Wort verliehre; und meine umständliche Entschuldigung ist bloss eine natürliche Folge von dem Verlangen Ihnen diese unbedeutende Kleinigkeit, an der mir nicht das geringste gelegen ist, mitzuthei-

---

<sup>3)</sup> Bei Zöppritz: Aus Fr. H. Jacobis Nachlass (2 Bde. Leipzig 1869) ist als 31. Brief im ersten Bande ein vom 14. September 1788 datierter Brief Jacobis an Kraus abgedruckt, der wohl der hier erwähnte sein könnte, leider ist der Wortlaut am Anfang gekürzt.

<sup>4)</sup> Am 22. Oktober 1788 schreibt Joh. Mich. Hamann an Jacobi, dass Kraus seine Rezension über Herders Ideen zerrissen habe (Hnr. Weber, Neue Hamanniana S. 173).

len, und von der Verlegenheit mich darüber in meinen eigenen Gedanken gegen Jacobi zu rechtfertigen. In der That, selbst wenn ich die Recension vollenden sollte, würde ich mich, um allen Schein von double dealing zu vermeiden, verbunden achten, sie erst nach Düsseldorf zu schicken, ehe ich sie nach Jena schickte.

Ihre zweyte Bitte, meine Dissertation betreffend, kann ich sehr leicht erfüllen; denn ob ich gleich nur noch ein einziges Exemplar habe und auch das vollgekritzelt und beschmutzt, so gebe ich es Ihnen doch herzlich gern. Aber diese 2 Dissertationen (und mehr als zwey habe ich nicht gemacht) enthalten rein nichts vom Naturrecht, sondern, wie es so mit dergleichen Frohnarbeiten geht, eine ziemlich pedantische Abhandlung empirischpsychologischen Inhalts über dasselbe Thema was Sulzer in seinen vermischten Schriften in einem besondern Aufsätze bearbeitet hat, nemlich über das Paradoxon, „dass der Mensch zuweilen nicht nur ohne Antrieb und ohne sichtbare Gründe, sondern selbst gegen dringende Antriebe und überzeugende Gründe urtheilt und handelt.“<sup>5)</sup> Wenn Sie diesen Inhalt, bey dessen Ausführung nicht eine Spur von Kantischer Philosophie und eben so das gerade Widerspiel von der Sulzerischen Erklärung vorkommt, gleichwohl interessant finden; so geben Sie mir nächstens nur einen Wink und Sie sollen dies mein Exercitium (denn mehr ist es nicht) haben.

Kant hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen und Herrn Prof. Schütz zu sagen, dass er theils wegen seiner Arbeit an der Kritik des Geschmacks,<sup>6)</sup> theils wegen seines Verhältnisses zu Herrn Jacob,<sup>7)</sup> die angetragene Recension nicht übernehmen könne;

<sup>5)</sup> Die beiden Dissertationen Kraus' führen den Titel: *Dissertatio psychologico-moralis de paradoxo: edi interdum ab homine actiones voluntarias ipso non invito solum, verum adeo reluctantante Pars 1 u. 2.* Die erste erschien am 5. April 1781 pro receptione in ordinem philosophorum, die zweite am 15. November desselben Jahres pro loco professionis philosophiae practicae ordinario. In Kraus' Vermischten Schriften VI 489—597 wieder abgedruckt. Sulzers Aufsatz über denselben Gegenstand steht in seinen Vermischten Schriften (Leipzig 1733) I 99—121.

<sup>6)</sup> Gemeint ist die Kritik der Urteilkraft, die 1790 erschien.

<sup>7)</sup> Es handelt sich um den Grundriss der allgemeinen Logik und kritische Anfangsgründe der Metaphysik von Ludwig Hans von Jakob (1759—1827), Professor in Halle. Jakob war ein begeisterter Verehrer der Kantischen Philosophie.

dabey ersuchte er mich Herrn Hofprediger Schulz zu befragen, ob er etwa an seiner Statt die Recension übernehmen wolle. Das habe ich gethan, und H. Hofprediger Schulz hat sich schriftlich gegen mich erklärt, dass er Herrn Jacobs Logik und Metaphysik recensiren wolle, und dass ich Ihnen dies nur melden möchte.<sup>8)</sup> Er wird also erwarten, dass Sie ihn durch mich oder unmittelbar wissen lassen, ob Sie diesen Tausch genehmigen. Da Herr Hofprediger eben, wie ich höre, an einer neuen Schrift, Kantiana und Antikantiana<sup>9)</sup> betreffend, arbeitet; so werden Sie sich gewiss eine gute Recension versprechen können.

Empfehlen Sie mich, wenn ich Ihnen dessen werth scheine, Ihrem trefflichen Herrn Reinhold<sup>10)</sup> und Hrn. Schmidt.<sup>11)</sup> Auf Ihre und Hn. Prof. Schützes Freundschaft rechne ich schon zu sehr als dass ich es nöthig hielte, nochmals darum zu bitten. Also behalten Sie lieb Ihren treuen und ergebensten Freund und Diener Kraus.

[Nachschrift] Vor kurzem habe ich Ihnen in einem besondern Briefe einen in Jena studirenden Hn. v. Wasmundt<sup>12)</sup> empfohlen; ich hoffe Sie werden den Brief und die Einlage erhalten haben. Darf ich so frey seyn und Ihnen hier wieder eine Einlage an den jungen Mann aufbürden.

### III.

Königsberg, d. 27 Nov. 1789.

Noch einmal, mein Theuerster, bitte ich Sie, lassen Sie sich meinen Liebling, der Ihnen dies überreicht, empfohlen seyn. Ich habe ihm Hoffnung gemacht, dass Sie in allen seinen Angelegen-

<sup>8)</sup> Die Rezension des Hofpredigers Schultz erschien in der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1790, Nr. 11.

<sup>9)</sup> Der Titel der in zwei Bänden 1789/92 erschienenen Schrift von Joh. Schultz lautet: Prüfung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft.

<sup>10)</sup> Karl Leonhard Reinhold (1758—1825), Wielands Schwiegersohn und Hauptvertreter der Kantschen Philosophie, war Professor der Philosophie in Jena, ging 1794 nach Kiel. Siehe Brief V am Schluss.

<sup>11)</sup> Joh. Wilh. Schmidt, Professor der Theologie in Jena.

<sup>12)</sup> Am 27. Februar 1788 wurde nach der Königsberger Matrikel Car. Henr. de Wasmundt, eques Livonus immatrikuliert.

heiten und besonders in seinem Rechtsstudio ihm mit Rath und That beystehen würden; und wie ich gewiss weiss, dass er discret genug seyn wird, Ihre Güte nicht zu missbrauchen, so vertraue ich auch, Sie werden, soweit es Ihre Geschäfte zulassen, ihm ihren Zutritt nicht erschweren. Des jungen Mannes Hauptzweck bey seinem Aufenthalt in Jena ist die Rechtswissenschaft, zum Behuf eines Landgerichts-Assessoramts, das er einst in seinem Vaterlande bekleiden soll, sich eigen zu machen. Zu diesem Zweck und in Hinsicht auf die Kürze der Zeit, die ihm zugemessen ist, gilt es weniger darum, dass er das Feine und Elegante der Form, als vielmehr dass er den Inhalt und das Material der Rechtswissenschaft vollständig und bündig auffasse, und von Seiten der Anwendbarkeit einsehe. Ich habe ihm zu dem Behuf die Lectüre des Carmerschen Gesetzbuchs<sup>1)</sup> empfohlen, damit er sich doch eine anschaulichere Uebersicht der Materien des Civilrechts und ihrer Beziehung auf wirkliche Sachen Geschäfte und Verhältnisse des Lebens verschaffe, als die verworrenen Pandecten gewähren, bey deren erstem Studio mein guter Meck,<sup>2)</sup> gerade wie es weyland seinem Freunde Prof. Kraus ergangen, glauben müsste, dass von Dingen einer andern Welt und die ihrer Natur nach unordentlich wären, die Rede sey.

Mein *έν και παν*<sup>3)</sup> dem ich nur abgestohlene, und zwar von Brabantter Unruhen, Türkenkriegen und Nationalassambléen abgestohlene Stündchen widmen kann, schwillt zwar extensive an, aber an intensivem Gehalt spühre ich bis jetzt keine Zunahme, so dass vielleicht der ganze Plunder, wenn ich das Läuterungsgeschäfte vornehmen werde, in Rauch und Dampf davon fliegen wird. Thut

---

1) Entwurf eines Allgemeinen Gesetzbuches für die Preussischen Staaten Berlin und Leipzig 1784—87, bearbeitet von Joh. Hnr. Kasimir Graf v. Carmer.

2) In der Königsberger Matrikel vom Sommersemester 1785 wird der Livländer Georg Burchard v. Meck als Jurist aufgeführt. Vergl. über Meck auch Joh. Voigt, Leben S. 188 und S. 346 f. Kraus selbst hatte, obwohl er in der Matrikel als theol. stud. erscheint, juristische Vorlesungen gehört; vergl. seine Aeusserung in einem Briefe an seinen Freund v. Auerswald („da muss ich den Jester bezahlen“) bei Voigt S. 35.

3) Gemeint ist seine Herderrezension (Verm. Schriften Bd. 5 „Ueber den Pantheismus“).



nichts; ists mir doch mehrmal so gegangen, und leidet doch niemand weiter davon Schaden, als der metaphysische Alchymist selbst, der sich leicht trösten kann, wenn er das gute Gewissen hat, niemandem seinen Plunder für ächte Schätze aufgebunden und niemanden zu ähnlichen Fehlerarbeiten verleitet zu haben. Jacobi indessen, der mir schon wieder geschrieben hat und dem ich doch noch am Ende von Herzen gut werden dürfte, soll sein beschieden Theil von dem Plunder abhaben, womit er denn sein Heil versuchen mag.<sup>4)</sup>

Ist mir doch jetzt, seit dem ich Sie gesehen und gesprochen habe,<sup>5)</sup> wohler wie sonst zu Muth, indem ich an Sie schreibe. Es ist doch gut sich von Person zu kennen; und ich denke, wir beyde kennen uns nun. Wenigstens kenne ich Sie, und bilde mir ein, Sie müssten an mir, eben so wenig wie ich an Ihnen, fortan etwas zu ergründen und zu enträthseln nöthig haben. — Nun noch eine Bitte. Ich hatte schon vor Ihrer hiesigen Anwesenheit Herrn Prof. Schütz ersucht, in das Intelligenzblatt Ihrer Zeitung die Nachricht einzurücken, „dass ein geschickter junger Mann Namens Mrongovius allhier an einer Uebersetzung der Geschichte von Polen des Bischofs Adam Naruszewicz arbeite, wovon der erste Band auf Ostern 1790 fertig werden wird.“ Darf ich wohl bitten dies Inserendum nächstens zu besorgen, da dem guten Candidaten daran liegt, dass es bekannt werde, damit andere sich nicht zugleich mit der Arbeit befassen.<sup>6)</sup> Gehaben Sie sich wohl und bleiben gewogen

Ihrem Kraus.

---

<sup>4)</sup> Am 17. Dezember 1789 schreibt Kraus an seinen Freund v. Auerswald: „Mein Wort gegen Jacobi habe ich ehrlich gehalten und ihm vor acht Tagen ein Geschmier von 16 Quartseiten, mikroskopisch fein beschrieben, zugeschickt, womit er nun sein Heil versuchen mag“ (Voigt S. 301). In einem zweiten Briefe vom Jahre 1790 (bei Voigt S. 304) äussert sich Kr. nochmals über diesen Aufsatz.

<sup>5)</sup> Hufeland war Anfang Oktober in Königsberg gewesen; siehe den bei Voigt S. 273 ff. abgedruckten Brief Kraus'.

<sup>6)</sup> Die Notiz steht im Intelligenzblatt der A. L. Z. 1790 Nr. 5, Sp. 39. Die Uebersetzung ist aber nicht erschienen. Christoph Coelestin Mrongovius war Prediger und Lehrer der polnischen Sprache am Gymnasium zu Danzig.

## IV.

Königsberg, den 12 April 1793.

Ein Litteratordirector muss es von Amteswegen missbilligen, wenn ein Gelehrter, der nicht unvermögend ist, etwas lesbares zu schreiben, sich, es sey aus Aberglauben an den alten Waid-spruch *λαθε βιωσας* oder aus Gleichgültigkeit gegen den Flor des litterarischen Commerzes, geflissentlich in Obscurität hüllt, oder egoistisch seiner Musse überlässt; und ich bin daher weit entfernt, mich durch den schmeichelhaften Vorwurf, den Sie, mein Theuerster, mir darüber machen, dass ich Ihnen so lange nichts zu sehen oder zu lesen gegeben habe, stolz machen zu lassen. Nichts ist meinem Geschmack und meinem Bedürfnisse angemessener, als das kundbare Incognito, welches Ihre A. L. Z. darbietet; und schon darum würde ich mich nicht lange nöthigen lassen, bald wieder einen Beytrag zu liefern, wenn ich hoffen könnte, meinen Kopf, der durch einen langen Aufenthalt in der *zona frigida* der höheren Mathematik vorjetzt ganz verödet ist, bald wieder zu Arbeiten der Art aufthauen zu können. Auf jeden Fall aber muss ich Sie um die Gerechtigkeit bitten, mir keine Recensionen aus dem linguistischen Fache zuzumuthen: ich sage um die Gerechtigkeit; denn Sie werden sich noch des feyerlichen Gelübdes erinnern, welches ich Ihnen, bey Einsendung der Recension über das russische Glossarium<sup>1)</sup> schrieb, mich nie in meinem Leben mehr mit linguistischen Sachen abzugeben, weil sie zu undankbar und — *absit invidia verbo* — mein Fleiss eines bessern Gegenstandes würdig ist. Auch habe ich seit der Zeit mein Gelübde treulich gehalten, oder vielmehr den Widerwillen es zu brechen, nie bekämpft, und würde auch jetzt um keinen Preis einen Versuch dazu wagen, oder mir den mindesten Erfolg von einem solchen Versuch versprechen. Was wüsste ich denn, wenn ich Antons Versuch das zuverlässigste Unterscheidungszeichen der orientalischen und occidentalischen Sprachen<sup>2)</sup> zu entdecken noch so emsig studirt hätte? In der That etwas

<sup>1)</sup> Die Rezension steht in der A. L. Z. 1787 Nr. 235—237. Vergl. Voigt, *Leben* S. 200 ff.

<sup>2)</sup> Die Schrift von Konr. Gottl. Anton († 4. Juli 1814) erschien Leipzig 1792.

womit ich meinen Kopf lieber verschont haben möchte, und wenn man es mir ohne die mindeste Mühe von meiner Seite gleichsam im Schlaf beybringen könnte. Orientalische und occidentalische Sprachen! als ob die Natur einen Meridian gezogen der Osten von Westen scheidet! oder als ob alle auf einem Hemisphär vorhandne Sprachen Ein gemeinsames Merkmal hätten, und alle auf dem andern Hemisphär vorhandenen wieder Eins! Man könnte eben so wohl das Unterscheidungszeichen der occidentalischen und orientalischen Blumen suchen. Die Sprache der Kymren in Wales ist so übereinstimmend mit der Hebräischen, und so verschieden von der Deutschen (und so verhält es sich mit mehreren anderen) dass man von mehr als Rudbekischer<sup>3)</sup> und Goropischer<sup>4)</sup> Glottomanie besessen seyn muss, um eine Entdeckung, wie Anton sie gemacht haben will, machen zu wollen. Heisst aber orientalisches weiter nichts als Hebräisch und Griechisch, und occidentalisch nichts als deutsch, slavisch, lateinisch; so ist Antons Arbeit aufs beste ein Nürnberger Grillenspiel.

Dobrowskys Geschichte der böhmischen Sprache,<sup>5)</sup> welche Sie mir nächst dem zu recensiren vorschlagen, zu verstehen, besitze ich, an dem bishen Polnisch, welches ich spreche, ein sehr unzulängliches Mittel, und zu beurtheilen, gar keines. Büchings neueste Schrift<sup>6)</sup> endlich ist zu sehr blosses Compendium, um eine Tüchtige Recension zu verdienen. Also, mein Theuerster, lassen Sie mich noch eine Weile in meiner, wie Sie es nennen müssen, Unthätigkeit; ich werde mich schon von selbst melden.

Es fiel mir bey dem Empfange Ihres Briefes hart aufs Gewissen, Ihnen für das schöne Geschenck, was Sie mir vor Jahr und

<sup>3)</sup> Claus Rudbeck d. Aeltere (1630—1702) will in seiner Schrift *Atlantica* beweisen, dass alle berühmten Völker ihren Ursprung in Schweden haben.

<sup>4)</sup> Joh. Goropius Becanus, holländischer Arzt († 1572), schrieb *Origines gentium*, wo er beweisen will, dass das Paradies in Holland gewesen sei und die holländische Sprache die älteste sei.

<sup>5)</sup> Erschienen Prag 1792. Eine Rezension erschien in der A. L. Z. 1794, Nr. 105.

<sup>6)</sup> Grundriss zu einer Geschichte der Bemühungen und Verdienste alter und neuer Völker um die Gelehrsamkeit. Berlin 1792. Angezeigt in der A. L. Z. 1796 Nr. 389.

Tag mit Ihrem Naturrecht machten, mit keiner Sylbe gedankt zu haben. Ihr Verlangen, meine Meynung darüber zu wissen, halte ich für eine Höflichkeit, die ich durch mein Schweigen gehörig erwidert zu haben glaube. Von der Recension über Ihr Naturrecht in der A. L. Z.<sup>7)</sup> habe ich nichts begreifen können, und so geht es mir mit fast allen Recensionen über speculative Philosophie. Es ist eine Schande, dass ich, der ich an der Quelle sitze, und in der Philosophie κατ' ἐξοχην erzogen bin, davon unendlich weniger, als der erste beste Jenenser Student begreife, wohl verstanden begreife so, wie ich die mathematische Analysis oder Hume's skeptisches System begriffen zu haben mir bewusst bin. Diese Erfahrung, da sicherlich die Schuld daran nicht an meinem guten Willen liegt, macht mich je länger je mehr Tolerant gegen die Verschiedenheit speculativer Meynung, so fern sie Resultate sorgfältiger und redlicher Untersuchung sind, und in eben dem Masse unwillig über die superciliose Unduldsamkeit des Nachbetervolks, das sich, ut lucus a non lucendo, kritische Philosophen nennt, und deren Unfug die A. L. Z., zur Aufnahme des ächt philosophischen Geschmacks, um welchen sie sonst so viel Verdienst hat, kräftiger entgegen arbeiten sollte, als sie bisher gethan zu haben scheint. Ich lese, aus Grundsatz, und weil ich etwas besseres zu thun habe, von den Streitschriften nichts; aber ich wollte es doch wohl übernehmen ein halbes oder ganzes Duzzend Probleme den kritischen Philosophen vorzulegen, an deren Auflösung sie die Allgenügsamkeit ihrer Principien und Methoden besser darlegen könnten, als an Bestreitung von Gegenmeynungen; denn es gilt allem Anschein nach von ihnen was Rousseau von allen Philosophen überhaupt sagt, triomphant, quand ils attaquent, ils sont sans vigueur en se défendant.

Ich bin sehr neugierig zu sehen, was Sie da für eine Methode gefunden haben, das Naturrecht auf einem ich weiss nicht welchem rein formellen Grundsatz aufzuführen. Ist sie erfunden diese Methode, so hoffe ich noch eine Mechanik zu erleben, die auf reiner Geometrie allein, ohne alle Begriffe von Bewegung Masse und Ge-

<sup>7)</sup> Versuch über den Grundsatz des Naturrechts 1785, von Kant in der Jen. Allg. Litt. Ztg. 1786 Nr. 92 sehr günstig rezensiert.

schwindigkeit beruht; eine Sache die bisher unmöglich schien. Denn in der That wer das was man Natur nennt in lauter Form ohne Rest aufzulösen weiss, wird auch Bewegung in lauter Figur ohne Geschwindigkeit und Masse auflösen können. Verzeihen Sie das Geschwätz Ihrem Sie herzlich liebenden Kraus.

## V.

Königsberg d. 13 März 1794.

Theuerster Freund

Herr Doctor Elsner,<sup>1)</sup> der einzige unter den hiesigen Aerzten, dem ich mich anvertrauen würde, wenn ich nicht an dem *ἀρεχου και ἀπεχου* eine Panacee besässe, die mir alle Aerzte entbehrlich macht, wünscht der kleinen Schrift, die ich Ihnen hier schicke, alle mögliche Publicität zu geben; deren sie auch, ihrem Inhalt so wohl als ihrer Form nach, auf alle Weise würdig zu seyn scheint. Der besondern Freundschaft wegen, die ich für den Verfasser habe, würden Sie mich ungemein verbinden, wenn Sie dafür sorgten, dass je eher je lieber (denn die novitatis gratia kommt hier vornehmlich mit ins Spiel) eine Recension von einem einsichtsvollen practisirenden Arzt, dergleichen Sie ja wohl genug in dem Register ihrer Recensenten haben werden, über diese Schrift in Ihrer A. L. Z. erschiene.<sup>2)</sup> Ich benutze diese Gelegenheit um noch drey Schulschriften von meines verstorbenen Lehrers und Freundes Hamans Sohn,<sup>3)</sup> auf dem der Geist seines Vaters ruht, an dessen Erziehung und Ausbildung ich habe mitarbeiten helfen, den ich als meinen

1) Christoph Friedrich Elsner, Arzt und Professor der Medizin in Königsberg, gestorben 19. April 1820, veröffentlichte u. a. im Jahre 1794: Ueber die Verhältnisse zwischen dem Arzt, dem Kranken und dessen Angehörigen.

2) Die Rezension erschien in der A. L. Z. 1794 Nr. 100 (18. Juni).

3) Joh. Mich. Hamann, gestorben 12. Dezember 1813 als Direktor des Königsberger Altstädtischen Gymnasiums. Die drei Schulschriften: 1. Diss. de Socrate cum discipulis libros veterum tractante, 2. Gedanken über den Unterricht in Latein in den niederen Schulclassen, 3. Progr. chorum Euripideum e Bacchis excerptis et illustr., sämtlich Königsberg 1794, sind in der A. L. Z. vom 11. September 1794 ungünstig rezensiert, während der Band unreifer Gedichte (Poetische Versuche, Libau 1791) ebenda in der Nummer vom 19. März 1795 anerkennend besprochen wird.

Pflegling betrachte, und dessen Wohlfahrt mir als ein heiliges Fideicommiss am Herzen liegt, beyzupacken. Vielleicht hätte Herr Hofrath Schütz selbst die Güte, diese Schriften in der A. L. Z. anzuzeigen, und so den nachtheiligen Eindruck mit auslöschen zu helfen, den mein Pflegling durch die Etourderie, womit er bey seinem Aufenthalt in Curland einen Band unreifer Gedichte drucken liess, auf einen Theil des Publici gemacht haben mag.

Billig wäre es, dass ich nun für alle diese Gefälligkeiten mich auch wieder zu Gegendiensten verpflichtete. Aber theuerster Freund, dies Jahr kann ich mich noch zu nichts anheischig machen; lässt mich Gott leben, so hoffe ich in der Folge für Ihre A. L. Z. ein fleissiger Mitarbeiter zu werden.

Unser philosophischer Patriarch K—t befindet sich noch immer recht frisch und wohl; ich war gestern mit ihm an dem Ihnen wohl bekannten Tische unseres gemeinschaftlichen Freundes des G. R. H—pp—l zusammen.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau (denn ich hoffe Sie haben jetzt schon eine) und zwar eine solche, der es nicht gleichgültig seyn wird, Ihres Mannes Freunde, wenigstens der Existenz nach, zu kennen.

Ihren Freund Reinhold beneide ich um das Glück nach Kiel berufen zu seyn. Sollte mein Schicksal mir einmal eine Veränderung meiner Stelle rathsam oder nothwendig machen (denn vom Wünschen allein, das mich oft genug schon angewandelt hat, kann nicht die Rede seyn); so zöge ich, nächst Jena, nirgend lieber hin als nach Kiel.

Empfehlen Sie mich Herrn Hofrath Schütz und behalten Sie lieb Ihren

treu ergebensten Freund  
und Diener

Kraus.

## Zur transcendentalen Deduktion der Analogien.

Ein Schlusswort von **Dr. Artur Jacobs.**

Unter diesem Titel beschäftigt sich Marcus mit meiner in Band 53/54 dieser Zeitschrift erschienenen Besprechung seiner Beweisversuche für die kantischen Analogien. Ich würde hinsichtlich der Sache keine Veranlassung haben, mich mit dieser Erwiderung zu befassen, da der Kern meines Angriffs überhaupt nicht berührt, dagegen ein wahrer Windmühlenkampf gegen Behauptungen geführt wird, die ich nicht getan habe, wenn der Verfasser diese Gelegenheit nicht zu zahlreichen persönlichen und herabsetzenden Bemerkungen benutzt hätte. So handelt ein ganzer Paragraph von den „Mängeln der Receptivität“ des Verfassers, in verschiedenen Varianten wird ausgeführt, dass Jacobs das Buch, das er kritisiert, „offenbar“ „nicht ganz oder nur oberflächlich gelesen habe“. S. 115 wird von dem „unter Cirkelverdacht leidenden Kritiker“ gesprochen. In den mannigfaltigsten Formen wird der Vorwurf der „Sophistik“, der „Verfälschung“ erhoben. Mehrfach wird behauptet, dass der Angreifer der Wahrheit seiner Sache „nicht sicher war“. Gegenbeispiele werden als „Verdächtigungen“ bezeichnet. S. 128 heisst es: „So geht es, wenn man ein Buch unter Vernachlässigung des Sinns nach Sätzen oder vielmehr nach Worten durchsucht, die geeignet sind, einen „Verdacht“ zu bestätigen.“ S. 133 wird höhnisch an Lloyd George erinnert, der „auch der Meinung sei“, „dass die Wiederholung derselben Behauptung ein zureichendes Surrogat des Beweises wäre.“ Eine Seite weiter findet sich die Bemerkung, dass er (M.) „wirklich nicht verlangen könne“, dass J. „diese ganz groben Unterschiede“ erkenne.

An anderer Stelle droht er, dem Kritiker „*malā fides* zur Last zu legen“, der sich künftig von der Wahrheit seiner Behauptungen

„nicht hinreichend (!) überzeugt habe“. Die Besorgnis, dass sich jemand („sei es nun J. oder ein anderer“) künftig mit dem Revolutionsprinzip beschäftigen könnte (das, wie ich in meiner Arbeit gezeigt habe, von Fehlern, Ungenauigkeiten, Trugschlüssen wimmelt, trotzdem aber nicht widerrufen, sondern mit leidenschaftlicher Energie gegen Nelson und mich verteidigt worden ist), statt mit der neuen Fassung des Beweises (die selbstverständlich eingehend von mir berücksichtigt worden ist) wird mit der Verdächtigung vorgebaut, dass er dann „annehmen werde“, dass es ihm unmöglich war, „die zur Widerlegung der neuen Fassung erforderlichen Paralogismen aufzubringen“. Wie sehr es M. darum zu tun war, den Kredit des Kritikers zu untergraben und sich durch persönliche Herabsetzung die sachliche Arbeit zu erleichtern, geht besonders deutlich aus der gleich im Anfang gemachten, wahrheitswidrigen Behauptung hervor, dass er von der Veröffentlichung abgeraten hätte, wenn er die Arbeit vorher gekannt hätte.<sup>1)</sup> In Wahrheit hat er sie gekannt, denn ich habe ihm denjenigen Teil der Arbeit, der für ihn, nach seinen eigenen Worten, allein wesentlich war, den Nachweis des Circels auf seinen Wunsch in der Abschrift vorher übersandt, und zwar schon im Mai 16, während die Veröffentlichung erst über ein Jahr später erfolgt ist.

Ein solches Vermengen und Verweben sachlicher Argumente mit Herabsetzungen des Gegners, wobei das eine dem andern und das andere dem einen zur rechten Zeit beispringen muss, um den Anschein der sachlichen und persönlichen Inferiorität zu erzeugen, würde einer wissenschaftlichen Arbeit selbst dann übel anstehen, wenn das persönliche Urteil durch grobe sachliche Mängel hervorgerufen und begründet wäre. Es wird aber zur Groteske bei einer, jeder gewissenhaften Beurteilung und jeder Wissenschaft Hohn sprechenden, mit allen Mitteln der Dialektik arbeitenden „Begründung“, die auch nicht einen Schimmer einer sachlichen Widerlegung bringt.

<sup>1)</sup> Eine solche persönliche Bemerkung über die Entstehungsgeschichte einer Arbeit gehört überhaupt nicht in ein wissenschaftliches Werk, was dem Verfasser sehr fühlbar werden dürfte, wenn ich nun meinerseits diese Bemerkungen, die nach meinem Urteil (auch abgesehen von obiger Richtigstellung) ein falsches Bild der Tatsachen geben, weiter erörtern würde.



Wenn ich hier aus der Fülle der Entstellungen und „Verfälschungen“ einige hersetzte, so geschieht es nicht, um Angriffe zu widerlegen (Angriffe dieser Art verdienen keine Widerlegung), sondern um den Lesern dieser Zeitschrift ein Bild davon zu geben, mit welchen Mitteln hier gearbeitet wird, und auf welcher sachlichen Grundlage die Behauptungen ruhen, die hier im Tonfall grenzenloser Ueberlegenheit gegen eine Arbeit vorgebracht werden, der höchstens zur Last gelegt werden kann, dass sie sich zu ausführlich und gründlich mit der Widerlegung von „Beweisen“ abgegeben hat,<sup>1)</sup> die schon von anderer Seite als wissenschaftlich wertlos hinreichend gekennzeichnet worden sind, und die auch durch dialektische neue Aufmachung ihr trügerisches Dasein kaum längere Zeit fortführen dürften.

S. 20 meiner Abhandlung hatte ich nebenbei in einer Anmerkung erwähnt, dass der „A u s d r u c k Gedankenexperiment zuerst von Mach bewusst angewendet“ worden sei. Diesen völlig klaren, unmissverständlichen Tatbestand „fälscht“ M. (um mich seiner Terminologie zu bedienen) in die Behauptung um, ich hätte „die bewusste Verwendung eines Gedankenexperimentes zuerst bei Mach gefunden“. Er vermischt also hier, zum Schaden des Gegners, den N a m e n einer Sache mit der S a c h e s e l b s t, um auf dieser erdichteten Basis dann im Tone überlegener Kennerschaft zu belehren, dass auch anderswo schon Gedankenexperimente vorkommen, was natürlich jeder Anfänger weiss. Diese Belehrung gibt ihm nun sogleich die Veranlassung, noch ehe mein Beweis auch nur von ferne berührt worden ist, als „evident“ zu folgern, dass ich die Kritik „analytisch auffasse“. Und von dieser, auch gegen Nelson und die „meisten Kantinterpreten“ erhobenen Lieblingsanschuldigung ist nur noch ein Schritt zu der Folgerung, dass ich „die Beweisgründe der Kritik und damit ihr Verständnis“ (und somit natürlich auch den M.schen Beweis!) „verfehlt habe“. Durch

<sup>1)</sup> Die Erkenntnis, dass die isolierte Besprechung der M.schen Scheinlösungen eine so eingehende Veröffentlichung kaum rechtfertigen würde, hat mich denn auch veranlasst, mir die Ziele meiner Arbeit viel weiter zu stecken und nicht nur die Gründe der M.schen Fehllösung, die allgemeiner Natur sind, sondern auch die Beweiselemente von Kants Lösung gründlich zu erörtern.

diese „präcisionsphilosophische“ Leistung bin ich nun widerlegt oder doch diskreditiert, ehe mein Beweis überhaupt zu Wort gekommen ist. Das Rezept, das sich auch sonst (bei genügender Bearbeitung des „Laienverständes“) durchführen lassen dürfte, ist so einfach, dass ich es hersetzen will: Verkehre eine nebensächliche Behauptung des Gegners in ihr Gegenteil. Zeige, dass diese neu entdeckte Behauptung einem kantischen Satze widerspricht. Behaupte frischweg, auf diesem kantischen Satze beruhe das Verständnis der ganzen Kritik und folgere dann auf Grund noch einiger derartiger „Beweise“ ruhig, dass der Gegner nichts von der Sache verstehe, und dass man seine Ausführungen künftig „ignorieren“ würde, „bis er seine Aufgabe gehörig begriffen habe“. Ich bemerke, dass dies einer der „Fehler“ ist, die nach M. „zweifellos“ auf einem „Mangel“ meiner „Receptivität“ beruhen und die ebenso zweifellos „nur durch mangelhafte Lektüre erklärlich sind“.

Ich greife einen andern dieser „zweifellosen“ Fehler heraus. Ich hatte in meiner Arbeit ausser dem Nachweis, dass der M.sche „Beweis“ fehlerhaft sei, auch den Grund dafür angegeben, weshalb er auf der Grundlage, die ihm M. bestimmt hat, garnicht gelingen konnte. Dieser Grund besteht darin, dass dem M.schen Beweise das Moment fehlt, das im kantischen gerade das logische Rückgrat bildet, der Schematismus. Und wiewohl ich diesen kaum missverständlichen Sachverhalt noch durch die ausdrückliche Bemerkung vor jeder Verwischung zu schützen suchte, dass M. zwar in seiner neuesten Arbeit die Bedeutung des Schematismus für den kantischen Beweis „durchaus anerkenne“ („ja mit besonderer Nachdrücklichkeit betone“), dagegen (worauf es hier allein ankomme) dieses Moment für den eignen Beweis, trotz aller Anerkennung seiner Wichtigkeit, nicht berücksichtige, „verfälscht“ M. diesen Sachverhalt durch die Unterstellung, ich hätte behauptet, er (M.) hätte den Schematismus „überhaupt nicht<sup>1)</sup>“ berücksichtigt“. Einige Zeilen weiter muss er zwar mit dem gegenteiligen Zugeständnis herausrücken, aber auch hier verwischt er das, worauf es ausschliesslich ankommt, indem er den Eindruck zu erwecken sucht, dass ich „hinterher“ die Erklärung abgegeben habe, dass er

<sup>1)</sup> Von mir gesperrt.

den Schematismus „doch“ berücksichtigt habe. Er verschweigt also, was in meiner Arbeit durch Fettdruck aufs deutlichste erkennbar gemacht war, dass es mir ganz und gar nicht auf die Erwähnung des Schematismus schlechthin, sondern ausschliesslich auf seine Verwendung im M.schen Beweise ankommt, und erzeugt dadurch den trügerischen Anschein, als ob ich einen anfangs gemachten Einwand späterhin eingeschränkt oder ganz zurückgenommen hätte. Auf diese Weise schlägt er zwei Fliegen mit einer Klappe: er setzt den Gegner scheinbar ins Unrecht und erspart sich selbst die Widerlegung eines sehr unbequemen Einwandes, der gerade, weil er so prinzipieller Natur war, aufs eingehendste hätte in Erwägung gezogen werden müssen.

Durch welche sophistische „Beweisführung“ M. einen ernsthaften Einwand abtut, will ich noch an einem andern Beispiel zeigen.

Um das hoffnungslos Verfahrene des M.schen „Beweises“ zu zeigen, hatte ich nachgewiesen, dass er selbst dann kein einwandfreier Beweis von Kants These sein würde, wenn der M.sche Nachweis in allen seinen Teilen als zwingend anerkannt würde. Wie widerlegt M. diesen Einwand? Statt auf meinen Nachweis, der auch eine Widerlegung eines von M. im Revolutionsprinzip nach dieser Richtung unternommenen Beweisversuches brachte, auch nur mit einem Worte einzugehen, verweist er (ohne Seitenangabe!) auf nicht vorhandene Ausführungen in der letzten Arbeit (was ihn selbst, wenn sie vorhanden wären, der Verpflichtung nicht enthöbe, entweder meinen Nachweis zu widerlegen oder seine Beweisversuche aus dem Revolutionsprinzip fallen zu lassen), beruft sich aber dann darauf, dass er ausdrücklich erklärt habe, auf „Vollständigkeit“ keinen Anspruch zu machen, und schliesst mit der Drohung, dass er künftig solche Einwände „mit der ihm zu Gebote stehenden Schärfe“ (!) „charakterisieren müsse“. Hier haben wir die „Präzisions“-Methode in ihrer charaktervollsten Prägung. Statt einen ernsthaften Einwand zu beachten, eine sophistische Umdeutung des Charakters dieses Einwandes und eine Drohung mit „der zu Gebote stehenden Schärfe“. Es handelt sich nämlich bei meinem Nachweis (so wenig wie bei meiner Anmerkung zum Schematismus) keines-

wegs um einen Einwand, der die „Vollständigkeit“ des M.schen Nachweises betrifft, also um eine Präcisionslücke, die leicht ausfüllbar ist, sondern um einen grundlegenden Mangel des Beweises, der den Kern des Beweises trifft, der also beseitigt werden muss, wenn anders der Beweis überhaupt Durchschlagskraft haben soll. Statt auf diesen grundsätzlichen Mangel einzugehen, vermischt M. durch grobe Sophismen die Bedeutung der Sache und sucht bei dem nicht orientierten Leser den Eindruck zu erwecken, als wenn es sich hier um leicht ausfüllbare Lücken des Beweises handelte, mit denen sich grosse Entdecker nicht zu befassen brauchen.

Eine doppelte, handgreifliche „Verfälschung“ des Tatbestandes findet sich auf S. 132. Dort soll dem Leser demonstriert werden, dass ich „meiner Sache selbst nicht sicher war“. Und wie geschieht das? M. hatte Nelson Konsequenzfehler vorgeworfen. Demgegenüber hatte ich bemerkt, dass es „nach meiner Ueberzeugung nicht N., sondern M. sei, der hier einen Konsequenzfehler mache, und zwar einen doppelten“. Was macht M. daraus? Trotzdem der Beweis für die Behauptung unmittelbar folgte, und trotzdem es selbstverständlich für keinen Menschen zweifelhaft sein kann, dass das Wort „Ueberzeugung“ der Ausdruck für die denkbar stärkste Gewissheit ist,<sup>1)</sup> macht M. daraus „Privatmeinungen“ und unterstellt mir damit (wie immer in einem Tone, als ob es sich um die einwandfreisten und selbstverständlichsten „Wahrheiten“ handelte), dass ich hier nur unsichere persönliche Auffassungen geäußert habe, um dann hieraus kühn weiter zu schliessen, dass ich „meiner Sache nicht sicher war“. Ist dies Schlussverfahren schon überraschend, so wirkt es fast grotesk, wenn man drei Zeilen weiter liest, wie aus dieser erschlossenen Ungewissheit (in kühner Steigerung) schon eine „zugestandene“ Unsicherheit geworden ist.

Das ist die „Präcisions“-Methode des Mannes, der jedem mala fides zur Last legen will, der sich von der Wahrheit seiner Be-

<sup>1)</sup> M. vermisst scheinbar den Tonfall papistischer Unfehlbarkeit. Diesen „Ton“ überlasse ich gern denen, die Grund haben, die sachliche Sicherstellung ihrer Behauptungen durch das Pathos absolutistischer Be-  
teuerungen zu unterstützen.

hauptungen nicht „hinreichend“ überzeugt. Wir werden ja sehen, ob er diese Regel nicht nur für seine Gegner, sondern auch für sich selbst anzuwenden gedenkt.

Wie M. mein Buch gelesen hat, will ich noch an ein paar Stichproben zeigen. S. 130 behauptet er, dass ich in die Data, also die gegebenen Stücke des Beweises Zweifel hineintrage, also nicht einmal wisse, „dass beim Beweis der Relation eines hypoth. Urteils die Glieder kategorisch gesetzt werden müssen“. Diese Behauptung wagt er, trotzdem ich in meiner Arbeit wörtlich gesagt habe, dass es „der ganze hypoth. Satz ist, der beweispflichtig ist, nicht aber einer seiner Teile“, dass wir also „nicht verlangen, dass eines der Glieder des beweispflichtigen hypoth. Urteils für sich bewiesen werde“. Er belehrt mich also über Dinge, die ich aufs eingehendste und unmissverständlichste in meiner Arbeit behandelt habe. Nachdem er derart den Tatbestand genügend verdunkelt hat, versucht er, durch eine, dem Kenner freilich sogleich durchsichtige Vermischung meinen Einwand gegen die eigne These durch Kants These zu parieren, für die er natürlich nicht bestimmt war. Es ist das eine Praktik, die besonders charakteristisch für die M.sche Polemik und von mir schon bei der Besprechung der Polemik gegen Nelson gerügt worden ist; er vermischt seine fehlerhaften Behauptungen mit den richtigen Sätzen von Kant und holt dann entweder plötzlich einen kantischen Satz zur Verteidigung der eignen fehlerhaften heran oder unterstellt einfach, dass ein ihm selbst gemachter Einwand Kant treffe. Hier wird diese Methodik besonders deutlich, deshalb will ich sie etwas näher beleuchten. Ich hatte nachgewiesen, dass bei M. der Sinn des ursprünglichen (kantischen) Beweisthemas (die Analogien sind die Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung) durch eine unbewiesene und unstatthafte Definition der Erfahrung verändert und dadurch das Problem in ein völlig davon unterschiedenes, dem kantischen Systeme fremdes, überdies willkürliches, neues Problem verwandelt wird. Diesen Nachweis „widerlegt“ mir nun M. mit der Behauptung, dass dann aus „Kants These“ „Unsinn“ würde, denn dann würde sie ja „zu einem Urteil, das keines Beweises bedürfe“. Er schiebt also seiner durch seine unstatthafte Definition der Erfahrung veränderten These

bedenkenlos Kants These unter, trotzdem ich aufs deutlichste gesagt hatte, dass es sich hier garnicht mehr um Kants These handelt, sondern um eine neue, M.sche These, die mit der kantischen garnichts zu tun hat. Dass er mit dieser Unterschiebung meine Ausführungen garnicht, wie er hofft, widerlegt, sondern eher bestätigt, merkt er in seinem Eifer garnicht. Denn Kants These wird wirklich „unsinnig“ durch diese Definition, aber, wie man sieht, nicht durch mich, sondern durch M. selbst.

Aehnliche Verwischungen und Entstellungen von Tatsachen ziehen sich durch die ganze „Erwiderung“ hindurch. Man müsste schlechterdings Seite für Seite durchgehen, um alles aufzudecken und richtigzustellen. Durch die Polemik gegen Nelson, die schon ihresgleichen sucht, und die Verfehlungen enthält, über die Meinungsverschiedenheiten unter vorurteilslosen Beurteilern schlechterdings nicht mehr bestehen können,<sup>1)</sup> war ich ja schon auf Schlimmes gefasst. Die „Erwiderung“ übertrifft aber alle Erwartungen. Ein typisches Verdunklungsargument der M.schen Polemik, das in fast allen polemischen Arbeiten von M. wiederkehrt, will ich noch erwähnen. Es besteht in der Behauptung, dass der Gegner ihm ein falsches Beweisthema „unterstellt“ habe. Gegen meine Arbeit wird dieses Argument wiederholt ausgespielt. Ich soll ihm nicht ein, sondern sogar viermal (!) ein „nicht existierendes“ Beweisthema „unterstellt“ haben! Schon diese Behauptung muss eigentlich den nachdenklichen Leser stutzig machen. Dass jemand das Beweisthema nicht sieht, wenn es klar angegeben ist, ist schon

---

<sup>1)</sup> Statt vieler erwähne ich nur die Stelle, wo M. aus dem von N. aufgeworfenen Problem: die Bedingungen der uns „historisch, also zufällig gegebenen Erfahrung“ aufzusuchen, durch eine ganz grobe „Umfälschung“ das völlig veränderte Problem macht: die metaphysischen Bedingungen „historisch aus dem Begriff der faktischen Erfahrung zu ziehen“, um an diesem selbsterfundenen Problem dann weidlich eine billige und lehrhafte Kritik zu üben. Dass solche Fehler möglich sind bei einem Forscher, der nirgends Hehl daraus macht, wie viel er von sich selbst und wie wenig von der gesamten übrigen zeitgenössischen Philosophie hält, ist schon erstaunlich, dass er sie aber, ohne auch nur mit einem Wort darauf einzugehen, abtut mit der allgemeinen Redensart, dass meine Besprechung „fehlerhaft“ sei, das geht bis an eine Grenze, wo jede wissenschaftliche Erörterung schlechterdings zu Ende ist.

ungewöhnlich. Dass er statt dessen nicht nur ein, sondern sogar vier falsche als Ersatz sich zurecht konstruiert, ist gegen alle Regeln der Wahrscheinlichkeit, selbst wenn man ungewöhnliche „Mängel der Receptivität“ in Anrechnung bringt. Die Sache ist denn auch wieder regelrecht auf den Kopf gestellt und durch grobe Entstellung dem Leser schmackhaft gemacht. Zunächst wird verschwiegen, dass ich das Thema in verschiedenen Varianten wörtlich, sowohl aus dem Revolutionsprinzip, wie aus der „Logik“ und der „Beweisführung“ angegeben habe, ja, es wird durch Hinweis auf eigne (M.sche) Fassungen sogar die Täuschung hervorgerufen, als wenn ich diese Fassungen garnicht gesehen hätte. Dann werden aber (und darin liegt die zweite grobe Verfälschung des Tatbestandes) Sätze als „Beweisthemen“ angegeben, die es garnicht in dem Sinne sind, den M. bei dem Leser, zum Schaden des Kritikers, hervorzurufen sucht. Was nämlich hier als „Beweisthema“ bezeichnet wird, das sind garnicht die Sätze, die M. seiner Arbeit vorangesetzt hat, die er also beweisen wollte, sondern es sind die Sätze, die er, falls man in sein Beweisthema seine Definitionen der Erfahrung einführt, eigentlich beweisen müsste. Es sind also die Sätze, die aus der M.schen These folgen, und die zeigen, dass M. im Grunde ein ganz willkürliches Problem beweisen will, das mit dem kantischen, mit dem es im Wortlaut fast übereinstimmt, garnichts zu tun hat. Diese Sätze sind also nur zum Beweise dafür aufgestellt, dass M. etwas anderes beweist, als was er, zu beweisen vorgibt und was Kant beweisen will. Sie müssen infolgedessen selbstverständlich von dem ursprünglichen Beweisthema abweichen. Anstatt also nun nachzuweisen, wie es Pflicht war, dass die so erhaltenen neuen Themen falsch gefolgert sind, d. h. aus seiner Definition nicht folgen, behauptet M., dass sie falsche und unmögliche Themen sind, was ich ja durchaus nicht bestreite, sondern gerade behaupte. Er umgeht also auf diese Weise nicht nur wieder einen unbequemen Einwand, sondern führt auch den Leser, zum Schaden des Gegners, durch eine plumpe „Vortäuschung“ irre, indem er eine gewollte Abweichung als ungewollt, ja als Zeichen mangelhafter oder verständnisloser Lektüre hinzustellen sucht.

Ich breche ab. Die Beispiele sind beliebig vermehrbar.<sup>1)</sup> Man sieht, dass es sich hier nicht um isolierte Verfehlungen oder Missverständnisse, sondern um ein System von (wie ich trotzdem gerne annehme, gutgläubigen) Verwischungen, Paralogismen, Sophismen handelt, das ausser auf ungewöhnlich oberflächlicher Lektüre, auf einer geradezu stupenden Unfähigkeit beruht, sich in fremde Gedankengänge hineinzusetzen. M. sieht immer nur sich und seine eignen Gedanken. Was der Andere sagt, hört er kaum, und wo er es hört; versteht er den Sinn nicht. Es ist, als wenn er eine andere Sprache spräche, sodass er sich erst alles, um es zu verstehen, in seine Sprache übersetzen muss. Erschwerend tritt zu dieser Unfähigkeit, sich in fremde Gedankengänge zu versetzen, eine jedes erträgliche Mass übersteigende Selbstüberhebung hinzu, die es ihm selbst in den Fällen, wo er sonst wohl genug Verständnis aufbringen würde, unmöglich macht, einen objektiven Standpunkt einzunehmen. Von einem Manne, der vor Eintritt in die Debatte in der Einleitung seiner Bücher öffentlich verkündigt, dass er sich „vorgesezt“ habe, „auf dem Gebiete der Philosophie reformatorisch zu wirken“, und der kein Bedenken trägt, beweislos (wie sollte er es auch wohl beweisen?) zu behaupten, dass „heute nicht bloss unter den berühmten“, „sondern unter allen“ (!) Lehrern der Logik (die er doch unmöglich „alle“ kennen kann) „grobe, ja

---

1) Beliebige greife ich noch heraus: die sophistische Umdeutung des Begriffs der „Präcision“ auf S. 104, die Unterstellung des Begriffs der „unsicheren“ Erfahrung, die grobe „Vortäuschung“ (die fortgesetzt ausgebeutet wird), dass mir der M.sche Beweis wegen der Leichtigkeit „verdächtig“ geworden sei (während bei mir steht, dass die „Leichtigkeit“ „in einer Sache, die Kant als das „Schwerste bezeichnet hat, was jemals zum Behufe der Metaphysik unternommen werden konnte“, weit davon entfernt, mir „endgültige“ Klarheit zu geben und alle Bedenken zu zerstreuen, mir eher den Beweis verdächtig als näher gebracht hat“), die dem Wortlaut und Sinn meiner Darlegungen widersprechende „Umfälschung“ meiner Aussagen über den modus ponens des Beweises (ich soll behauptet haben, dass es in Kants Werk einen modus ponens nicht gebe, während wörtlich dasteht, dass „im kantischen System der Nachweis beider Thesen gefordert und geliefert ist“), die tatsachenwidrige Behauptung, dass mir Gedankenexperimente „überhaupt“ verdächtig sind (während ich ausschliesslich das auf Intuition beruhende Gedankenexperiment angreife) usw.



ungeheuerliche (!) Verstöße gegen die einfachsten Postulate der Logik“ „an der Tagesordnung“ und „die gemachten Fehler Legion“ seien, war deshalb auch kaum eine gerechte Würdigung einer Arbeit zu erwarten, die den Beweis erbringen wollte, dass einer der angeblich „neuen Beweise“ (der wichtigste, auf dem das ganze System ruht) nicht nur durch und durch fehlerhaft und unkantisch, sondern geradezu ein Musterbild dialektischer Verschwommenheit und Unklarheit ist. Auch auf psychologische Streiflichter war ich (im Hinblick auf frühere Schriften) nicht ganz ungefasst. Dass aber die „Erwiderung“ so sehr allen sachlichen Boden unter den Füßen verlieren, sich so hemmungslos in persönlichen Herabsetzungen und Verdächtigungen ergehen würde, kam mir doch überraschend. Es nimmt mir auch die Möglichkeit, mich weiter auf Debatten einzulassen. Denn wenn ich auch geneigt bin, anzunehmen, dass M. sich über den Charakter und die Tragweite seiner Bemerkungen selbst kaum klar gewesen ist, so muss ich doch die sachliche Verständigung mit einem Manne ablehnen, der eines solchen Vorgehens, wenn auch ohne böswillige Absicht, fähig ist. Am liebsten hätte ich auch jetzt geschwiegen. Ich durfte es nicht, weil nicht nur die Sache, die ich vertrete (sie wird sich auch ohne mich einen Weg bahnen), sondern auch meine Person in einer Art angegriffen worden ist, dass Schweigen möglicherweise als Zugeständnis der dort erhobenen Anklagen aufgefasst werden kann.

---

## Von masurischen Gütersitzen, in besonderer Beziehung auf das 16. bis 18. Jahrhundert.

### IV: Gehlweiden, im Kreise Goldap.

Von **Dr. Gustav Sommerfeldt** in Dresden.

(Fortsetzung.)

---

Bei Schilderung der mannigfachen und recht bewegten Schicksale, die das ostwärts von Goldap belegene Rittergut Gehlweiden seit dem 16. Jahrhundert zu überstehen hatte,<sup>1)</sup> konnte von mir in den „Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Masovia“ 7, Seite 129—172 u. a. auf ein Schreiben aufmerksam gemacht werden der Frau Oberst Hermine Christine Elisabeth von Székely, geborenen von Grävenitz aus dem Hause Schilde, Witwe des am 22. Januar 1768 verstorbenen preussischen Infanteriekapitäns Johann Friedrich von Wiersbitzki, d. d. Gehlweiden, 15. Juni 1786, an König Friedrich II. nach Berlin (Seite 145—147).

Die Witwe hatte von ihrem zweiten Gemahl, dem Oberst Johann Friedrich von Székely im Jahre 1779 — er war damals noch Major im Regiment der gelben, von Usedom-Husaren Nr. 7 — sich scheiden lassen. Johann Friedrich von Székely ist 1739 in Ungarn geboren als zweiter Sohn des Michael von Székely, der 1750 bis 1758 Chef des nachmals von Kleist'schen (zuletzt 1806 von Gettkandt'schen) Husarenregiments Nr. 1, mit Garnison zu Herrstadt in Schlesien war.<sup>2)</sup> Als Datum des Majorpatents für

---

<sup>1)</sup> Ueber den Kauf Gehlweidens durch Daniel von Wiersbitzki am 16. April 1726 siehe Altpreussische Monatsschrift 36, 1899, S. 596 ff.

<sup>2)</sup> J. Mebes, Beiträge zur Geschichte des Brandenburgisch-Preussischen Staates und Heeres. Bd. I. Berlin 1861. S. 478.

den Johann Friedrich von Székely gibt von Mackensen<sup>1)</sup> den 7. Juni 1778 an, während nach der offiziellen Rangliste des Jahrs 1787 es unterm 30. Dezember 1779 erteilt worden wäre. Oberst wurde von Székely am 31. August 1790, und starb zu Bromberg am 4. Oktober 1794, ausser den beiden Stiefsöhnen Friedrich und Karl von Wiersbitzki,<sup>2)</sup> noch eine Tochter Henriette von Székely hinterlassend, die in erster Ehe an den Major Hermann Christoph Ernst von Ledebur vermählt war, in zweiter Ehe den Johann Friedrich Kegelberg heiratete, der 1799 als Schultheiss zu Osielsk (bei Bromberg) nachweisbar ist. Ueberdies hinterliess von Székely aber auch zwei ausser der Ehe geborene Töchter Theresia und Johanna, die im September 1793 durch den König Friedrich Wilhelm II. legitimiert worden waren. — Im genannten Schreiben nun wies Frau von Székely am 15. Juni 1786 auf den Zustand des adlig von Wiersbitzki'schen Güterbesitzes im Goldapschen und Oletzko hin, der am 4. September 1784 an von Székely's älteren Stiefsohn, den 1757 geborenen, der ersten Ehe Hermine's entstammenden Friedrich von Wiersbitzki gekommen war. Er stand damals zu Hohenstein<sup>3)</sup> in Garnison als Oberleutnant in dem teilweise in dieser Stadt befindlichen Dragonerregiment Nr. 10 des Generalmajors Friedrich Wilhelm von Rosenbruch.<sup>4)</sup> Ueber von Wiersbitzki's Geburtsjahr (1757) kann ein ernstlicher Zweifel nicht bestehen, zumal es auch bezeugt sich findet in der Familienchronik des 1778 zu

1) A. von Mackensen, Schwarze Husaren. Berlin 1892. S. 29. Vgl. auch C. Grünhagen, Die Güterverleihungen der Jahre 1794 ff. und Held 1796—1802. Berlin 1897; R. Prümers, Gefangennahme preussischer Beamten im Insurrektionskriege 1794 (ZHG. Posen 12, 1897, S. 33—52).

2) Der älteste Stiefsohn, Daniel Wilhelm Friedrich von Wiersbitzki, geboren zu Brandenburg a. H. den 11. November 1756, war am 4. Januar 1776 als Kornet des Husarenregiments Nr. 7 gestorben.

3) Nicht bei der Leibeskadron. Diese hat in der Zeit des Generalmajors von Rosenbruch (bis 1790) zufolge der handschriftlichen, bei der Superintendentur zu Allenstein befindlichen Kirchenchronik in Allenstein gestanden. — Joh. Müller, Osterode. Osterode 1905. S. 86 gibt an: Osterode, was aber erst für später zutrifft.

4) J. Müller a. a. O. S. 436, nicht ganz genau, nennt ihn Friedrich Leopold von Rosenbruch. Kommandeur des Regiments war für kurze Zeit u. a. der Major Gustav Ferdinand von Pannwitz, dessen Gemahlin Friederike Juliane von Rautter gewesen ist.

Pyritz verstorbenen Kürassiergenerals Georg Ludwig von Wiersbitzki (Mitteilungen der Gesellschaft Masovia 5, Seite 150). Die von Arnim'schen Notizen im Kriegsministerium zu Berlin, die 1755 nennen, und die beim ehemaligen, Ende März 1920 aufgelösten Heroldsamt zu Berlin befindliche von Ledebur'sche Sammlung, die den 1. Februar 1758 als Tag der Geburt nennt, scheinen beide ungenau informiert zu sein. — Die Militärranglisten lassen den Rückschluss auf 1756 oder 1757 zu. Und da die Stammbäume einig darin sind, dass Friedrich kein Zwillingsbruder mit seinem 1756 geborenen ältesten Bruder Daniel Wilhelm war, sondern ein Altersunterschied von einem Jahr zwischen beiden Brüdern gelegen hat, so bleibt nur möglich, sich für das Jahr 1757 in bezug auf Friedrich zu entscheiden.

In das Dragonerregiment Nr. 10 ist Friedrich von Wiersbitzki 1771 als Fahnenjunker eingetreten, wurde am 1. Januar 1774 Fähnrich, 26. September 1776 Leutnant, indem seine Majorenitätserklärung schon am 23. März 1776 zu Königsberg vor sich gegangen war. Beim Bayerischen Feldzug, zu dem das Dragonerregiment Nr. 10 am 3. April 1778 ausrückte, hat von Wiersbitzki erheblich sich in der Affaire von Jägerndorf ausgezeichnet. Nach Beendigung des Feldzugs in Schlesien verbleibend, wurde er alsbald zur „Werbung“ ins Reich abkommandiert, wohin er am 1. August 1779 abging, und sich beim Regiment zu Osterode (in Ostpreussen), nach erfolgter Ablösung, erst am 20. Oktober 1783 wiederum eingefunden hat. Nicht lange darauf, am 13. Februar 1785, wurde er zum Premierleutnant (Oberleutnant) befördert. Die Rangliste vom Jahre 1791 nennt den Friedrich von Wiersbitzki in Allenstein als den dritten Stabskapitän des Regiments, das damals den General Silvius Heinrich von Franckenberg zum Chef hat. Hier zu Allenstein hatten in etwas älterer Zeit (1783) auch drei Kompagnien des Garnisonregiments von Berrenhauer sich befunden.<sup>1)</sup> Der Chef, Oberst von Berrenhauer, der 1718 in Preussen geboren war, hatte damals eine 51jährige Dienstzeit hinter sich, das Regi-

---

<sup>1)</sup> H. Bonk, Geschichte der Stadt Allenstein. Bd. III. Allenstein 1912. S. 600—602.

ment kam wenige Jahre später, gleich den andern Garnisonregimentern der preussischen Armee, zur Aufteilung.<sup>1)</sup>

Speziell die Gehlweidener Güter waren, wie dem oben genannten Schreiben Hermine's entnommen werden kann, infolge Kapitalmangels und der ungeeigneten Geschäftsführung seitens der ehemals für die von Wiersbitzki'schen Erben eingesetzten Vormünder, in schlimmen Verfall geraten, weshalb auch die Frau Oberst von Székely am 22. Juni 1787 das ihr in Neidenburg gehörige Székely'sche (ehemals Lindenow'sche) Haus an den Erbherrn auf Geierswald, Hauptmann Peter von Sulitzki, verkaufen liess.<sup>2)</sup>

Persönlich liess Friedrich von Wiersbitzki es nicht an Bemühungen fehlen, eine zweckmässigere, den Fortschritten der Landeskultur entsprechende Bewirtschaftung herbeizuführen, aber teils durch die Abwesenheit ausserhalb Masurens, teils durch eingetretene Unglücksfälle und dem Gutsherrn zum Nachteil entschiedene Prozesse,<sup>3)</sup> wurde die Reform aufgehalten, meist überhaupt vereitelt.<sup>4)</sup> Dadurch endlich, dass das Regiment 1796 bis 1801 Garnisonen in Neustpreussen (Przasznitz, Mlawa, Seuczyn, Kolno und Wisna)<sup>5)</sup> zugewiesen erhielt,<sup>6)</sup> wurde Wiersbitzki, dem am 6. Juni 1790 die

1) *Altpreussische Monatsschrift* 36, S. 606.

2) *Mitteilungen der Masovia* 7, S. 148, Anm. 2. Der Frau Székely kuratorischer Beistand bei dem Verkauf war der Ratsverwandte zu Neidenburg, Johann Ludwig Gufer. Ihre an die Oberleutnant Friedrich von Wiersbitzki erteilte Verkaufsvollmacht ist aus Gehlweiden vom 11. Juni 1787 datiert.

3) Zu den von der Mutter überantwortet erhaltenen Prozessen gehörte speziell ein solcher um die Waldweide in einem Teil der Warnen'schen Heide, die an Gehlweiden angrenzt. Erst im Jahre 1808, und zwar durch richterlichen Vergleich, wurde diese Sache beigelegt. Der König Friedrich Wilhelm III. schenkte laut Kabinettsorder d. d. Königsberg, 30. Mai 1803 dem von Wiersbitzki die Jagen 27 und 28 jener Forst.

4) Wegen der an die Prediger und Schullehrer zu Goldap und Gurnen zu leistenden Abgaben fragte v. Wiersbitzki schon d. d. Gehlweiden, 4. August 1787, bei der Kirchen-, Staats- und Finanzkommission zu Königsberg an. *Staatsarchiv Königsberg Etatsministerium* 5 5 d. G.

5) Wisna war später bis 1806 Garnisonort einer Eskadron des Regiments Towarzysz Nr. 9.

6) M. Schultze, *Graf Karl von Lehndorff*, Berlin 1903, S. 89 gibt 1795 als das Jahr der nach Südproussen hin erfolgenden Garnisons-

Ernennung zum Stabskapitän, und am 21. April 1794 diejenige zum Major zuteil geworden war, den Angelegenheiten der Goldaper Gegend noch mehr entfremdet. Die Kriegführung in Polen gab dem gewandten Offizier Gelegenheit, sich bei Wawriozow, Powonsk und Magniczewo 1794 Verdienste um die Erfolge des Feldzugs zu erwerben und die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm II. auf sich zu lenken, der ihm für die bei der Belagerung Warschaws bewiesene Tapferkeit am 26. August 1794 den Orden Pour le mérite verlieh. Die Exspektanz auf eine Stiftspräbende im Peter- und Paulstift zu Halberstadt, mit der eine Ordensauszeichnung verknüpft war, hatte er schon am 25. April 1794 erhalten.<sup>1)</sup>

Ein Prozess, der wenige Jahre vorher sich ereignete und dem eine gewisse prinzipielle Bedeutung beizumessen ist, war derjenige, den Wiersbitzki von Saalfeld aus gegen seinen ehemaligen Gutsuntertan, dann Schullehrer zu Rakowken in den Gehlweidener Gütern Albrecht Küssner (Kissner) anhängig machte.<sup>2)</sup> Dieser war ausserhalb der Grenzen Preussens, scheint es, nach Polen entwichen, und da Wiersbitzki ihn aus dem Untertänigkeitsverhältnis lange vorher gelöst hatte, so konnten Ansprüche an ihn mit Erfolg nicht geltend gemacht werden. Der Prozess fiel zu Ungunsten der Gehlweidener Gutsherrschaft vielmehr aus. Wiersbitzki aber nahm

---

veränderungen der Regimenter an, indessen die gedruckte Rangliste vom Jahr 1795 nennt für das Dragonerregiment Nr. 10 noch die Garnisonsorte: Osterode, Mohrungen, Wormditt, Liebstadt und Saalfeld. — Nach J. Müller a. a. O. S. 433 veränderte das Regiment Nr. 10 am 9. Oktober 1796 seine Garnisonen nach Südproussen hin.

1) Originalverfügung vom 25. April im Staatsarchiv zu Magdeburg, Acta betreffend Peter-Paul.

2) Geheimes Staatsarchiv zu Berlin Rep. 7 n 13 W, 100 W; erstmals von mir mitgeteilt in Zeitschrift für Kulturgeschichte, hrsg. von G. Steinhausen, 3, 1896, S. 467—470. Ueber die Schulverhältnisse (seit 1768) bei den Gehlweidener Gütern siehe Mitteilungen der Masovia 7, S. 144. Der Schullehrer Theodor Rogalla, der 1778 bis 1801 an der am meisten in Betracht kommenden Schule zu Rakowken wirkte, war Apotheker gewesen. In Rogainen legte von 1880 ein Lehrer Schumacher Sammlungen an, die eine Fixierung der bei Goldap bestehenden Traditionen bezweckten, wanderte dann aber nach Berlin aus, wo er in ein Bankgeschäft eintrat.

Veranlassung, sich mit folgender Eingabe an den Grosskanzler Carmer nach Berlin zu wenden:

„Erlauchter und hochwohlgeborner, Seiner Königlichen Majestät von Preussen wirklicher Geheimer Etats- und Justizminister, Grosskanzler und Chef de justice! Ewer Excellence unterwinde ich mich, nachfolgenden Statum causae allerunterthänigst vorzutragen: Vor einigen Jahren wurde in meinen Gütern eine Schulhalterstelle vacant, die ich, um nicht leicht wegen eines Schulhalters in Verlegenheit zu gerathen, mit einem meiner Unterthanen, Albrecht Küssner, der hiezuh die erforderliche Capacität zeigte, besetzte. Er war mit dieser seiner Veränderung ungemein zufrieden, seinem Vorgeben nach, daher glaubte er sein Glück noch mehr befestigen zu können, wenn er sich in den Gütern verheuratet könnte, woran der Umstand, das er ein Gutsunterthan wäre, lediglich zur Hinderung diente. Er äusserte sich daher gegen mich, dass ein jedes freygeborenes Mädchen ihm bloss deswegen ihre Hand versagte, weil sie durch diese sich selbst nicht, und mit sich ihre künftige zu erzielende Kinder mit Unterthänigkeit fesseln wollte. Er wusste, dass ich selbst mehr wieder als für die Unterthänigkeit eingenommen war, und bath mich daher, ihm in seinem Glücke nicht hinderlich, vielmehr gegen das gewöhnliche Cytrum von 20 Thalern für einen freien Menschen zu erklären, und ihm einen Loossbrief von der Unterthänigkeit zu ertheilen. Ich erklärte hierauf demselben, dass mir zwar daran nicht gelegen, ob er als ein freyer Mensch oder als Unterthan in meinen Gütern wohnte, und das Beste derselben durch einen fleissigen Unterricht der Jugend beförderte; ich ihm daher an seinem vermeinten Glück keine Hindernisse in den Weg legen, und en faveur seiner künftigen Ehegattin und zu verschaffenden Leibeserben der Unterthänigkeit gegen das erbetene Cytrum gerne entlassen würde, allein unter keiner Bedingung als dieser, dass er auch als freier Mensch, solange er lebte, als Schulmeister in meinen Gütern verbleiben müsste. Bloss unter dieser Bedingung entliess ich den Schulmeister Küssner der Leibeigenschaft, und ertheilte ihm dann den erbetenen Loossbrief, welchem ich diese Bedingung, ‘dass derselbe, solange er lebet, in meinen Gütern als ‘Schulmeister, damit ich keinen andern zu suchen

nöthig habe, verbleibe', mit reinen und ausdrücklichen Worten beifügte. Den Loossbrief erhielt Küssner sub dato Gehlweiden, den 19. August 1785, schätzte sich glücklich, bis endlich, und wahrscheinlich durch Anhetzung anderer, ihm der Gedanke beigebracht wurde, dass er als Manumissus an meine Güter nicht gebunden bliebe. — Auf einmal, und wider alles Vermuthen, kündigte er mir in anno 1789, und nach Verlauf von 5 Jahren, seinen Schulmeisterdienst auf. Ich konnte ihm diesen Abzug nicht verstaten, und er formirte mir einen unvermutheten Prozess, der meiner Reservation ohnerachtet, in drey Instancien für ihn zum Vortheil, mir aber ganz nachtheilig und confirmatorie ausgefallen. Die Rationes decidendi sind theils Corrolaria, — und in Gegeneinanderhaltung der Begriffe von Freiheit und Unterthänigkeit nach meinen Ansichten ganz unrecht zusammengesamlet —; theils und hauptsächlich ist in denen Judicatis der Entscheidungsgrund zur Norm angenommen, dass der Loossbrief von dem Manumisso nicht mit unterzeichnet worden, Gründe, die sicher aus ganz wenigen Principiis hergenommen sind. — Die Entlassung von der Erbunterthänigkeit ist eine selbst nach hiesigen Landesgesetzen willkürliche, von der Gutsheerrschaft allein abhängende Handlung, eine Wohlthat, die von dem Libertino als eine willkürliche Gabe angesehen werden muss. Einem jeden Wohlthäter bleiben die Hände ungebunden, unter welchen Bedingungen er den Participienten derselben theilhaftig machen will, bey der Manumission tritt gleiches Recht an die Stelle, und dem Gutsherrn bleibt es daher unbenommen, ob er solche ganz, oder unter welchen Bedingungen der Gutsunterthänigkeit entlassen wolle. Die Entlassung von der Unterthänigkeit, sie mag unter Bedingungen, die da seyn wollen, geschehen, ist eine wahre Wohlthat für den Freygelassenen, und verdienet von der letzteren Seite, er muss also die Bedingungen, unter welchen er seiner Erbunterthänigkeit entlassen worden, schon aus Dankbarkeit unterwerfen. Mein Kläger verdiente daher, diese Sache bloss von diesem Gesichtspunkte betrachtet, nicht nur die nöthige Zurechtweisung, in den Gütern verbleiben zu müssen, sondern seine und meine Richter hätten ihn noch weiter belehren sollen, dass er durch den erhobenen Process et ob ingratitude sich des ihm ertheilten



beneficii libertatis verlustig gemacht, und verdient hatte, dass ich ihn wieder als Gutsunterthan in die Güter zurückziehen könnte. Dieses geschahe nicht, vielmehr wurde noch der zweite, ganz irrige Grund angenommen, dass, da Küssner den Loossbrief nicht mit unterzeichnet, er an demselben beigefügte Bedingung nicht gebunden wäre, ein Grundsatz, der bei der ersten Uebersicht sich als irrig darstellt. Es ist eben das, als wenn man von seinem Monarchen verlangen wollte, jeder Fähnrich müsse sein Patent mit unterschreiben. Die Entlassung von der Erbunterthänigkeit ist eine bloss von der Gutsherrschaft abhängende Sache, und ein jeder Gutsunterthan muss einen solchen Loossbrief als eine Begnadigung derselben ansehen. Bey allem diesen haben die mir niedrig entscheidenden Richter nirgends auf diese Grundsätze Rücksicht genommen, vielmehr nicht nur in der Hauptsache mir dergestalt niedrig erkannt, dass der undankbare Schulmeister Küssner der ihm beigelegten Bedingungen völlig losgesprochen worden, und ich ihm den Abzug nicht versagen sollen, sondern man hat auch in dieser, einen Gegenstand von Thalern betreffenden Sache nach denen in originali beikommenden zwey Rechnungen respective 62 Thaler 88 Groschen 4½ Pfennige, und 103 Thaler 88 Groschen 9 Pfennige, worunter 4 Thaler 40 Groschen Zahlgeld mitbegriffen, in Summa 166 Thaler 78 Groschen 13½ Pfennige, executive eingezogen, ein Kostenbetrag, der den Gegenstand des Processes mehr denn 18fältig aufzähret. — Ewer Excellence bitte unter Beilegung der drey Urtheile ganz unterthänigst, hiebey Acta vom Insterburgschen Hofgericht gnädigst avociren zu lassen, von der Gerechtigkeit meiner Beschwerde sich zu überzeugen, wenn dieses geschehen, die Urtheile zu cassiren, auch die äusserste übertriebene Kosten niederzuschlagen und mir solche refundiren zu lassen. In dieser unterthänigsten Erwartung werde ich stets tiefsteherbietungsvoll beharren Ewer Excellence ganz unterthänigster Diener von Wiersbitzki senior, Capitain des Regiments von Frankenberg Dragoner. — Saalfeld, den 2. September 1791.“

Der daraufhin ergehende Entscheid von Carmer's d. d. Berlin, 26. September 1791, lautete ablehnend im ganzen, wie auch wegen der angesetzten Gebühren, indem es zum Schluss heisst: „und

wegen der Kosten demselben nicht geholfen werden könne, da der Process über die Freyheit eines Menschen mit zu den wichtigsten Objecten gehöret, mithin die gewöhnlichen Gebühren genommen werden können.<sup>1)</sup> Eine unterm 23. März 1794 schliesslich beim Könige Friedrich Wilhelm II. direkt erhobene Berufung fand ihre Erledigung durch eine Kabinettsorder vom 31. März 1794, die ebenfalls in negativem Sinne sich aussprach.

Ueber die auch sonst in grosser Zahl während jener Jahre über die Grenze nach Polen und Russland entwichenen Gehlweidener Gutsuntertanen unterrichtet eine Uebersicht, die der Major von Wiersbitzki nach seiner Rückkehr aus Warschau am 18. Juli 1795 dem Insterburger Hofgericht zwecks prozessalischer Verfolgung einsandte:<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Bei gelegentlichem Aufenthalt, den von Wiersbitzki zu Berlin hatte, stellte er erstmals am 2. März 1792 den allgemein gehaltenen Antrag auf Rückführung der aus seinen Gütern ihm nach Polen ausgetretenen Untertanen: Geheimes Staatsarchiv zu Berlin Rep. 7 n, 13 W.

<sup>2)</sup> Geheimes Staatsarchiv zu Berlin Rep. 7 n 13 W. — Dass von Wiersbitzki in der aus der Stadt Neumark (dem Kantonierungsquartier, dem er zugeteilt war) datierten Unterschrift sich als „der erste“ bezeichnet, hat seinen Grund darin, dass der jüngere Bruder Karl von Wiersbitzki mit ihm als Leutnant in demselben Regiment stand, dessen Chef damals der Generalmajor Karl Gottlieb von Busch war. Dieser wurde am 26. April 1801 zum Chef des Dragonerregiments Nr. 8 ernannt und starb am 29. April 1803: B. von Bärensprung, Geschichte des westpreussischen Kürassierregiments Nr. 5, Berlin 1878, S. 157—158. Die Schuldenlast Gehlweidens zu anfang des Jahres 1795 betrug nur 23500 Taler. Es standen als Hypothek für den Kriegs- und Domänenrat zu Gumbinnen Friedrich Wilhelm von Farenheit (\* 17. Februar 1747) 17500 Taler darauf eingetragen, und 6000 Taler für Karl von Wiersbitzki, den jüngeren Bruder des Erbherrn Friedrich von Wiersbitzki. — Ausserdem hatte ehemals 6000 Taler der Freiherr von Vittinghoff, Erbherr des Rittergutes Gurnen, auf Gehlweiden stehen gehabt, indem er solchen Betrag an Friedrich von Wiersbitzki vorgestreckt hatte. — Von 5000 Talern landschaftlichen Darlehns, die für Gehlweiden dem Friedrich von Wiersbitzki im Juni 1795 gewährt wurden, erhob dieser 2000 Taler erstlich beim Kaufmann Mendel Oppenheim in Königsberg. Schreiben! v. W.'s Kantonierungsquartier Neumark in Westpreussen 11. Juni 1795 an den Landschaftsrat Leitner zu Angerburg. Akten der Generallandschaft zu Königsberg, Gehlweiden Littera G, Blatt 10.

„Liste derer aus den adelichen Gehlweidenschen Gütern nach Pohlen ausgetretenen Personen, die diesen leibeigenen zugehören, mit dem Bemerken ihrer Aufenthaltsörter, insoweit solcher ausgemittelt ist.“ — „Jacob Neumann, Woitek Neumann, Gottlieb Neumann und 3 kleine Kinder, befinden sich im Hof Krassnen bei Dorf Saltzborn; Maria Jakelskin, Catharina Riekin, ihre Mutter und ihr Kind, im Hof Pomorszen; Thomas Bartsch im Hof Haufen; Christian Kokoska, Amt Planten in Pridcken, Eva Walinda geborene Kissnerin im Hof Krzenianken bey Gulberischken; Daniel Cholewa und Friedrich Cholewa bey Neustadt; Annorte Jakelskin, unter den Krzeninankenschen Gütern; Rosa Nczetzkoin im Amt Planten, Krasnepolen; Franz Koszczensky ebenda; Maria Kissnerin im Amt Planten zu Bremben; Mathias Chigoleck und sein Weib, Amt Planten zu Czarnakowisna; Daniel Kolinko, Szczepan Kolinko und Spathoes Kolinko, Amt Planten zu Chnielowken; Lowisa Sullin mit 2 Kindern unterm Kloster Wiggern; Spartin Sullo unterm Plantenschen Amte; Martin Pulkowseck mit 3 Töchtern, hinter Kauen;<sup>1)</sup> Woitek Cholewa, Daniel Kolinko nebst seinem Weib, und Jacob Kokoska, Maria Kokoskowna, um und hinter Grodno; Anna und Lowisa Bartsek, in Warschau; Martin Osga, seine Töchter Christina, Sophia, Marie und Sohn Spathoes, bei Kauen; Andreas Kolinko, hinter Kauen. — Cantonirungsquartier zu Neumark in Westpreussen, den 18. July 1795. Corvin von Wiersbitzki, der erste.“

Am 25. November 1795 erhielt Friedrich Corvin von Wiersbitzki,<sup>2)</sup> der bis dahin in verschiedenen Eskadrons seines Regiments, Dienst getan hatte, die Eskadron Nr. 2 übertragen, die bis 1802 in Myszynie stand,<sup>3)</sup> nachdem sie bis 1795 der Oberst Johann Ernst von Hülsen<sup>4)</sup> gehabt hatte. 1802 wurde sie nach Ortelsburg verlegt, wo der Major von Wiersbitzki alsbald ein eigenes Haus auf

<sup>1)</sup> Kowno.

<sup>2)</sup> Den Beinamen „Corvin“ legte der Major von Wiersbitzki auf Grund des Wappens und der durch seinen Vetter, den 1778 verstorbenen Kürassiergeneral überkommenen Familienchronik seit dem Aufenthalt in Polen vom Jahre 1794 sich bei.

<sup>3)</sup> Mitteilungen der Masovia 7, S. 154.

<sup>4)</sup> Vgl. über von Hülsen J. Müller a. a. O. S. 435.

dem Marktplatz — es ist das gegenwärtige Rathaus der Stadt —, am 15. April 1802 zum Eigentum für sich erwarb.

Um 1798 nun geriet der Major<sup>1)</sup> mit dem polnischen Adligen Joseph von Samothya, der als Fähnrich in der Kronarmee diente, und teils zu Lauowicz in Polen, teils in Russland sich aufhielt, wegen Getreidelieferungen in einen Rechtshandel, der eine Anzahl von Jahren hindurch dauerte. Die nachstehende Eingabe, mit der von Wiersbitzki gegen das vom Insterburger Hofgericht zu seinen Ungunsten gefällte Erkenntnis vom 4. Oktober 1799 und 2. Mai 1800 sich d. d. Ortelsburg, 30. November 1802 an den König Friedrich Wilhelm III. nach Berlin wandte,<sup>2)</sup> verdient ebenfalls als recht bemerkenswert für die Prozessführung jener Zeit, wie auch für die sowohl im Geschäftstreiben als im Privatleben vornehme Denkungsart des Major von Wiersbitzki hier zur Kenntnis gebracht zu werden.

„Allerdurchlauchtigster grossmächtigster König, allergnädigster König und Herr! Wider das Verfahren des Hofgerichts zu Insterburg sehe ich mich genöthigt, Ewer Königlichen Majestät mit nachstehender Beschwerde anzutreten. Wegen eines Quanti von 328 Scheffel, 2 Metz Roggen gerieth ich mit dem Joseph von Samothya in einen Rechtsstreit, welcher durch Erkenntniss Ewer Königlichen Majestät Hofgerichts zu Insterburg vom 4. October 1799 dahin entschieden wurde, dass ich, nachdem Samothya den ihm im Erkenntniss auferlegten Eyd abgeleistet haben würde, das Getreide entweder in natura abgeben oder es nach den Marktpreisen bezahlen sollte. Ich acquiescirte bey diesem Erkenntniss, und nachdem Samothya den ihm auferlegten Eyd abgeleistet hatte, wurde mir die Purificationsresolution vom 2. May 1800 zugefertigt. Mittlerweile wurden durch böslische Brandstiftung meine Güter Gehlweiden, Dorschen und Rogainen, mit den Vorwerkern Herminenhoff, Markawen und Zedmarshuld nebst sämmtlichen Vorräthen und Vieh

---

<sup>1)</sup> Chef des Regiments seit 26. April 1801 war der Generalmajor Johann Bernhard von Manstein, gestorben 8. März 1816, nachdem er am 8. April 1806 pensioniert worden war. Vgl. E. von Manstein, Chronik des Geschlechts von Manstein, Wehlau 1901, S. 54.

<sup>2)</sup> Geheimes Staatsarchiv zu Berlin Rep. 7 n 13 W 100 w Nr. 10.

ein Raub der Flamme,<sup>1)</sup> und ich durch dieses grosse Unglück ausser Stand gesetzt, dem Erkenntniss sogleich nachzukommen, daher ich mir unterm 14. Juny 1800 eine Dilation zur Abtragung des Getreides bis zum bevorstehenden Einschnitt erbat. Ich versahe mich alsdann mit dem zur Abgabe erforderlichen Getreide von der vorgeschriebenen Qualität, liess solches in den allein wiedererbauten Vorwerkern Catharinenhoff und Friedrichshoff aufschütten, und den von Samothya durch einen Verwalter Müller<sup>2)</sup> zu dessen Empfangnahme auffordern. Der von Samothya, der von jeher immer darauf ausging, nicht dieses Getreide in natura von mir zurückzunehmen, sondern dass ich ihm dasselbe nach den höchsten Preisen bezahlen sollte, liess mich darauf zuerst erwiedern, dass er es in natura garnicht nehmen würde, und verlangte zuletzt ein Aufmaass von Scheffel von 100, wozu mich das Erkenntniss nicht verpflichtete. Hierauf brannten die Vorwerker Catharinenhoff und Friedrichshoff zum zweitenmahl ab,<sup>3)</sup> und ich verlorh das schuldige Getreide zum zweitenmahl, wozu lediglich von Samothya, der in mora accipiendi war, Veranlassung gab, auf dessen Ansuchen jedoch gegen mich Execution verfügt wurde. Obgleich ich nun den Vorgang der Sache bis dahin anzeigte, und wegen der mich betroffenen Unglücksfälle um ein Specialmoratorium bis zum künftigen Einschnitt bey Ewer Königlichen Majestät Hofgericht bat, so wurde ich doch mit diesem Antrage abgewiesen, es mich jedoch überlassen, den von Samothya dieserhalb in separée in Anspruch zu nehmen, wovon Ewer Königliche Majestät sich aus dem in der Anlage befindlichen Decret des mehrern allergnädigst zu überzeugen geruhen werden. Dadurch war ich genöthigt auf dem Marckte, oder wo ich sonst bekommen konnte, das Getreide den Winter hindurch zu den höchsten Preisen zusammenzukaufen, und deshalb noch einen besondern Cammerconsens nachzusuchen, um dem Erkenntniss nur nachzukommen, dessen Annahme in natura von mir der Samothya aber, ohngeachtet ein Theil meiner Fuhren schon damit in Lanowicz

1) Mittheilungen der Masovia 7, S. 154—157.

2) Ebenda S. 156. 3) Ebenda S. 157.

4) Bei der Grenzstadt Przeroslen befindlich. von Wiersbitzki sah sich genöthigt, in Lanowicz, als Nachfolger des Hypothekengläubigers eines der Güter dieses Orts, eben damals das Gut in Besitz zu nehmen.

an Ort und Stelle, zum theil aber noch unterwegs waren, gänzlich verweigerte, und nachdem vorgab, wie er daselbst zum Aufschütten des Getreides keinen Platz habe, indem er mich vorschlug, ihm daselbe nach dem Amte Czostkowo zu schicken, woselbst es der Beamte in Verwahrung nehmen würde. Auch dies versuchte ich, der Beamte lehnte indessen solches anzunehmen ganz von sich ab. Unter dem 1. May 1801 stellte ich dieses Ewer Königlichen Majestät Hofgericht vor, und bat, den Kläger zur Uebernahme des Getreides anzuhalten, und mich auch nicht verantwortlich zu machen, wenn das aufgeschüttete Getreide etwa wieder zu Schaden käme, oder verderbe.

Hierauf befahl das Hofgericht unterm 8. May 1801, dass ich das Getreide bis zum 8. Juny dem von Samothya in Lanowicz, wemgleich derselbe allda nicht zur Stelle, dennoch abliefern sollte. Meine Leute brachten darauf sogleich einen ansehnlichen Theil des Getreides dahin, da aber Samothya unaufhörlich dagegen protestirte, so waren sie genöthigt mit der fernern Lieferung Anstand zu nehmen. Während der Zeit brauchte Samothya die List, mit einer Gerichtsperson nach Lanowicz zu gehen, das da befindliche Getreide zu revidiren, und dem Hofgericht darauf anzuzeigen, dass das Getreide nur zum theil erst daselbst aufgeschüttet, welches auch unrein wäre, ohngeachtet er durch die gerade damals verweigte Annahme desselben und Rücksendung der Getreidefuhren, die in der vom Hofgericht bestimmten Frist dahin gesandt wurden, an dieser bisherigen Verzögerung doch allein schuld war. — Wehrender Zeit kam ich nach meinen Gütern auf Urlaub, und liess ohne Rücksicht auf den Widerspruch des von Samothya das Getreide zur Genüfung des Hofgerichtsbefehls dahin führen und gehörig aufschütten. Und da er es darauf nicht annehmen wollte, wiederholte mein Wirtschaftler Namens meiner den unterm 1. May 1801 gemachten Antrag, den von Samothya zur Abnahme des Getreides anzuhalten, welches die in der Anlage befindliche Resolution bewürkte, inhalts deren ich das Getreide in Lanowicz abmessen lassen, und ad depositum eines Gerichts geben sollte, welches ich auch sogleich bewerkstelligte, und hierüber das Attest vom 30. December 1801 nebst dem Recognitionsschein, welche Ewer Königlichen Ma-

jestät ich allerunterthänigst überreiche, erhielte. Diese Atteste erweisen es hinreichend, dass ich damals zu der befohlenen Deposition das Korn nicht nur ganz richtig, sondern auch völlig rein, trocken, und zu jedem Behuf brauchbar, übergeben. Ebenso ist es aus dem unterm 26. Januar 1802 ergangenen Hofgerichtsdecret ersichtlich, dass dem von Samothya anbefohlen, das für ihn am 30. December 1801 aufgeschüttete Getreide sogleich in Empfang zu nehmen, dabey jedoch überlassen worden, falls er sich mit höhern Ansprüchen durchzukommen getrauen sollte, eine separate Klage gegen mir anzustrengen. Nach diesem Vorgange der Sache konnte ich nun durchaus nicht anders glauben, als denen Festsetzungen des Hofgerichts allewege gehörig nachgekommen zu seyn, und da die gerichtliche Deposition des Getreides veranlasset worden, nun für die Folge nicht mehr irgendwofür aufkommen zu dürfen. Inzwischen, und obgleich ich, um ein übriges zu thun, die Abnahme des Getreides, bloss zu Vermeidung alles Schadens, der unter den weiter angeführten Umständen zum voraus abzusehen war, sollicitirte, auch mich deshalb an das Hofgericht verwandt hatte, so erfolgte solche doch nicht, oder nicht zweckmässig, denn obgleich Kläger zum Schein sich in Lanowicz einfand, so hatte er jedoch Niemanden, besonders aber dem Magistrat in Przerosen, der das Getreide versiegelt, und die Schlüssel von denen zur Aufschüttung desselben eingeräumten Behältnissen ad depositum genommen hatte, zuvor hievon avertirt, dass er an diesem oder sonst einem andern bestimmten Tage deshalb nach Lanowicz kommen wollte, und reiste er denn immer wieder unter der Versicherung ab, dass er das Getreide nicht in natura annehmen würde. Meinerseits wurde dem Hofgericht mehreremalen hievon, und dass während der langen Zeit, da das Getreide schon unangestochen und versiegelt unter Dach läge, dasselbe daher ohnfehlbar ankommen müsste, wenn es von Samothya nicht abholte, Anzeige gemacht, wie solches auch allerhöchst dieselben aus dem abschriftlich tiefgehorsamst beygefügtten Bericht vom 19. Juny 1802 gnädigst zu ersehen geruhen werden. Endlich kam von Samothya, da er gewiss war, dass das Getreide ohnfehlbar verdorben und zu tadeln sey, am 13. September 1802 in Begleitung einer Gerichtsperson nach Lanowicz, liess die

Siegel erbrechen, nahm Proben von diesem zum Theil angekommenen, und von den Mäusen verunreinigten und verdorbenen Roggen, und trug beim Hofgericht darauf an, dass, da derselbe zuwider der im Erkenntniss enthaltenen Festsetzung unrein und verdorben wäre, er solchen nicht annehmen dürfte, sondern ich vielmehr ihm denselben nach den höchsten Marktpreisen jetzt ersetzen sollte, worauf das Hofgericht die Qualität des von mir aufgeschütteten Roggens, ohne dass mein Bevollmächtigter hievon avertirt worden wäre, durch die von Samothya beygebrachte Sachverständige untersuchen liess, wobei derselbe, je nachdem solcher in kleinen oder grössern Haufen der Hitze exponirt gewesen, natürlich etwas verdorben werden müssen, zudem selbiger solange unter Schloss und Riegel gelegen. Ganz wider meine Erwartung erfolgte hierauf von neuem eine für mich so nachtheilige, und nach den Wünschen und zum Vortheil des von Samothya abgeänderte sogenannte Purificationsresolution, nach welcher mir die Erlaubniss, den Roggen in natura abzuführen, genommen, wodurch mir abermals das jetzt verdorbene und transportiren müssende Getreide verblieb, ich dagegen verpflichtet wurde, dem von Samothya einen auch selbst im Jahre 1798 — wie dieses Decret bestimmt — nicht gewesenen Preis von 2 Thaler 2 Groschen pro Scheffel zu bezahlen, obwohl nach dem von meinem Gegner ad acta beygebrachten Attest des Insterburgschen Wettamts dazumalen der Scheffel Roggen in Insterburg nicht mehr als 22 bis 24 Groschen gogolten. — So wie es übrigens evident und keinem Zweifel unterworfen ist, dass das Getreide durch das zehnmönatliche Liegen hat verderben müssen, so habe ich mich auch schon oft erklärt, dass ich dasselbe, wenn es gegründet ist, dass sich hierunter wirklich Rade, Buller und ander Unkraut befindet, zumalen es schon auf verschiedenen Boden aufgeschüttet gewesen, auf meine Kosten durchharfen und reinigen lassen wollte, obgleich das Attest vom 30. December 1801 die vorschriftsmässige Qualität des Roggens ausdrücklich besagt. Wenn ich nun auf mein beim Hofgericht um Aufhebung der gedachten Resolution angebrachtes Gesuch abschlägig beschieden worden, es aber klar am Tage liegt, dass von Samothya in mora accipiendi gewesen, und die Disposition nur auf seine Gefahr verfügt werden konnte, so habe Ewer Königliche Ma-



jestät ich allerunterthänigst bitten wollen, mit Aufhebung der zweiten Purificationsresolution vom 8. October 1802 den von Samothya durch das Hofgericht in Insterburg allergnädigst anzuweisen, sich mit dem Roggen, wie er solchen findet, zu begnügen. Da nun aber auch gegen mich die Execution auf den Geldbetrag des Roggens und obenein noch nach dem Preise à 2 Thaler 2 Groschen pro Scheffel, der hier aus den bereits angeführten Gründen keine Anwendung findet, vollstreckt werden soll, so bitte ich noch allersubmissetest das Hofgericht doch sogleich allergnädigst aufgeben zu lassen, die Execution wiederum aufzuheben, und dem von Samothya nach dem Decret vom 26. Januar 1802 dieses Getreide sofort so zu nehmen, huldreichst zu demandiren.

Ewer Königlichen Majestät submittire ich es nun zwar, hienach die erforderlichen Verfügungen allergnädigst ergehen zu lassen, ich getröste mich jedoch einer schleunigen huldreichen Resolution, und ersterbe in tiefster Ehrfurcht und Treue, Ewer Königlichen Majestät gantz unterthänigster Knecht Corvin von Wiersbitzki, Major im Regiment von Manstein-Drögoner. Ortelsburg, den 30. November 1802.“

Der Grosskanzler von Goldbeck, an den die Beschwerde übergeben wurde, verfügte d. d. Berlin, 31. Dezember 1802, dass die von Samothya's Mandatar, dem Justizkommissarius Pancritius beantragte Exekution zu inhibiren sei, und den Anträgen des Kriminalrats Hassenstein, der als Vertreter des Majors Wiersbitzki beim Hofgericht zu Insterburg fungierte, aufs neue Gehör geschenkt werden solle. Es wurde dann der Verhandlungstermin entsprechend auf den 23. Februar 1803 zu Insterburg anberaumt,<sup>1)</sup> bei dem freilich nichts Erspriessliches herauskam, da das Hofgericht die Vernehmung der durch den Major zur Bekräftigung seiner Angaben namhaft gemachten Zeugen zuerst unterliess und später ganz ablehnte, auch der Frage der Schadloshaltung des Majors für das ihm einmal verbrannte und später verdorbene Getreide in einer geeigneten Weise näherzutreten unterliess. Die an Samothya zu erlegendende Summe sollte 820 Taler 28 Gr. 2¼ Pf. betragen. Wiers-

<sup>1)</sup> Goldbeck an von Wiersbitzki d. d. Berlin 7. Februar 1803: Geheimes Staatsarchiv zu Berlin a. a. O. Nr. 10, Blatt 33.

bitzki, der am 31. Dezember 1803 zum Kommandeur des 10. Dragonerregiments ernannt wurde,<sup>1)</sup> und am 22. Mai 1804 Oberstleutnantspatent erhielt, ohne dass er seinen Wohnort zu verändern brauchte, legte d. d. Ortelsburg, den 20. November 1805 beim Grosskanzler von Goldbeck ausführlich motivierte Beschwerde ein,<sup>2)</sup> in der es zum Schluss heisst:

„Auch wie sehr ich in dieser Sache durch den Mandatarius des von Samothya, Justizkommissarius Pancritius zu Nahe getreten werde, werden Ewer Excellence aus dessen Antrag vom 20. Oktober 1805, den er beim Ostpreussischen Hofgericht eingereicht, allergnädigst zu ersehen geruhen, dass er, ohne dass ich wäre zur Bezahlung aufgefordert, ohne allen Grund gleich auf den Verkauf meines Guths Gehlweiden anträgt, weil er vorgiebt, er könne nur dadurch zu den 820 Thalern kommen, die ich dem von Samothya zu bezahlen verurtheilt bin, da den eingezogenen Nachrichten nach nichts gesäet, auch nichts geerntet sein soll, und mein Mobiliar auch nicht den Betrag ausmacht. Ich habe diesen so voreiligen Antrag des Pancritius dem Königlichen Ostpreussischen Hofgericht zwar mit gehörigem Widerlegen angezeigt, und will auch dieserhalb hier nicht weitläufiger werden, sondern nur Ewer Excellence unterthänigst bitten, dem Ostpreussischen Hofgericht den gnädigsten Befehl ertheilen zu lassen, dass es den Pancritius mehr in seinen Schranken hält, dass er in der Folge nicht, so wie hier der Fall, wo, ohne einen Grund zu dergleichen Antrag zu haben, schon so anzüglich und beleidigend, — auch nicht Unwahrheiten im Publico verbreitet, wie wenn auch gleich weiter nichts dadurch effectuiert, doch mir und meinem Guthe des allgemeinen Rufes wegen nachtheilig wird, besonders jetzt, da das Regiment zur Armee, die zwischen Berlin und Küstrin zu stehen kommt, marschirt. Ewer Excellence

---

1) Sein Vorgänger als Kommandeur, unter dem General von Manstein als Chef, war der Oberst von Ossenbruch gewesen, der nachmals als Generalmajor in Allenstein sich sesshaft machte, und am 15. Juni 1804 in dieser Stadt sich Hausbesitz erwarb: H. Bonk a. a. O. III S. 465. Die gedruckte Rangliste des Jahres 1786, die ihn als Stabskapitän des Dragonerregiments Nr. 10 zu diesem Jahre aufführt, nennt ihn: von Ossenbruck; J. Müller, Osterode S. 436 ungenau: Ochsenbruch.

2) Geheimes Staatsarchiv zu Berlin a. a. O. Nr. 10, Blatt 36—37.

verzeihen unterthänigst, dass ich nothgedrungen mich hier abermals unterstehe, auch hochdero Gerechtigkeit dieserhalb anzuflehen, und erlauben mir, dass auch hier die ausgezeichneteste Verehrung an den Tag legen kann, womit mich zur Ehre, auch hier im Entgegensehen einer gnädigen Resoluzion zeichne, Ewer Excellences gantz unterthäniger Diener Corvin von Wiersbitzki, Oberstlieutenant und Commandeur des Regiments von Manstein-Drögoner.“

Da aller Rechtsverwahrungen ungeachtet, Sequestration der Gehlweidener Güter zu befürchten war,<sup>1)</sup> wandte sich Wiersbitzki, der am 26. Mai 1806 zum Oberst befördert worden war,<sup>2)</sup> d. d. Gehlweiden, 19. Juli 1806 aufs neue mit einer Eingabe an den König, in der er dessen Schutz wider die ihm so nachtheilige Massregel erbat.<sup>3)</sup> Aeussere Folgen der wiederholten Beschwerde zeigten sich zunächst nicht. Indem aber Oberst von Wiersbitzki unter Führung des Generalmajors von Heyking im Korps des Herzogs Eugen von Württemberg<sup>4)</sup> am 17. Oktober 1806 eine Verwundung

<sup>1)</sup> Sandes von Hoffmann's Bericht an die Angerburger Landschaft d. d. Pieraginen, 1. Juni 1802 (vgl. Mittheilungen der Masovia 7, S. 157—158) empfahl Zwangsmassregeln bezüglich Gehlweidens. Indem der Bescheid, den von Goldbeck d. d. Berlin, 13. Dezember 1805 auf die obige Beschwerde von Wiersbitzki's erteilte, sich ablehnend aussprach, wurde der Oberstleutnant d. d. Kantonierungsquartier Gatow (hinter Spandau), 31. Januar 1806 aufs neue vorstellig (a. a. O. Blatt 39), und zwar wegen Erlassung der recht bedeutenden Sukkumbenz-Strafgelder, die ihm im Prozess mit Samothya, wie auch dem wegen Mühlengeldreste gewisser Ortschaften im Goldapischen entstanden waren.

<sup>2)</sup> Die Angabe einer gedruckten Rangliste vom Jahre 1806, sub „Nachträge“, von Wiersbitzki's Ernennung zum Oberst sei am 13. Januar 1806 erfolgt, wird auf Verwechslung beruhen.

<sup>3)</sup> Geheimes Staatsarchiv zu Berlin a. a. O. Blatt 97—99. Auch wegen der aus den Gütern Dorschen und Wilkassen (im Oletzko'schen) an die Kirche Gurnen zu zahlenden Abgaben kam es zu jahrelangem Prozess: Schreiben des Obersten von Wiersbitzki an den Pfarrer Stern zu Gurnen d. d. Gehlweiden, 9. Februar 1807 (Akten des Pfarramts Gurnen, Prozesssachen).

<sup>4)</sup> Schreiben des Herzogs Eugen an Generalmajor von Heyking d. d. Karlsruh (in Schlesien), 17. September 1807, von mir mitgeteilt in Beilage der Magdeburgischen Zeitung 1896 Nr. 43, vom 26. Oktober. Ueber die Art, wie von Heyking nach dem 17. Oktober 1806 die Führung des Regiments, das jetzt zum Korps Blüchers gehörte, ausgeübt hat, orientiert u. a.

in der Schlacht bei Halle erlitt,<sup>1)</sup> dann nach Magdeburg als Blesierter sich begeben musste, und von hier, wo er der Kapitulation entging, sich nach Graudenz, später auf sein Gut Gehlweiden zurückzog, fiel ihm die Aufgabe zu, 1808 an den Feldmarschall von Courbière nach Graudenz<sup>2)</sup> über die Vorgänge des Feldzugs sowohl, als auch über das spätere Verhalten der Offiziere des Regiments, das bei Ratkau am 7. Nov. 1806 unter dem General von Heyking kapitulierte, zu berichten. ) Ehe dies jedoch geschah, war ein naher Vetter des Obersten, der Major Heinrich von Wiersbitzki, der lange Jahre (bis 1805) dem Regiment Königin-Dräger Nr. 5 bei der zu Treptow stehenden Eskadron als Leutnant und Kapitän angehörte, dann als Kommandeur des Trains unterm 15. Januar 1806 mit Majorcharge angestellt worden war,<sup>4)</sup> am 18. Dezember 1806 zum Post-

---

ein d. d. Allenstein, 4. Juli 1803 erstatteter Bericht des Rittmeisters von Grekowitz († 1809), des ehemaligen Regiments von Usedomhusaren Nr. 10. (Kriegsarchiv des Grossen Generalstabs VII, 326, Blatt 10—13.) Auf Befehl von Heykings schloss von Grekowitz sich am 3. November 1806 unweit Pinnow im Mecklenburgischen mit seinem aus 1 Unteroffizier und 17 Husaren bestehenden Kommando dem Regiment von Heyking an, bis das Kommando andere Bestimmung erhielt. :

1) Bei einer Attacke, die das Regiment zur Unterstützung des von den Franzosen gedrängten Generals von Larisch unternahm. Vgl. Altpr. Mtsschr. 38, S. 587.

2) Der Bericht von Wiersbitzki über die Schlacht und die daran anknüpfenden Vorgänge ist aus Königsberg vom 12. Mai 1808 datiert. Siehe den Abdruck in Magdeburgische Zeitung 1896, Beilage Nr. 43 vom 26. Oktober. Kurze Bezugnahme auf den Bericht ist auch anzutreffen in dem vom Grossen Generalstab herausgegebenen Werk „1806, das preussische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse.“ 2. Auflage, Berlin 1906, Seite 35. Den Auszug aus dem von der Untersuchungskommission selbst an den König erstatteten Bericht siehe ebenda Seite 35—36. Die Lebensdaten über de Courbière stellte in sachlicher Weise u. a. zusammen: von der Lippe in Allgemeine deutsche Biographie 4, S. 534—535.

3) Altpreussische Monatsschrift 38, S. 577 ff.

4) G. von Albedyll, Geschichte des Kürassierregiments Königin Nr. 2, Bd. I. Berlin 1896, S. 88\*, wo er nicht ganz zutreffend jedoch als Heinrich Leopold von Wiersbitzki bezeichnet wird, und 1765 als sein Geburtsjahr angegeben ist. In Wirklichkeit hiess er Heinrich Friedrich August von Wiersbitzki, und wurde den Angaben der eigenen Mutter nach, die eine Schwester der im obigen genannten Frau Oberst von Székely war,

direktor in Gumbinnen ernannt worden. Es bedeutete das eine unzweifelhafte Stärkung des Einflusses immerhin der Familie des Obersten in Ostpreussen. Wenn L. Fränkel, der Biograph des im Jahre 1812 zu Gumbinnen geborenen „Publizisten“ Otto von Corvin-Wiersbitzki, sich in dem Werk „Otto von Corvin, ein deutscher Freiheitskämpfer in Wort und Tat“, Rudolstadt 1912, Seite 6—7<sup>1)</sup> mit herbem Spott über den Gehlweidener General und den Gumbinner Postdirektor, der der Vater des Publizisten war, vor etlichen Jahren, wie schon früher erging, so ist dem entgegenzuhalten, dass Fränkels Kenntnis vom Ostpreussen der Jahre um 1812 sich allein auf O. von Corvins „Erinnerungen aus meinem Leben“ (3. Auflage. Berlin 1880) gründet, und die „Erinnerungen“ mit Unrichtigkeiten aller Art durchsetzt, und von stark aufgetragenen Renommagen erfüllt sind, wie sie die journalistischen Kreise jener Zeit zum vermeintlichen Ergötzen ihrer Leser in die Welt zu setzen liebten, denen man aber einen Glauben beizumessen, sich sehr hüten muss.

Zu den Beschwerden, die der Oberst von Wiersbitzki mit gutem Grund vorbrachte, gehörte es u. a., dass, wie er d. d. Gehlweiden, den 10. September 1809 anzeigte, Samothya zwecks Sicherstellung beanspruchter Zinsen der noch nicht ihm ausgehändigten 820 Taler das dem Oberst in Neustpreussen (nunmehrigen Grossherzogtum Warschau) gehörige Gut Zajonskowa mit Beschlag belegt hatte <sup>2)</sup> und überdies wegen der Kapitalsumme selbst ein Prozess

im Jahre 1766 geboren (Zeitschrift für Kulturgeschichte 4, 1897, S. 449). Des von Wiersbitzki Regimentskommandeur beim Dragonerregiment Nr. 5 war Oberst Ulrich Leberecht von Heyking († 14. November 1809 zu Paserwalk) gewesen, der am 6. Juni 1806 zum Generalmajor ernannt wurde, und nachdem von Manstein schon am 8. April 1806 beim Dragonerregiment Nr. 10, dessen Stab in Osterode lag, ausgeschieden war, Chef dieses Regiments wurde. Er hat die Führung auch überall ausgeübt ausser in der Schlacht bei Halle, wo er, wie erwähnt, die Führung dem Oberst Friedrich von Wiersbitzki überliess: Mitteilungen der Masovia 7, S. 162.

<sup>1)</sup> Vgl. auch den ausführlichen Artikel L. Fränkels über Corvin in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ 47, S. 531—538 (vom Jahre 1903), und berichtigende Bemerkungen G. Sommerfeldt's in der „Ostpreussischen Zeitung“ 64, 1912, Nr. 282, vom 13. Oktober.

<sup>2)</sup> Geheimes Staatsarchiv zu Berlin a. a. O. S. 41—42. von Samothya weigerte sich aus dem Gut zu weichen oder Berechnung abzulegen.

beim polnisch-sächsischen Obertribunal anhängig geworden war. Samothya hatte dies gewagt, obgleich der Oberst in seinem Bemühen, den Anforderungen gerecht zu werden, am 13. August 1807 den Betrag in der ganzen Höhe, wie er beansprucht war, bei dem Sachwalter der Gehlweider Güter, Hassenstein, zu Insterburg in bar zur Verfügung des Hofgerichts deponiert hatte.

Der Prozess in Lomza fiel denn auch zugunsten von Wiersbitzki's aus, indem von Samothya mit seiner Klage kostenpflichtig abgewiesen wurde.<sup>1)</sup> Bemerkenswert ist, dass die Angerburger Landschaft um 1809 neue Monitoria wegen aus Gehlweiden nicht an sie erfolgter Zinszahlungen ausgesprochen hatte, und ganz offen mit Sequestration Gehlweidens drohte.<sup>2)</sup> Dies konnte recht bedenklich werden, zumal es auch in Lanowicz, dem erwähnten zweiten Gut, das im Grossherzogtum Warschau auf von Wiersbitzki's Namen eingetragen sich befand (oben S. 106), um diese Zeit übel aussah. Rittmeister von Wolk-Laniewski — zwei seiner Söhne dienten 1809 in der Preussischen Armee, er selbst war zu Polen in der Grenzstadt Augustowo ansässig, und hatte ehemals Beziehungen zum Generalleutnant Heinrich Johann von Günther in Lyck unterhalten — behauptete Besitzansprüche hier zu haben, und es gelang ihm, bezüglich des Guts einige zu seinen Gunsten sich aussprechende richterliche Entscheide zu erwirken.<sup>3)</sup> Indem die Regierung Neustpreussens nun eben um diese Zeit sich auflöste, und der ehemalige Regierungspräsident von Ziegenhorn am 14. März 1808 den in Bialystok anwesenden grossherzoglich Warschauer Kommissarien die Aktenbestände übergab,<sup>4)</sup> blieb die Sache in suspenso. Ziegenhorn berichtete nach Königsberg, er könne nicht empfehlen, dass der König Friedrich Wilhelm III. sich zum Besten eines Warschauer Untertans bei dessen Landesbehörde verwende. Der Geheime Legationsrat Nagler beschied daher d. d. Königsberg. 13. September 1809 den von Wolk dahin, dass es ihm überlassen blei-

<sup>1)</sup> a. a. O. Blatt 102—106.

<sup>2)</sup> von Wiersbitzki d. d. 10. September 1809 an Goldbeck (a. a. O.),

<sup>3)</sup> Geheimes Staatsarchiv zu Berlin Rep. 7 n 13 W. 100 w, Nr. 14.

<sup>4)</sup> Vgl. Rob. Schmidt, Städtewesen und Bürgertum in Neustpreussen. Königsberg 1913. S. 192.

ben müsse, sich zwecks prompterer Beförderung der Justiz an seinen eigenen Landesherrn zu wenden.

Frau Oberst von Szekely, des von Wiersbitzki Mutter, die bald darauf am 20. Januar 1810 in Gehlweiden, 79 Jahre alt, starb, wurde im adlig Gehlweiden'schen Gewölbe der Alten Kirche zu Goldap beigesetzt. Es ist bemerkenswert, dass dieses Gewölbe ausser den speziellen Angehörigen der Familie von Wiersbitzki auch einigen entfernter stehenden zur letzten Ruhestätte diente, z. B. dem am 16. April 1788 zu Goldap verstorbenen Chef des ehemals von Lossow'schen Husarenregiments Nr. 5, Generalmajor Karl August von Hohenstock,<sup>1)</sup> dessen Gemahlin Maria geborene von Ehrenberg gewesen war.

Anhangsweise kann hier noch ein Brief mitgeteilt werden, den der nachmalige Verfasser der 1818 erschienenen „Geschichte der Stadt Goldap“, Daniel Wilhelm Schröder, zwei Jahre ehe er das Schulrektorat in dieser seiner Vaterstadt antrat, an seinen ehemaligen Universitätslehrer, den Professor an der Universität zu Königsberg Samuel Gottlieb Wald<sup>2)</sup> d. d. Goldap, 28. Dezember 1790 gerichtet hat.<sup>3)</sup>

„Wohlgebohrner, hochgelahrter, höchstzuverehrender Herr Director! Ich würde wahrlich es mir nicht unterstanden haben, diese geringen Zeilen an Ewer Wohlgebohrnen zu erlassen, wenn ich

<sup>1)</sup> A. von Mackensen, Schwarze Husaren S. 225, 229 und 38\*, wo nach von Hohenstock auf Klein-Dombrowken bei Goldap begütert gewesen zu sein scheint. Vgl. auch von Dziengel, Geschichte des 2. Ulanenregiments. Potsdam 1858, S. 120—121 und A. Harnoch, Chronik und Statistik der evangelischen Kirchen in den Provinzen Ost- und Westpreussen. Neidenburg 1890. S. 277, wo unrichtig von einem Gelgaitischen (statt Gehlweidenschen) Gewölbe der Pfarrkirche zu Goldap gesprochen wird.

<sup>2)</sup> Wald war seit 1788 zugleich Direktor der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg, die den damaligen Kirchen- und Schulrat, zugleich Pfarrer im Löbenicht, Georg Ernst Sigismund Hennig zum Präsidenten hatte. Preussische Provinzialblätter 1, 1829, S. 68—71; G. C. Pisanski, Literaturgeschichte, hrsg. von R. Philippi S. 644, und die Schrift S. G. Wald, Geschichte und Verfassung der Deutschen Gesellschaft. Königsberg 1793.

<sup>3)</sup> Vereinzelt Stück (Original) in den Akten des Archivs der Deutschen Gesellschaft.

nicht so viel Beweise höchstderselben Gewogenheit und Wohlwollen gegen mich in Königsberg die Ehre zu geniessen gehabt hätte. Ich würde vielmehr — so viel Glück und Gutes ich auch täglich auf Ewer Wohlgebohren von Gott erbitte —, auch jetzt, da sich das Jahr mit schnellen Schritten seinem Ende nahet, in meiner einsamen Wohnung heisse, stille Wünsche vor höchstderoselben Wohl zu Gott senden, und diese blos bey mich, ohne sie Ewer Wohlgeboren bekandt zu machen, verschliessen, aber nur das beste Zutrauen, Verzeihung dieser Freyheit wegen zu erhalten, ist's, das mich jetzt aufruft, meine Schuldigkeit an den Tag zu legen, und Ewer Wohlgebohren beym Anfange des Jahres das grösste Glück zu wünschen, welches höchstdieselben in vollem Maasse verdienen. Stolz bin ich, und das mit allem Recht, mich einen Schüler von Ewer Wohlgebohren zu nennen, stolz darauf, dass höchstdieselben mir mehr — darf ich mich des Nahmens bedienen? — Vater waren, und mir den Weg zu den Wissenschaften durch Ihre vortrefliche Lehren kurz und anmuthig machten. Seegen von Gott auf Ewer Wohlgebohren und Dero werthen Familie! Möchten höchstdieselben noch viele Jahre in Gesundheit zurücklegen, möchte Preussen noch viele Zeit das Glück haben, einen so würdigen grossen Lehrer auf der Landesuniversität zu behalten, und ich noch lange, sehr lange die Ehre geniessen mich der Gewogenheit Ewer Wohlgebohren erfreuen zu können, um welche ich, wie auch um höchstderoselben gütige Vorsprache, wann einst derjenige sich zu einer Bedienung melden sollte, der die Ehre, ein Schüler von Ewer Wohlgebohren zu seyn, genoss, ich mich auch jetzt erkühne' ganz gehorsamst zu bitten. Die noch zurückgebliebenen zwey letzten Bände der Beschreibung der Stadt Goldap, nebst dem Privilegio, habe ich die Ehre hiemit zu übersenden. Ich hatte sie schon seit October liegen, und dachte sie Ewer Wohlgebohren selbst einzuhändigen, wurde aber durch das sehr schlechte Wetter daran verhindert. Uebrigens empfehle mich der Gewogenheit Ewer Wohlgebohren; nie, gewiss nie werde ich dessen vergessen, was höchstdieselben zu meinem Glücke thaten, sondern jederzeit dahin streben mich mit der grössten Hochachtung nennen zu dürfen Ewer Wohlgebohren ganz gehorsamster Diener D. W. Schröder. — Goldap, den 28. Dezember 1790.“



Nach langjähriger Rektoratsverwaltung erhielt Schröder am 31. Januar 1808 die Ernennung zum Pfarrer in Goldap, am 22. November 1821 wurde er Stadtsuperintendent ebenda.

Auf das definitive Testament des Friedrich Corvin von Wiersbitzki d. d. Gehlweiden 4. Januar 1819 wurde von mir in der „Altpreussischen Monatsschrift“ 36, 1899, Seite 625—626, kurz Bezug genommen. Es besteht aus 27 Paragraphen, und weist folgenden genaueren Wortlaut an den für unsere Forschung spezieller in Betracht kommenden Stellen auf.<sup>1)</sup>

„Ich bin nicht verheiratet gewesen, habe aber eine legitimierte Tochter, die Friederique verehelichte Lieutenant von Glasenapp, welche jedoch auf meinen künftigen Nachlass gar keine Ansprüche mehr haben kann und soll, weil sie vor mir in Ansehung ihrer auf mein Vermögen und auf meinen Nachlass habenden Ansprüchen und Erbrechten bereits von mir völlig abgefunden, auch namentlich das freie Allodial-Rittergut Rogainen mit denen dazu gehörigen Vorwerkern gerichtlich abgetreten erhalten hat, worüber Urkunde vom 21. November 1816 beim Oberlandesgericht von Lithauen sich befindet, und am 24. Juli 1818 bestätigt worden ist. Sie erhält zu dem Gute nur noch 9000 Thaler ausgezahlt, sei es bei Lebzeiten des Generals, oder nach dessen Tode, und zwar 6000 Thaler aus dem Gut Gehlweiden, und 3000 Thaler aus den Gütern Dorschen und Wilkassen. Dagegen verordne und bestimme ich, dass meine ausser der Ehe erzeugte Kinder, als erstens die Hermine Friederique Louise, mit der Louise gebornen Cholewa, verehelichten Stadtsecretär Stoltz erzeugt, und zweitens Friedrich, mit Catharina geborene Pulchowska, verehelichten Oberwart Kühn erzeugt, nicht nur das Recht haben sollen meinen Namen Corvin-Wiersbitzki zu führen, weil ich mich als ihren natürlichen Vater anerkenne, sondern ich setze beyde meine genannte Kinder zu meinen alleinigen und Universalerben in meinen ganzen künftigen sowohl beweglichen als unbeweglichen Nachlasse, nichts davon ausgenommen, nach den

---

<sup>1)</sup> Grundbuchamt beim Amtsgericht Goldap, Rittergut Gehlweiden Vol. I, Blatt 137—148.

unten von mir zu bestimmenden Grundsätzen dergestalt und also ein, dass sie alles dasjenige, was ich bey meinem Ableben nachlassen, und darüber nicht etwa in einem besonderen Codicill, oder in einer andern von mir zu machenden Anordnung, insofern selches nach den Gesetzen zulässig ist, bestimmen werde, als ihr Erbe und Eigenthum bekommen und erhalten sollen. Von dem Mobilienvermögen erhalten Hermine und Friedrich je die Hälfte, von dem Gelde und den ausstehenden Forderungen jedoch Hermine  $\frac{1}{3}$ , und Friedrich  $\frac{2}{3}$ . Friedrich wird auch Herr auf Gehlweiden und den Dependenzien dieses Guts, während Hermine Dorschen und Wilkassen mit den Dörfern und Vorwerken Friedrichhoff, Herminenhoff, Ernstburg und Magdalenenhoff erhält. Dergleichen von der Brandvergütung für die in Gehlweiden und Rakowken im Jahre 1815 abgebrannten Gebäude durch die Feuersocietätskasse, und für das in Gehlweiden verbrannte Mobilien durch die Englische Phoenixgesellschaft, bei der es versichert ist, erhält Hermine  $\frac{1}{3}$ , Friedrich  $\frac{2}{3}$ . Stirbt Hermine vor vollendetem 18. Lebensjahr ohne Erben,<sup>1)</sup> so fällt alles an Friedrich, das Umgekehrte ist der Fall, wenn Friedrich vor vollendetem 18. Jahre stirbt. Wenn eheliche Nachkommenschaft der Kinder Hermine und Friedrich nicht mehr vorhanden ist, sollen die Nachkommen der Friderique Glasenapp erberechtigt sein, und wenn auch diese aussterben, die Nachkommen seines Bruders, des Landrats, Kapitän Johann Karl von Wiersbitzki. Aus den Gehlweiden'schen Wäldern erhält zudem Justizrat Engert in Goldap, solange er lebt, freies Holz.“ — Noch am selben Tage, dem 4. Januar 1819, wurde das Testament beim Stadtgericht Goldap hinterlegt zwecks Beförderung an das Litauische Oberlandesgericht nach Insterburg, und am 7. Mai 1823 — der General starb am 17. April 1823 zu Gehlweiden —, fand die Eröffnung des Testaments durch den Referendar von Sanden in Insterburg statt. Zum Vormund für Hermine und Friedrich, die beide noch unmündig waren, wurde der Justizrat Lindenau am 30. Mai 1823 eingesetzt, und am 18. März 1825 aufs neue bestätigt.

<sup>1)</sup> Tatsächlich starb sie erst 1880 zu Forsthaus Görlitz (bei Rastenburg) als verwitwete Frau Gutsbesitzer Borkowski, ehemals auf Tratzen und Gollubien in Masuren begütert.

Nach dem Subhastationserwerb, den die Angerburger Landschaft unterm 6. Mai 1828 bezüglich Gehlweidens dann vornahm,<sup>1)</sup> hat das Gut 1832 bis 1901 Angehörigen der Familie von Horn gehört. Der aus Mitschullen, Kreis Angerburg gebürtige letzte Besitzer dieses Geschlechts, Emil von Horn, vermählt in erster Ehe (seit 1856) mit Ottilie, Karoline Krüger aus Widminnen, später mit Martha, geborenen Herre, starb am 18. Januar 1900 zu Gehlweiden. Die Erben verkauften das Gut darauf am 10. Mai 1901 an den Nachbarbesitzer auf Rakowken, Martin Martensen.<sup>2)</sup> Als dieser am 24. Januar 1902 im Alter von 45 Jahren starb, kam das Gut käuflich an den Major a. D. Schmidt in Berlin, und dieser veräußerte 1906 durch abermaligen Kaufvertrag Gehlweiden an den ehemals im Angerburgischen ansässigen Artur Stössel von der Heyde.<sup>3)</sup> Unter ihm hat Gehlweiden jene entsetzlichen Greuel und Drangsale zu bestehen gehabt, die über den Goldaper Kreis, wie über ganz Ostpreussen, durch die Russenflut des Jahres 1914 und des Frühjahrs 1915 hereinbrachen. Nicht nur dass Gehlweiden längere Zeit den Stab eines russischen Armeekorps bei sich zu beherbergen hatte, so sind auch die seit 17. August 1914 auf dem ausgedehnten Gutsgebiet und in den Waldungen angerichteten Schäden und Verwüstungen nicht viel zurückstehend hinter denen, die das gänzlich von den Russen niedergebrannte Dorf Gross-Rominten über sich ergehen lassen musste.<sup>4)</sup> Glücklicherweise ist

<sup>1)</sup> Im April 1826, als zu Insterburg der Besitztitel Gehlweidens auf den Namen des jugendlichen Friedrich Wiersbitzki berichtet wurde, ist der Wert Gehlweidens angegeben mit 59441 Talern.

<sup>2)</sup> In früherer Zeit, als Rakowken noch dem Emil von Horn gehörte war es am 29. August 1886 einmal völlig abgebrannt.

<sup>3)</sup> Im Zeitraum um 1810 ist ein Leutnant Heinrich Christoph Stössel von der Heyde schon auf Leuningken, im Kreis Darkehmen ansässig, vermählt mit Henriette geborene von Tyszka a. d. H. Adamsheide.

<sup>4)</sup> Vgl. u. a. die herzbewegende Schilderung eines nicht näher genannten, aus Czarnowken am 17. August 1914 vor den Russen geflüchteten Besitzers: Königsberger Hartungsche Zeitung 1914, Nr. 500; vom 24. Oktober, In ähnlicher Weise wie Gehlweiden wurde auch Rakowken nebst angrenzenden Gütern und Dörfern jener Gegend aufs entsetzlichste von den Russen zugerichtet. Viele über die Grenze gekommenen Besitzer polnischer Nationalität vergrößerten das Unglück noch, indem sie aus Gehlweiden und Rakowken stahlen und wegführten, was sie irgend brauchen konnten.

das schlossähnliche Herrenhaus des Ritterguts den wichtigsten Teilen nach aber erhalten geblieben. Der Besitzer Stössel von der Heyde freilich, der zugleich seit 1909 eine emsige Tätigkeit auch als Mitglied des Goldaper Kreisausschusses entfaltete, hat diese Vorfälle nicht lange überlebt. Mitten in den Arbeiten zum Wiederaufbau und zur Wiederherstellung Gehlweidens ist er am 17. Mai 1916 durch plötzlichen Herzschlag hinweggerafft worden. Ausser drei Töchtern, von denen die älteste, Edith, am 9. März 1917 in Gehlweiden den Privatdozenten der Universität Königsberg, Dr. Gerhard Hoffmann heiratete, ist noch ein Sohn Arno Stössel von der Heyde am Leben, Leutnant des Husarenregiments Nr. 6. Ein Bruder Horst Stössel von der Heyde ist am 24. Januar 1915 als Fähnrich eines Infanterieregiments im Krieg gefallen. Die hinterbliebene Witwe des Rittergutsbesitzers, Helene Stössel von der Heyde, geborene Gerlach, hat begonnen, eine planvolle, den Umständen entsprechende Tätigkeit auf Gehlweiden zu entwickeln. Es ist zu hoffen, dass das Gut einer neuen Glanzperiode und Blütezeit entgegengeht, die es seines althergebrachten, wohlbegründeten Rufes in vergrössertem Massstab, wiewohl unter wesentlich veränderten Existenzbedingungen, würdig machen wird, und es seinen Platz behaupten lässt in der Reihe der bestfundierte Güter Ostpreussens.

---

— Betreffend Gross-Rominten und das benachbarte Jagdschloss Rominten ist zu vergleichen Königsberger Volksblatt 1914, Nr. 229 vom 30. September, und Rolf Brandt, Fünf Monate an der Ostfront; Kriegsberichte, Berlin 1915, Seite 46—48 und 69. Ueber Goldaps Leiden in der Russenzeit wo Landrat von Gehren bei der ersten Invasion anwesend blieb, informierten in besonders lehrreicher Weise einige Artikel in der Königsberger Hartungschen Zeitung 1914, vom 4. Oktober, 1915, Nr. 90, und Königsberger Anzeiger 1914, Nr. 257, vom 4. Oktober, alle auf Grund der damals unmittelbar frischeempfungenen Eindrücke der Berichterstatter.

---

## Immanuel.

Von Prof. Dr. **Wilhelm Uhl.**

Einer Anregung des „alten Reicke“ jetzt nach 26 Jahren endlich folgend,<sup>1)</sup> versuche ich festzustellen, wann und wie der in der Ueberschrift genannte Name in den preussischen, speziell ostpreussischen (Königsberger) Kalender hineingelangt sei (22. April).

Dieser Immanuel ist nun in der Tat, ganz ohne Zweifel, ein „sonderbarer Heiliger“. In den landläufigen Verzeichnissen und Nachschlagebüchern sucht man ihn vergebens.<sup>2)</sup> Kein Wunder, denn der 22. April ist seit unvordenklicher Zeit im römischen Kalender mit Sotēr besetzt.<sup>3)</sup> Der Name wird auch wohl mit einem *th* geschrieben (wohl irrig; griech.: σωτήρ, der Retter). Fast unzertrennlich tritt Cajus mit ihm auf, seltener Gajus geschrieben.<sup>4)</sup> Solche Paare von „Zwillingsbrüdern“ sind bezeichnend für den deutschen Kalender römischer Nation. (Vgl. z. B. Fabian u. Sebastian, 20. Jan.; Philippus u. Jacobus, 1. Mai; Peter u. Paul, 29. Juni; Cornelius u. Cyprian, 16. Sept.; Cosmas

<sup>1)</sup> Vgl. Rudolf Reicke, Kantiana. Königsberg 1860, S. [I], Anm. (S. A.)-N. Pr. Prov.-Bl. III 5; 97\*. — (Mündlich 1894.)

<sup>2)</sup> Vgl. z. B. Dr. Adolph Drechsler, Die Heiligen- und Märtyrertage (In: Kalenderbüchlein, Lpz. 1881), 159<sup>a</sup>. — Dietr. Heinr. Kerler, Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905, 178.

<sup>3)</sup> Der römische Bischof (*papa*) Soterus war im Amte (etwa) 168 bis 176 (Nachfolger Anicets). Eusebius berichtet von ihm, er habe korrespondiert mit dem Bischof Dionysius von Korinth. Dort las man beim Gottesdienst in der Gemeinde seine Briefe zur Erbauung vor. (Notiz. — Oder handelte es sich nur um einen Brief? Legendenbildung?)

<sup>4)</sup> Cajus, Presbyter, † 296. — Wie er mit Soter zusammengekommen, wird schwerlich genau zu ermitteln sein. — Auch Cajus war Papst (regierte seit 283) und starb den Märtyrertod unter Diokletian (Bericht der älteren Märtyrer-Akten).

u. Damian, 27. Sept.; Simon u. Juda, 28. Okt.). Zwillingsschwestern scheinen dagegen gänzlich zu fehlen.

Die Konstellation: *Soth. Caji* findet sich nun am 22. April in allen 35 Kalendarien, die Pilgram seinem bekannten Werke zugrunde gelegt hat.<sup>1)</sup> Das Brüderpaar ist auch noch bis auf den heutigen Tag an der Herrschaft verblieben, wenigstens im katholischen Gebiete. Von Südwestdeutschland bis tief in den Osten hinein vordringend, haben sie aber auch im evangelischen Mittel- und Norddeutschland vereinzelt sich festgesetzt. Der dreissigjährige Krieg und der westfälische Friede scheinen hier von Einfluss gewesen zu sein. Es ist aber bemerkenswert, dass in diesen Gegenden Soter oft allein auftritt (ohne Cajus). Dies ist z. B. der Fall in folgenden Kalendern (oder Kalender-Serien):<sup>2)</sup>

1652: Almanach. Lüneburg, die Sternen (Danzig, Schimmel).

1655: Jahrbuch. Ebenda.

1656: Jahrbuch. Ebenda.

1659: Zeitbuch. Ebenda.

1662: Jahrbuch. Lüneburg,<sup>3)</sup> die Sternen.

Als Herausgeber wird Stephan Fuhrmann genannt. (Diese Serie in Königsberg, Stadtbibliothek; Ob 176 8<sup>o</sup>, Mappe.<sup>4)</sup>)

<sup>1)</sup> Anton Pilgram, *Calendarium Chronologicum medii potissimum aevi Monumentis accommodatum*. Wien 1781. 4<sup>o</sup>. (Eine Art von Supplement zum rühmlichst bekannten „Jahrzeitbuch“ von Haltaus.) Reichhaltig sind auch die Zusammenstellungen in dem genannten brauchbaren Kalenderbüchlein von Drechsler: *Katechismus der Chronologie*, mit Beschreibung von 33 Kalendern verschiedener Völker und Zeiten. (Webers Illustr. Kat. Nr. 88.)

<sup>2)</sup> Die Forschung wird erschwert durch den Umstand, dass die Jahre, in denen der 22. April auf einen Sonntag fällt, an diesem Tage keinen Heiligen-Namen bringen, sondern die kirchliche Benennung des betreffenden Sonntages. — In solchen älteren Kalendern ist auch der Sonntags-Buchstabe (ebenfalls meist rot gedruckt, wie jene Nomenklatur) der Erwähnung der Heiligen ganz oder teilweise im Wege (1657: *Jubilate*).

<sup>3)</sup> Lüneburg war seit 1367 Hansestadt, daher vielleicht die Verbindung mit Danzig.

<sup>4)</sup> Ueber Stephan Fuhrmann erfahren wir Folgendes: 1656 bereits Kâyserl. Laureierter Poët; 1642: Lippia-Westphalus / der Philosophie vñ Philologie Studiosus p. t. in Rostock; 1662 (und schon 1656) Pastor in Lippstadt. Dieser Fuhrmann ist wohl derselbe, der 1642 zu Rostock bei *Richel* einen Schreib-Calender herausgab. (Königsb. Stadtbibl. Ob. 7168<sup>o</sup>, Mappe.) 22. April (rot): Osterdinstag. (Soter?)

1677: Johann Jocifer, Kriegs- und Siegs-Calender. Nürnberg, Felszeckers Erben. (Ebenda: Ob 176 8<sup>o</sup>, Mappe.)

1711 und 20: Derselbe. (Ebda. Ob 177 8<sup>o</sup>, Mappè.)

Im gleichen Verlage erschien: 1677:

Paul Conrad Balthasar Han, Wunder-Zeichen- und Sprüch-Wörter-Calender. (Hies. Stadtbibl, Mappe Ob 176 8<sup>o</sup>: Sother.)

Neuere Zeit; vgl. z. B.:

1839: Pirnaischer Oeconomischer Haushaltungs-Calender. Pirna, Dörings Erben. (In meiner Privatbibliothek.)

Eine merkwürdige Isolierung Soters bringt folgender Almanach: (z. B.) 1913 (u. ö.): Braunschweiger Kalender (des weiland Prof. J. Helmes). Braunschweig, Johann Heinrich Meyer. (Privat.) Hier tritt neben dem Kathl. Kal. nicht ein Evang. auf, sondern ein „Reichs-Kal.“; dieser bringt den Sother allein.

Weit seltener tritt Cajus allein auf. Man vgl. namentlich:

1685—92: Gottfried Kirch, Königsbergischer Neuer und Alter Schreib Calender . . Königsberg, Simon Reiniger. (Stadtbibl. hier, Ob 171 8<sup>o</sup>, Mappe.)<sup>1)</sup>

Neuere Zeit; vgl. z. B.:

1844 (Schaltjahr): Hannoverscher Haushaltungs-Kalender. Hannover, Berenberg. (Privat.) *Caji*.

In der Isolierung der beiden Heiligen dürfte wohl ein Durchbrechen der katholischen Tradition zu erblicken sein (vielleicht durch den langen Religionskrieg veranlasst). In katholischen Kalendern habe ich wenigstens bisher die beiden Heiligen stets beisammen angetroffen. Vgl. z. B.: Papst-Kalender. VI. Jahrg. Paderborn 1908; Bonifacius-Druckerei. — Regensburger Marien-Kalender für das Schaltjahr 1908; 43. Jahrg., Regensburg, Rom, New-York und Cincinnati, O[hio]. Druck und Verlag von Friedr. Pustet. (Neben S. u. C., an zweiter Stelle: Leonides, M.[ärtyrer].) — Tiroler Marienkalender 1916. — Ermländischer Haus-Kalender für 1919 (Sankt Adalberts-Volkskalender.) Braunsberg, Julius Pohl. Vierte Kriegsausgabe. (Hinter

<sup>1)</sup> 1865: Ostersonntag, 1691: *Quasimodogeniti*. Sonst *Caji*. — Ueber Gottfried Kirch vgl. Günther, Allg. Deutsche Biogr. 15. Bd. Lpz. 1882, 787. (Kirch lebte von 1639—1710. Er war geboren in Guben und starb in Berlin.)

S. u. K. der Zusatz: P.[*resbyteres*] [*apae*] M.[*artyres*].) (Sämtlich privat.) — Das Heiligenpaar hat, wie man sieht, auch den Weltkrieg überdauert: Kriegs-Kalender Linz-Urfahr a. D. (Krakowitzer) 1915. — Das Fehlen des protestantischen Parallel-Kalenders ist ein Kennzeichen des kathol. Kalenders, und in diesem Falle haben wir meist S. und C. Es sind also die „Namens“- und Fest-Tage, die hier verzeichnet sind; nicht die „Geburts“- und Fest-Tage (nach evangelischer Sitte).<sup>1)</sup> Umgekehrt kann aber natürlich nun auch der protest. Kalender den kath. weglassen, so dass man hier nur die „Geburts“-Tage verzeichnet findet.

Welcher Heilige wurde denn aber eigentlich nun vom „neuen“ (d. h. in diesem Falle wohl schon vom protest., nicht erst vom gregor.?) Kalender am 22. April für S. und C. substituiert? (Vgl. im Allgemeinen die *Acta Sanctorum* der Bollandisten.)

Da ist zunächst zu bemerken, dass bei der Heiligen-Verehrung seit jeher geographische (landschaftliche) Unterschiede eine grosse Rolle spielten. Auch der Einfluss der Ordensprovinzen macht sich bis heute noch geltend. Beide Tatsachen stehen in einer gewissen inneren Verbindung, da mancher Orden eine Vorliebe für diese oder jene Gegend zeigte.

So verehrte man z. B. am 22. April im Elsass die hl. Opportuna, Aebtissin (um 770).<sup>2)</sup> In Lothringen und einem Teile der Schweiz (Sankt Gallen) ward aber der heil. Epipodius gefeiert (mit Alexander, 24. April; beide Märtyrer). Also auch

<sup>1)</sup> Zuweilen findet sich auch direkt die Ueberschrift: Namens-Tage; so in dem netten Büchlein von Marie von Redwitz, Planeten-Calendarium eingerichtet a. d. Jahr d. Heils 1908. Lpz., Insel-Verlag.

<sup>2)</sup> Das Leben der Heiligen auf alle Tage des Jahres. Strassburg, Druck von F. X. Le Roux, bischöfl. Buchdrucker. o. J. [Etwa 1908.] Mit Illustr. (schwarz). kl. 8<sup>o</sup>. — Die hl. Opportuna war Aebtissin zu Montreuil bei Seez in Frankreich. — Zum 21. Mai lesen wir bei Henschen-Papebroch VI, Venedig 1779, 585a: *Emmanuel Martyr*, ob corpus Roma Viennam translatum an. 1678 ad Theresianum S. Josephi ecclesiam, Officio duplici colitur, sicut diximus, ubi de S. Fabio.



hier wieder ein geistliches Brüderpaar, wie S. und C. (Epip. u. Al. wurden gemartert unter Marc Aurel 178).<sup>1)</sup>

Es wurden aber am 22. April in anderen Gegenden viele andere Heilige noch verehrt (männliche und weibliche); so z. B.:

Abrunculus, Bisch. von Trier. — Tarbula, Jungfr. u. Märtyrerin in Persien. — Sel. Adalbertus, Graf u. Gemahl d. heil. Regina. — Apelles, Lucius, Lucas u. Clemens a. d. Zahl der 72 Jünger, Bischöfe; Lucius, Märt. — Daniel, M. zu Lodi in Italien. — Honofria, J. u. M. zu Rom. — Julian, B. zu Vienne in Frankr. Leo, B. Zu Sens in Frankr. — Leonidas, Vater des Origenas, Arator, Quiriacus u. Basilia, M. zu Alexandria in Aegypten. — Melanius, B. von Troyes in Frankr. Nearchus, M. in Armenien (Brüderpaar?). — Parmenius, Chrysotelas, Presb.; Lucius u. Mucius, Diakone; Primulus u. Tudinus, M. in Persien. [wieder drei Brüderpaare] Lenorina, J., Äbt. in Portugal. — Sel. Wolphelmus, Abt zu Brauweiler bei Cöln.<sup>2)</sup>

Das Auftreten so vieler Brüderpaare am 22. April könnte auf die Vermutung führen, dass wir es in S. u. C. mit einer Frühlingsgottheit zu tun haben; ähnlich den Dioskuren Castor u. Pollux, die mit der Sonnenwende (Sommersanfang) zusammengebracht werden.<sup>3)</sup>

Der 22. April ist der Vorabend des für die Landwirtschaft so wichtigen Georgstages, der in vielen Bauernregeln lebt (das Vieh bleibt z. B. seit diesem Tage des Nachts auf der Weide). „Zu St. Georg ist der Kampf der Jahreszeiten endgültig zugunsten des Frühlings entschieden.“<sup>4)</sup> Eine der wichtigsten

<sup>1)</sup> P. M. Vogel, Goldene Legende. Leben der lieben Heiligen Gottes. Neu bearb. von P. Wilh. Auer, Kapuzinerordenspriester, Ehren-Caplan des heil. Hauses von Loretto. Köln 1903. (Mit Bildern, bunt u. schwarz.) — Weitere Literatur siehe unter „Legende“, Herders Konvers.-Lex. V<sup>3</sup>, Freib. i. Br. o. J., 621 f. — Zu vergleichen sind auch die Verlags-Kataloge von Herder, Freiburg, u. *Schöningh*, Paderborn.

<sup>2)</sup> Diese Angaben nach Vogel-Auer 295. Dort wohl zum Teil nach dem Heil.-Cal. im Heil.-Lex. Cölln 1719 (2569 f.)

<sup>3)</sup> Vgl. L[udwig] Preller, Röm. Mythol. Berlin 1858, 660<sup>2)</sup>. (Das Fest kam von den Griechen zu den Römern.) Beim Uebergang in das kältere Deutschland wurde dann der Termin um zwei Monate nach rückwärts verschoben. Die eigentlichen Dioskuren sind Peter und Paul (29. Juni).

<sup>4)</sup> Alexis Yermoloff, Die landwirtschaftliche Volksweisheit in Sprichwörtern, Redensarten u. Wetterregeln. Erster Band: Der landwirtschaftliche Volkskalender. Lpz. 1905, 185. Vgl. auch das: „...; am

Arbeiten, die der hundertjährige Kalender (von 1800 bis 1899) des Abtes Moritz Knauer, Augsburg, 1848, 97 („Gegen Mitte des Monats, . . .“) vorschreibt, ist die Schafschur; man findet sie auch zuweilen als Monatsbild für den April (z. B. in dem Braunschweiger Kalender des weil. Prof. J. *Helmes*). In einer älteren Ausgabe des 100jähr. Kalenders (*Calendarium Oeconomicum Practicum Perpetuum . . .* Von 1801 bis 1901. Reutlingen, gedruckt bey Justus Jakob *Fleischhauer*; o. J.) heisst es S. 70 (beim April): „Den Schaafen soll man die Wolle abschneiden, . . .“ Diese Ausgabe hat Monatsbilder; zum April sehen wir die Bäuerin am Butterfass beschäftigt.

Diese landwirtschaftlichen und häuslichen Verrichtungen wurden im Arbeitskalender durch die Attribute sinnfällig und kurz angedeutet; ein mnemotechnisches Hilfsmittel für den Kreislauf des Jahres. Die sog. Runen- und Bauernkalender zeigen die frühesten Formen dieser praktischen Merkmale.<sup>1)</sup> Noch heute bedienen sich die Landleute in Tirol solcher Kerbhölzer, die auch für Analphabeten verständlich sind, da man die Zeichen abgreifen kann (an den langen Winterabenden sogar im Dunkeln). Das Monatsbild, ein stilisiertes Attribut, die Hauptbeschäftigung des Monats darstellend, ist demnach uralt.

Der Wirtschaftskalender ist aber nun in allen Gegenden verschieden; nach Höhenlage, Bodenbeschaffenheit, Wald- oder Wiesenreichtum, Viehstand, Wasserläufen, Steinbrüchen usw. Der Landschaft akklimatisiert sich zuerst die Ansiedlerschar (König u. Volk), dann später der Orden (Kapitel u. Konvent).

---

23. April mietet man die Hirten und Feldarbeiter; . . .“ Seite 184 verzeichnet Y. für den 22. April: „*Orthod. Kal.*: Heil. Theodor Ap.; Nathanael; Lucas und Clemens; Heil. Vitalis.“ Also auch hier ein geistliches Brüderpaar (L. u. Cl.)! (Russisch-griechisch ist der Euppsychius.)

<sup>1)</sup> Vgl. E. Schnippel, Ueber einen merkwürdigen Runenkalender des Grossherzogl. Museums zu Oldenburg. Old. 1883. — Ders., Ueber das Runenschwert des Kgl. hist. Museums zu Dresden. (Berichte d. Sächs. Gesellsch. d. Wissenschaften 1887. Mit e. Einleitung von Friedr. Zarncke.) — Ludwig Sig, Vorgregorianische Bauernkalender. Strassburg 1905 (Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des Bischöfl. Gymnasiums zu Strassburg i. E.), 40 ff.

So finden wir etwa z. B. in Bayern die Benediktiner, in Westpreussen die Cistercienser, in der Schweiz die Franziskaner, in Oesterreich die Dominikaner. Gewisse Grundprinzipien sind natürlich durchgehend; aber im allgemeinen bestehen hier sicherlich Unterschiede, die bisher noch zu wenig beachtet wurden. Die Ordensheiligen müssten einmal nach landwirtschaftlichen Gesichtspunkten zusammengestellt werden.<sup>1)</sup> Für die Geschichte der Attribute würde sich dann wohl viel Neues ergeben.<sup>2)</sup>

Das Attribut wird in der Ordenslegende historisch (oder aitiologisch) erklärt. Diese Art der Deutung ist ebensowenig folkloristisch wie die neuerdings wieder so beliebte mythologische.<sup>3)</sup> Selbstverständlich ergibt sich das Richtige erst aus der Verbindung aller drei Gattungen. Aber das Volksmässige muss noch weit stärker betont werden.

Die heil. Katharina (25. Nov.) hat ein Rad; das Werkzeug, mit dem sie gemartert wurde. Ursprünglich bezeichnete dieses Symbol aber wohl den Anfangstermin der winterlichen Spinnstubentätigkeit. (Die Heilige ist die Schutzpatronin der philosophischen, der Artisten-Fakultät.) In der mythologischen Deutung vertritt das Rad die Stelle der Sonne oder des Mondes.<sup>4)</sup> Die Sichel ist der heil. Notburga geweiht (16. Sept.; Ernte-Schneiderin). Bei den Mythologen wird die Mondsichel herangezogen, resp. bemüht.<sup>5)</sup> Wirtschaftliche Instrumente sind auch der Mühlstein (Attalus, 3. Dez.) und die Säge (Simon, 28. Okt.)<sup>6)</sup> Nun ist das

<sup>1)</sup> Statt wie bisher meist nach kunsthistorischen. Vgl. Th. Höpfner, Die Heiligen in der christlichen Kunst. Lpz. 1893. — Heinr. Detzel, Christliche Ikonographie, 2 Bde. Freib. i. Br. 1894. 96. (Hier sind auch die *Gruppenbilder* berücksichtigt.)

<sup>2)</sup> Kerler (495) hat bereits eine Rubrik: „Landwirtschaft.“ — Vgl. noch: Dr. Rudolf Pfeleiderer, Die Attribute der Heiligen. Ulm 1898. (Auswahl. Behandelt hauptsächlich die *Einzeldarstellungen* der Heiligen.)

<sup>3)</sup> Vgl. Carl Fries, Die Attribute der christlichen Heiligen. Lpz. 1915. (Mythol. Bibl., hg. v. d. Gesellsch. f. vergleichende Mythenforschung VIII, 2.)

<sup>4)</sup> Indogermanische Parallelen (Ixion, Prometheus usw.) bei Fries 11.

<sup>5)</sup> Ebd. 14.

<sup>6)</sup> Dies Attribut erscheint, gleich andern, oft in enormer Grösse und verdunkelt die Figur des Heiligen vollständig. Man betrachte z. B. die

Mahlen des Getreides aber ebenso eine häusliche Tätigkeit wie das Zerkleinern des Brennholzes. (Herbst- und Winterarbeit.) Der Apostel Matthias (der Eisbrecher) hat ein Beil (24. Febr.). Dies könnte aufs Holzhacken hinweisen. (Für den Rest des Winters wird nicht mehr mit den seit dem 26. Okt. gesägten Kloben, sondern jetzt nur noch mit kleinen Splintern und Scheiten gefeuert.) In ähnlicher Weise lassen sich noch viele andere (vielleicht alle?) Attribute wirtschaftlich erklären (Laurentius, 10. Aug., der Rost; Bartholomäus, 24. Aug., das Messer; Stephanus, 26. Dez., der Stein; usw.<sup>1)</sup> Jacobus minor (1. Mai) war der erste Bischof zu Jerusalem. Er wurde von den Zinnen des Tempels gestürzt und mit einer Färberstange erschlagen. (Holzschnitt bei Caspar Goltwurm, Kirchen Calender Frkft. a. M., Christian Egenolffs Erben 1561, 68<sup>a</sup>; Bei Goltwurm hat der April 31 Tage; am 22.: Gillotus vnd Michael faber Martyres in Flandern. (Brüderpaar.) Hies. Univ.-Bibl.: (a 729. 8<sup>o</sup>.) Statt der Färberstange tritt auch der Walkerbaum auf. (Liefmann 159 f.) Darstellungen des Heiligen mit dem Walkerbaum auf Oelgemälden in mancher Jakobi- usw. Kirche.<sup>2)</sup>

Gestalt des Heiligen, dargestellt von Erasmus Grasser, am Chorgestühl der Frauenkirche in München, Ende des 15. Jahrhunderts. (Max Sauerlandt, Deutsche Plastik des Mittelalters, Düsseld. u. Lpz. o. J. [nach 1907], Langewiesche's Blaue Bücher, S. 69.) Die Kunst bedient sich dieses Hilfsmittels, weil die Identität nicht deutlicher betont werden kann. (Porträt-Aehnlichkeit ist nur selten zu erreichen.) Von Grasser besitzen wir auch einen Simon aus der Marienkapelle in Würzburg (Bayr. Nationalmuseum, München); sitzend, mit einer kolossalen Säge (Sauerlandt S. 70). Um 1500. Vgl. M. Liefmann, Kunst und Heilige. Jena 1912.

<sup>1)</sup> Wir können hier vorläufig nur einige Anregungen geben. Im Winter müssen die lästigen Steine mittels der Hand vom Acker entfernt werden, damit im Frühjahr der Pflug keinen Schaden leidet. Etwa vier Wochen später sind allmählich die Schusswaffen wieder in Stand zu setzen, da nun bald die Jagd aufgeht. (Sebastian, 20. Jan.; Pfeile und Bogen.) — Die Entwicklung der Patronate, die aitiologisch auftritt, nimmt auf diese Genesis nur wenig Rücksicht. (Vgl. im allgemeinen Mela Escherich, Zunfttheilige. Ueber Land und Meer. 61, 121. Bd., Lpz. 1918, Nr. 1. Mit Abbildungen.)

<sup>2)</sup> Z. B. in der Pfarrkirche zu Braunsberg, Seitenschiff, aus dem 1641 geweihten Jacobus-Altare: Enthauptung in Jerusalem. (Böttcher, Bau-

Am 1. Mai wird das Leinenzeug auf die Wiesen gebracht, um gründlich gewässert und mit dem Waschbleuel bearbeitet zu werden. Die Leinen-Industrie (Bielefeld usw.) bietet uns heute noch mit ihren grossartigen Plantagen ein Beispiel für die Wichtigkeit dieser altehrwürdigen Beschäftigung. Auch im volkstümlichen Liede lebt diese Tätigkeit noch heute. Hannchen singt in Christian Felix Weisse's Oper „Die Jagd“ (1770) „Als ich auf meiner Bleiche ein Stückchen Garn begoss.“ Im Kloster gibt es einen Waschhaus-Frater, so gut wie einen Bräuhaus-Frater etc. Der Apostel Jacobus hatte seinen Tag ursprünglich am 22. Juni (die frühreifen Jacobi-Aepfel!). Dies ist der späteste Termin, an welchem die Rasenbleiche beendigt sein muss, da nun bald andere Arbeit winkt (die Ernte).

So verläuft das ganze Jahr.<sup>1)</sup> Ein genau bis ins Kleinste ausgearbeiteter Arbeitsplan sorgt für zweckmässigste Ausnutzung der verfügbaren Hilfskräfte, des Klimas, der Zeitumstände, der Naturerzeugnisse. Die Organisation dieses Mechanismus in den Mönchs- und Nonnenklöstern ist grossartig, bewundernswert. Der Schutzpatron wird zum lieben Arbeits-Kameraden. (Saure Wochen, frohe Feste.)<sup>2)</sup> Als Attribut kann auch ein lebendes Wesen auftreten oder mehrere. Am bekanntesten ist die Martinsgans, die 371 (375?) den heil. Martin in seinem Versteck durch Schnattern verriet, als er zum Bischof von Tours erwählt war.<sup>3)</sup> Am 11. Nov. gebietet der Hauskalender das Schlachten

und Kunstdenkmäler IV, 55). — Das Attribut wird auch dem Philippus zugeteilt. (Gleichfalls 1. Mai. Kerler 397.) Ein Philippus mit dem Walkerbaum am Chorgestühl der Münchener Frauenkirche, wo auch Jacobus, (Sauerlandt S. 69.)

<sup>1)</sup> Vgl. Theod. Boebel, Die Haus- und Feldweisheit des Landwirths. Berlin 1854.

<sup>2)</sup> Vgl. J. Gebhart, Das kirchliche Jahr. Pest 1856. F. Nork [Korn], Der Festkalender. Stuttg. 1857 (Scheibles Kloster). — O.[tto] Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld, Fest-Kalender aus Böhmen. Prag o. J. [1861.] — Ders., Das festliche Jahr. Lpz. 1863. — Dr. J. H. Albers, D. Jahr. u. s. Feste. Stuttg. 1917.

<sup>3)</sup> Der heil. Ludgerus, Bischof von Münster (geb. um 744), zeigt aber Gänse auf seinem Bilde, weil er durch sein Gebet die schädlichen Wildgänse vertrieb. (Auer 227a.) Anders Fries 55: „Die Gans ist der Aphrodite heilig, ...“ (Usw).

dieses Tieres zum Festbraten. Sie muss bis dahin gemästet sein!

Mäuse sind das Attribut der heil. Gertrud (17. März); sie ist Schutzpatronin gegen deren Schaden (auch gegen Ratten). Wahrscheinlich handelt es sich weniger um die Vertilgung der Hausmäuse, als vielmehr der Feldmäuse (vor Beginn der Aussaat). Auf der Gertraudenbrücke zu Berlin sieht man die Mäuse am Standbild der Heiligen angebracht.

Einen Bienenkorb hat Ambrosius, der Erzbischof von Mailand (7. Dez.). Ueberwinterung der Bienenstöcke?

Unendlich oft ist nun aber in der geistlichen Dichtung und in der christlichen darstellenden Kunst das „Osterlamm“ (Wappen vom Ermland) behandelt worden. Der bischöfliche Hirtenstab (die *sambuca*, Wappen von Basel) hat sehr häufig Verwendung als Attribut gefunden.<sup>1)</sup> Der eigentliche Osterheilige ist kein geringerer als Christus selbst: Ego sum pastor bonus: Joh. 10, 12. Ein guter Hirte lässt sein Leben für die Schafe. (Ebda.) Er scheidet die Böcke aus (Matth. 25, 32); ein echt landwirtschaftliches Bild. Ihn jammert der zerstreuten Herde (Matth. 9, 36).<sup>2)</sup> Die Gläubigen sind die Herde Christi (1. Petri 5, 2). In der Kunst zeigt sich der Herr zuweilen mit einem Lamm auf den Schultern. Die kalte Georgsnacht (22./23. April) und die folgenden Frühjahrsnächte sind für das Jungvieh ebenso gefährlich, wie später gegen Mitte Mai die drei sog. „Eisheiligen“ für die Gewächse. (Knauer warnt ausdrücklich vor ungünstigem, nassem Wetter; namentlich vor Nebel.)

Die Bischöfe Soter und Cajus sind als Substitute des Osterhirten anzusprechen. Im Cisiojanus fehlen sie (Grotefend, Taschenbuch<sup>1</sup>, 1915, 20); dafür tritt dort Georg auf (23. April). Neben ihm erscheinen in demselben Monat noch: Ambrosius,

<sup>1)</sup> Vgl. über das *pedum* u. die übrigen Bestandteile der Bischofs-tracht: Liefmann 272 ff.

<sup>2)</sup> Die alttestamentlichen Parallelen bei M. Gottfr. Büchner, Biblische Real- u. Verbalkonkordanz, *edd.* Lutz u. Riehm, Basel 1890, 585 f.

4. Apr.;<sup>1)</sup> Tiburtius, Valerian, 14. Apr.; Markus der Evangelist, 25. Apr.; Vitalis, 28. Apr. (In den Diözesankalendern Abweichungen zugunsten der Lokalheiligen).

Substitut für Soter (Cajus), resp. Georg wurde nun Emanuel. Es ist wiederum an den Osterheiligen zu denken: — Immanuel („Gott mit uns“) ist die hebräische Bezeichnung für den Herrn,<sup>2)</sup> wie Soter die griechische. Wann aber die Substitution erfolgte, lässt sich schwer sagen. Wohl doch erst im Gregorianischen Kalender (1582), oder später. Gemeinsames Attribut: — das „Osterlamm“!

Im „Heiligen-Lexicon“ heisst es:

„S. Emanuel, siehe S. *Quatradus* [lies *Quadratus*], 26. Mart. S. *Fabius*. 21. May.“<sup>3)</sup>

(Statt des 21. Mai ist vielleicht der 11. zu lesen; s. u.)  
Dann folgt noch<sup>4)</sup> ein anderer E., über den es heisst:

„... ein Cistercienser Mönch in S. Bernhards Kloster in Friessland wurde Anno 1170 zum Bischoff zu Cremona in Italien erwählet, starb aber bald hernach und that sowohl im Leben als nach dem Tode viel Wunder, daher ihn einige *S./anctus/* andere *B./eatus/* nennen, 27. Febr.“

Also lauter Frühlingsgötter, von Ende Februar bis Ende

<sup>1)</sup> Ambrosius hat zwei Tage: den 7. Dez. und den 4. April. Hier könnte man wohl an die Auswinterung der Bienenstöcke denken. Das Volk verbindet mit jedem Heiligen-Namen zwei Vorstellungen: eine Wetterbeobachtung und eine praktische Regel. Also z. B. Simon (28. Okt.): Beginn der Winterstürme, Brennholz schaffen! (Attribut: die Säge.) In Schillers Tell I, 1 sagt Ruodi, der Fischer:

„...; 's ist heut Simons und Judä,

Da rast der See und will sein Opfer haben.“

Aehnlich in beiden Fällen bei Ambrosius. (Aitiologische Erklärung: dem Knaben flogen einst Bienen in den Mund; Symbol für die Beredsamkeit. Ebenso bei Bernhard von Clairvaux, 20. Aug.)

<sup>2)</sup> Vgl. Jesaja 7, 14: Siehe, eine Jungfrau ist schwanger, und wird einen Sohn gebären, den wird sie heissen Immanuel. — Ferner Jesaja 8, 10; Matth. 1, 23.

<sup>3)</sup> Ausführliches Heiligen-Lexicon . . . ; Nebst beygefügttem Heiligen-Kalender / . . . Cöln und Frankfurt / 1719, 567. Den *Quadratus* u. *Fabius* findet man im gleichen Lexicon.

<sup>4)</sup> Ebda., dieselbe Spalte.

Mai! Welcher ist nun aber der rechte? (Fabius wird vom Heil.-Lex., 659, auf den 11. Mai gelegt).<sup>1)</sup>

Die freie Reichsstadt *Nürnberg* hat den Soter (22. April); zwischen Simeon (21.) und Georg (23.).<sup>2)</sup> Desgleichen *Augsburg* (z. B. Hanns Schönsperger, 1495): Simeon (19. April), Genesisius (20.), Fortunatus (21.), Sotherus 22.), Adalbertus (23.), Georius (24.), Marcus (25.).

Der Emanuel ist also kein Reformation-Substitut für S. u. C. Diese verbleiben im alten evangel. Kalender vielmehr ganz ruhig auf ihrem Platze: nur werden sie zuweilen getrennt.

Der neue evangel. Kalender setzt den Origines<sup>3)</sup> auf den 22. April. Immanuel ist am Neujahrstage verzeichnet (Octava des Weihnachtsfestes, Fest der Beschneidung): „namentlich in Kalendern von Köln, Jüterbog, Glaz, Mohrungen und einem zu Königsberg.“<sup>4)</sup>

Wie steht es nun eigentlich mit den altpreussischen Kalendern? (Hier fehlen die Vorarbeiten.)

Ihre Geschichte hebt eigentlich erst an und erreicht auch gleich ihren Höhepunkt mit Leonhard Thurneisser zum Thurn (geb. zu Basel 1530, gest. 1595 oder 96 in einem Kloster in Köln. Seine Kalender bringen.<sup>5)</sup> gleich dem Cisiojanus, nur die

<sup>1)</sup> Aber Aug. Immanuel Bekker war geboren am 21. Mai 1785 zu Berlin. Ob hier ein Zusammenhang besteht?

<sup>2)</sup> Endres Tuchers Baumeisterbuch d. St. N. (1464—1475) . . . hg. durch Dr. Mathias Lexer. Stuttg. 1862. (Lit. Ver. LXIV); (im Kalendarium): Simeon pisch. [of.]. Sotherus pisch. Jorg ein ritter.

<sup>3)</sup> Presbyter zu Alexandria, † zu Tyrus 254; Sohn des Leonides. Vergl. sein von Dr. Chr. Fr. Kling, Decan in Marbach, gezeichnetes Lebensbild im Evang. Jb. f. 1859, zehnter Jahrg., Berlin; 17—107. — Ueber die Konstruktion des evang. Kalenders handelt Ferd. Piper ebenda 1870, 65 bis 124.

<sup>4)</sup> Piper a. a. O. 65.

<sup>5)</sup> Vgl. J. Heidemann. ADB 38, Lpz. 1894, 226—229. (Mit Angabe der älteren Litt.: Moehsen.) — Neueren Datums ist ein illustrierter Aufsatz in der Zs. für Bücherfreunde N. F. Hg. v. Carl Schüddekopf u Georg Witkowski VII, 2, Lpz. 1916, 270—74: Dr. W. Ahrens in Rostock, Eine Talisman-Medaille auf Leonhard Thurneisser zum Thurn. Mit drei Bildern. (S. 273: Rollenhagen verhöhnt in seiner Schule Th.'s Prophezeiungen.)



Haupttheiligen jedes Monats zur Erwähnung. An den übrigen Tagen findet sich je eine praktische Regel verzeichnet; so z. B. am 22. April 1578: *Ein klüglicher fall viler pers.* (also an diesem Tage nicht ausgehen?). (Almanach vnd Schreib Calender . . . 1578. Hies. Univ.-Bibl. Q 154. 4<sup>o</sup>. Sammelband. Darin Beiblatt 6). Thurneisser Art bezeichnet hierin also eine Aenderung (wenn man will, einen Rückschritt) gegenüber seinem bedeutendsten Vorgänger.

Das ist Simon Titius, dessen Almanach (1555—57) auch von *Reicke* herangezogen wird. Titius druckte bei Johann Daubmann<sup>1)</sup> aus Torgau, der 1558 akademischer Buchdrucker in Königsberg wurde. Er kommt vor: 1544(46?)—76 (†). Titius hat die Reihenfolge: 20., 21., 22., 23., 24. April: Supplicius, Maximus, Gaius, Georg, Adalbert; also noch ganz den alten julianischen Kalender. Das *ba.* hinter Gaius 22. April 1557 (welches auch *Reicke* erwähnt) bedeutet wohl *babest* (Papst); vgl. das 10. Febr.: Soter bab. Das *g* vor Gaius ist der Donnerstags-, das *f* vor Soter der Mittwochs-Buchstabe.) Also die beiden Päpste sind hier getrennt. (Georg [rot] hat im Exemplar von 1557 den Zusatz: Rit. [rot] = Ritter. Aehnliche Abkürzungen mehrfach; z. B. 26. Mai 1557: *f* Beda prie (= Priester, *presbyter*.) Die beiden Exemplare stammen aus der Bibliothek Herzog Albrechts. Im Almanach von 1555 (Titelwappen koloriert) finden sich im Schreibkalender Eintragungen, vermutlich von der Hand Herzog Albrechts (17. April: *disen dag hab ich geschrepfet*; zu diesem Tage, Rudolph, findet sich im Almanach die Indikation für: Baden und Schröpfen). Johann Daubmann war 1553 vom Herzog Albrecht nach Königsberg berufen worden. Die genannten beiden Exemplare des Almanachs von Titius (Prachibände) sind wohl Dedikationen der Firma gewesen.

Ein seltener Gast, nämlich *Fortunatus*, tritt am 22. April bei Albin Moller auf den Plan:

<sup>1)</sup> Vgl. [Dr. E.] Kelchner (Grässe III, 1, 1§9): Allg. Deutsche Biogr. 4, Lpz. 1876, 769. (Signatur der beiden Kalender auf der hies. Univ.-Bibl.: Ob 622., I., II., 4<sup>o</sup>.) — Johann Daubmann aus Torgau war der erste akademische Buchdrucker.

Der grosse Schreibkalender nach der Newen / Kayserlichen Numeration / ... MDLXXXVIII [Schaltjahr]. Görlitz, Ambrosius *Fritsch*. (Am 23. aber wieder Georgius; 21.: „Tag 14. st.“ [rot; ebenso die drei vorhergehenden Ostertage.] (Sammelband d. hies. Univ.-Bibl.: Q. 154 4<sup>o</sup>; darin Beib. 8). Sonst findet man den Bischof Fortunatus zuweilen am Tage vorher, am 21. April: z. B.: Himmels Lauffs Wirckung / ... Frkft., Egen. Erben 1564 (Univ.-Bibl.: Sammelband M. 27. 4<sup>o</sup>; darin Beib. 1): woselbst es am 22. April heisst: *Sotherus marterer*. (Schwabacher Lettern: Papier und Ausstattung hervorragend.)

Der Kalender des D. Laur. Eichstadius (1646—63),<sup>1)</sup> Danzig, gedruckt bey Andrae *Hünefelden*. hat noch: *Soteris*.

Zwischen Eichstedt und Büthner (s. u.) vollzieht sich in Danzig der Uebergang vom Soter zum Emanuel. Den letzten Eichstedt mit Soteris kann ich 1662 nachweisen (1663: *Cantate*); den ersten Büthner mit Emanuel 1664. Durch Vergleichung der übrigen Heiligen lässt sich Soter aber auch für 1663 erschliessen. Also vier Jahre nach dem Frieden zu Oliva (1660) haben wir in Danzig den Emanuel. Der Grosse Kurfürst hatte das Herzogtum Preussen, das nun souverän war, von der polnischen Lehenshoheit befreit; Danzig aber verblieb polnisch. Dieser Unterschied zwischen Ost- und Westpreussen scheint auch auf das Kalenderwesen eingewirkt zu haben.

Es folgt dann also zeitlich die Danziger Büthnersche Serie: Univ.-Bibl. Ob 1492<sup>a</sup> 8<sup>o</sup>. 1664—66. 1669—72. 75—78. 82—84. 86—92. 94. 96—1700. (Zwei Exemplare hiervon i. d. Stadtbibl., Mappe Ob 172 8<sup>o</sup>). Univ.-Bibl. Ob 1492<sup>a</sup> 8<sup>o</sup>:

1676: Neuer und Alter Schreib-Calendar, / ... Danzig. In Verlegung Christian *Manssklar*. Gedruckt durch David Frid. *Rheten*. (Emanuel.)

1683: Derselbe ... M. Friderico Büthnero (Rector zu S. Johan). Mit kgl. polnischem Privileg, Widmung an Bürgermeister, Rat und Schöppen. (*Emanuelis*.)

Inzwischen finde ich den „Emanuel“ in Nordwestdeutschland:

<sup>1)</sup> Univ.-Bibl. Ob. 1492 8<sup>o</sup>: 1646—48. 50—54. 56—63. — Ueber *Eichstadium*, d. Königl. Stadt Dantzig *Physicum* und *Mathematicum*, habe ich leider bisher nichts Näheres ermitteln können: ebensowenig über seine Nachfolger *Büthner* und *Vater*. Wer gibt Auskunft?

1671: Johann Heinrich Voigt, Christen-Calender. Hamburg, Georg *Rebenlein*. (Stadtbibl., Mappe: Ob 176 8<sup>o</sup>.)

Nach Büthner kommt Paul Vater an die Reihe:

1703: Kunst- und Tugend-Calender, Danzig, *Stolle* (Werk der Buchbinder). (Stadtbibl., Mappe: Ob 177 8<sup>o</sup>.)

Vater setzt vorübergehend den *Sulpitius* ein, der sonst auf den 20. April fällt. Aber schon im folgenden Jahre finden wir, und zwar in einer ganz anderen Stadt, wieder am 22. April den Emanuel:

1704: Leipzig, *Fritsch* (Dieselbe Mappe).

Der Name behauptet sich nun auch wieder in der königlich polnischen Stadt Danzig:

1723: *Ernesti Uranophili Continuirter* Neuer und Alter Stern- Kunst- und Geschichts-Kalender; . . . (Werk der Buchbinder; Johann Daniel *Stolle*, Raths und *Gymnasii* Buchdrucker.) (Privat.)

Wir befinden uns im Jahre vor Kants Geburt. Neuer (gregorianischer) und Alter (julianischer) Kalender sind übersichtlich verglichen: beide haben am 22. April den Emanuel. Diese Einrichtung dauert nun fort. Es folgt alsdann die höchst wertvolle Kulmus-<sup>1)</sup>Serie:

1728—30: *Curieuse* Astronomischer und Historischer Calendar/ . . . Danzig, W. d. B., aber nicht mehr *Stolle*, sondern: Gedruckt bey Ulrich *Krossen*. (Hies. Univ.-Bibl. Ob 1514 8<sup>o</sup>.)

Nach 40 Jahren finden wir als Herausgeber Heinrich Kühn,<sup>2)</sup> D., *Mathes. Prof. Publ.*:

1768: Neuer und Alter Hauss- und Geschichts-Calender. . . DANZIG, werden verkauft bey E.[inem] E.[hrbaren] Gewerk der Buchbinder. Gedruckt bey Thomas Joh. *Schreiber*, E. Hoch-Edl. Hochw. Raths und des löblichen Gymnasii Buchdrucker. (Privat.) Neu u. Alt: *Emanuel*.

<sup>1)</sup> Ueber Johann Adam Kulmus vgl. W. Hess (Hannover), Allg. Deutsche Biogr. 17., Lpz. 1883, 364. Er lebte von 1689 bis 1745, war Arzt in Danzig und naturwissenschaftlicher Schriftsteller; seit 1725 auch Prof. der Medizin und Naturwissenschaften am Gymnasium. Er stammte aus Breslau; hatte studiert in Halle, Leipzig, Strassburg und Basel (1711—15) und ist der Onkel und Erzieher der Frau Gottsched; vgl. Paul Schlenker, Frau Gottsched u. d. bürgerl. Komödie. Berlin 1886, 7.

<sup>2)</sup> Ueber Heinr. Kühn (ein Königsberger Kind) siehe Prof. S[iegmond] Günther (Ansbach), Allg. Dtsche. Biogr. 17., Lpz. 1883, 341. — Kühn lebte von 1690 bis 1769; er war seit 1733 Professor der Mathematik am Danziger Gymnasium.

Das Königreich Preussen übernahm für seine östlichste Provinz (die im Kalender für 1701 noch „Herzogtum“ genannt wird) die Neuierung erst im zweiten Jahre seines Bestehens. Vgl.:

Churfürstlicher Brandenburgischer // Calender // Auff das Jahr Christi 1701. // Gerichtet auff das Hertzogthumb Preussen und // herausgegeben unter *Approbation* // Der Churfürstl Brandenburgischen Societät // der Wissenschaften // (Stadtbibl. 174 8<sup>o</sup>. Mappe.)

14.—23. April: Tiburtii / Olympia / Paterni / Jubilate / Eleutherii / Hermog. / Victoris / Fortunati / Caji / Alb. u. Geor //

Erst 1702 erscheint *Emanuelis* für *Caji*, und so bleibt es fortan in dieser Serie (Königsberg, gedruckt bey Johann David Zäucker).

Neuer und Alter Hauss- und Geschichts-Calender / Auf das Jahr nach Christi Geburt MDCCLXXIV. Für das Königreich Preussen und benachbarte Lande gerechnet / Und herausgegeben unter *Approbation* Der von Seiner Königlichen Majestät in Preussen / in Dero Residenz Berlin gestifteten *Societät* der Wissenschaften. (Verlag: George Jacob Heerdtan, Königl. *privilegirter* *Universitäts*-Buchhändler.)

Nur dieser Kalender ganz allein kommt in Betracht. (Archiv hier 270, 4<sup>o</sup>: Univ.-Bibl. Ob 1341 8<sup>o</sup>, aus A. Wittichs Nachlass.) Er hing wohl in der Riemerwerkstatt am Nagel oder stak in der guten Stube hinter dem Spiegel.

Ueber Kants Jugend sind wir leider sehr dürftig unterrichtet, was bereits mehrfach beklagt wurde.<sup>1)</sup> Es gibt auf diesem Gebiete noch einiges zu tun. Die Philosophen gleiten meist schnell darüber hinweg.<sup>2)</sup> Und doch ist gerade diese Periode für Kants spätere Entwicklung wichtig. (Wie bei allen Menschen. „Das Kind ist des Mannes Vater“: G. H. Lewes in seiner englischen Goethe-Biographie (1855). Es klingt sehr trivial, hat aber einen tiefen Sinn.)

<sup>1)</sup> Reicke a. a. O. hat zuerst diesen Mangel gründlich zu beseitigen versucht, nachdem schon vorher Schubert (bei Rosenkranz) einen Anlauf genommen hatte; doch vgl. Arnoldt, DLZ 1882, 243. Seitdem (1860) ist nichts zu nennen ausser Arnoldt (s. folg. Anm.).

<sup>2)</sup> Vgl. aber Emil Arnoldt, Kants Jugend und die fünf ersten Jahre seiner Privatdocentur im Umriss dargestellt. Altpr. Monatsschr. 18. Bd., Kgsbg. i. Pr. 1861, 606—86. Auch separat. Jetzt am bequemsten in Arnoldts Ges. Schriften. Hg. von Otto Schöndörffer, Bd. III. Berlin 1908, 103—210. Das. 109 Anm. die Taufpaten.

Der Vorname, den die Eltern ihrem Kinde auf den Lebensweg mitgeben, bedeutet manchmal ein Programm für die Zukunft. Wie steht es hier damit?

Kants Mutter erzog ihr „Manuelchen“ zur Frömmigkeit. Die Wahl des Vornamens hatte aber wohl hiermit nichts zu tun. Sie ist vielmehr gewissermassen eine rein zufällige gewesen. Kant war von Geburt ein schwächliches Kind und empfing am zweiten Tage seines Lebens (einem Sonntage)<sup>1)</sup> die Nottaufe. Man wählte daher in der Eile den Kalendernamen des Geburtstages. Kants Geschwister trugen je zwei Vornamen,<sup>2)</sup> was bei Immanuel (er kam als viertes Kind) nicht der Fall war. Kants Schwestern hiessen: Regina Dorothea, Maria Elisabeth, Anna Lovise, Catharina Barbara. Immanuel hatte sechs Taufpaten, vier männliche, zwei weibliche: von den vier männlichen hiess keiner Immanuel. Auch die weiblichen Vornamen kommen hier nicht in Betracht. Uebrigens ist dieser Vorname in West- und Ostpreussen heute noch gebräuchlich (in Lehrerkreisen?), und nun ist wohl in solchen Fällen Kant selber der Pate. Immanuel tritt in Königsberg auch als Familienname auf.

Die pietistische Erziehung auf dem Friedrichskolleg (1732 bis 1740), unter Schultz seit 1733, mag anfangs häufig genug an den Vornamen Kants angeknüpft haben: wie denn die Vorstellung vom Lamme Gottes dem Spenerschen Kreise nicht fremd war.<sup>3)</sup> In der Herrenlutischen Poesie (Zinzendorf) tritt sie stark zutage.

<sup>1)</sup> Es war der erste Sonntag nach Ostern (Quasimodogeniti). Arnoldt 609 f. Im Kirchenbuche steht als Taufname: Emanuel.

<sup>2)</sup> Kants jüngerer Bruder (der Kurländer Pfarrer), der 1800 starb, hiess Johann Heinrich.

<sup>3)</sup> E.[erd.] Piper, Christus der gute Hirte. [Mit 2 Abb.] Evangel. Kal. Jahrb. f. 1852. Dritter Jahrg. Berlin 19—25. Das Lamm trägt die Kreuzesfahne. (Das Fähnlein am Hirtenstock, das Schürf-Eisen am Schäferstabe sind landwirtschaftliche Wahrzeichen: Sammelplatz der Herde.) Ueber die Immanueliten (separierte Lutheraner, Immanuelsynode) vgl. Froböss bei Herzog-Hauck, Realencyklopädie f. protest. Theol. u. Kirche 12, Lpz. 1903. Weiteres über diesen Gegenstand (und Verwandtes): Louis Du Broc de Segange, Les Saints patrons des corporations . . . 2 Bde.,

Kants Mutter hoffte, ihren Sohn einst als Pfarrer zu sehen. Ihr Wunsch ging nicht in Erfüllung, wenn auch Immanuel stets dankbar an Schultze sich erinnerte. Nicht minder verehrte er *Lilienthal*, der die Eltern getraut hatte: sein Tod entlockte dem Philosophen sogar Verse.

Unser Weltweiser ging eben später andere Wege. Wir aber haben von seinen beiden Schulbegriffen, dem kategorischen und hypothetischen Imperativ, nur den ersten übernommen. In diesem Begriffe verkörpert sich für uns das preussische Pflichtgefühl. „Gott mit uns!“<sup>1)</sup> (So wirkt der Vorname symbolisch.) Ein ähnliches Wort sprach ein anderer Deutscher, der ebenfalls im Ostermonat geboren ist. Auch dieser Kämpfer ward substituiert für den altgermanischen Lenz- und Lichtgott. (Baldur-Siegfried.)<sup>2)</sup> Zu seinem Gedächtnis leuchten am 1. April, den Spuk der Winternacht verscheuchend, von der Säule des Galtgarbens die Frühlingsfeuer. — Vgl. noch Paulsen, Kant<sup>5</sup>, 27 f. 31. Anm.) — Eintrag von Kant selbst (24. März 1746, Tod des Vaters): Immanuel; Arnoldt 609<sup>4</sup>. — Matrikel 1740: Emanuel Kant (Ebda. 615). — Erstlingschrift: Immanuel Kant (Sommersemester 1746; Dekan: Gregorovius.) Ebda. 646<sup>22</sup>. — Auf dem Friedrichskolleg schwankt die Schreibung des Familiennamens beträchtlich: Cant, Cante, Candt, Kandt, Kant (Reicke 14<sup>f</sup>). — Der Vorname trug also in der ersten Silbe ursprünglich nur einen Laut. Manuelchen ist demnach eine Koseform zu Emanuel, nicht zu Immanuel. — (Die Schweizer reformatorischen Dichter Niklaus Manuel und sein Sohn Hans Rudolph Manuel; 16. Jh. — Der Königsname Manuel in Portugal, Emanuel im Hause Savoyen.) — (Kant und Bismarck: — wieder ein Brüderpaar. — Zu vergleichen ist noch: Karl Vorländer, Kants Leben. 1911.)

Paris 1887. — Dr. Heinr. Bergner, Handbuch der kirchlichen Kunstatlertümer in Deutschland. Lpz. 1905. (Reich illustriert, mit wertvollen Literaturangaben und Register.)

<sup>1)</sup> Eintrag der Mutter im Hausbuche: Emanuel (Geburt, Taufe, Paten) Arnoldt 608<sup>4</sup>. („Friedefürst“ im Kirchenliede.)

<sup>2)</sup> Spätere Etymologen und Mythologen werden die Brücken schlagen. (Nork, Festkalender 299 stellt Cajus zu *caio* brennen; also der Feuergott.)

## Kleine Mitteilungen.

### Das letzte Zeugnis Kants.

Dass Herr Christoph Johann Heinr. Elsner, aus Bartenstein in Preussen gebürtig; Sohn des Herrn Dr. Elsner, practischen Medicus in Königsberg: der von Berlin, über Hamburg nach Bourdeaux zu Schiffe abgegangen, bey mir alle seine philosophische Collegia frequentiert und von seinem Fleiss zu Erwerbung gründlicher Kenntnisse die besten Proben gegeben, bezeuge hiemit. Königsberg, d. 10. Juny 1800.

Immanuel Kant

Der Logik und Metaph. Professor ordin., der Philosoph. Facult. u. der ganzen Universität Senior, der Königl. Preuss. Acad. der Wissensch. in Berlin und der Russisch Kayserlichen zu St. Petersburg Mitglied. (Privatsiegel.)

Dies in meinem Besitz befindliche Attest ist wohl das letzte Zeugnis, welches Kant einem seiner Schüler ausgestellt hat. Es ist sorgfältig und mit verhältnismässig festen Zügen geschrieben. Das Papier, eine nicht ganz vorsichtig abgeschnittene Hälfte eines vorher zusammengelegten halben Bogens ist sehr fein und trägt ein Wasserzeichen, von dem aber nur die Unterschrift

ADRIAN ROGGE

und einige Linien darüber sich noch auf der benutzten Hälfte befinden. Die Ausmasse sind 23,5 zu 19 cm. In dem „Amtlichen Schriftverkehr“ der Akademieausgabe Band 12 Seite 461 befindet sich ein Schreiben von Christoph Friedrich Elsner, in welchem dieser am 23. Februar 1796 Kant mitteilt, dass er für das „künftige Semester“ zum Rektor der Universität erwählt sei. Der im Zeugnis genannte Christoph Johann Heinrich Elsner ist wohl ein Verwandter des Briefschreibers gleichen Namens. Der Siegel-druck zeigt das Wappen Kants mit den Buchstaben I. K., wie es aus der vergrösserten, aber in Einzelheiten ungenauen Abbildung im 9. Band der Kantstudien (1904) bekannt geworden ist. G. K.

## **Hartnäckige Druckfehler.**

Zurechtstellung.

Im Aufsätze: Hartnäckige Druckfehler von G. Kullmann in Bd. 56 der Altpreussischen Monatsschrift (1919) ist folgendes Versehen des Druckers zurechtzustellen: Die Anmerkung auf Seite 175 gehört nicht dorthin, sondern auf Seite 137 zu dem Sternchen Zeile 13.

G. K.



## Besprechungen.

**Manfred Laubert.** Eduard Flottwell. Ein Abriss seines Lebens. Preussische Verlagsanstalt. 1919. 142 S. (Mit einem Bildnisse Flottwells.)

Die vorliegende Lebensbeschreibung Eduard Flottwells ist des Dankes vieler sicher, insbesondere auch bei uns in Ostpreussen, wo seine Familie von alters her heimisch war und auch seine Wiege gestanden hatte. Der Verfasser verfolgt die Schicksale des edlen Mannes von seiner Jugend, in die noch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung fällt, bis zum Ende seines Daseins (1865), das bereits die Anfänge des neuen Deutschland schaute. Seine grossen Vertreter, vor allem Bismarck, zu würdigen, blieb ihm aber versagt, und das ist auch erklärlich bei einem Manne, dessen Denken und Empfinden in vielem durch die Gedankenwelt der Aufklärung bestimmt wurde und der Theodor von Schön als Lehrer und Freund zeit lebens verehrte. Die grosse Zeit der amtlichen Tätigkeit Flottwells ist bekanntlich die, in der er Oberpräsident in Posen (1830—1841) und mit seinem Freunde, dem kommandierenden General von Grolmann, der charaktervolle Vertreter einer deutschen Politik in dem 1815 wieder preussisch gewordenen Grossherzogtum Posen war. Der Darstellung dieser Periode ist der grösste Teil des Buches gewidmet, mit Recht, denn gegen sie tritt seine spätere Wirksamkeit als Oberpräsident in vier anderen Provinzen und als Finanzminister und als Minister des Innern an Bedeutung weit zurück. Seine geschichtliche Rolle ist mit der deutschen Ostmark in erster Reihe verbunden, und wenn seit den schmählichen Ereignissen des Jahres 1919 Posen zu ihr vorläufig auch nicht mehr gehört, so wird dadurch das Interesse an dem Buche, das eigentlich schon vor dem Kriege erscheinen sollte, nicht gemindert, denn, so bemerkt der Verfasser mit Recht, „die polnische Frage wird eine der wichtigsten unserer inneren Politik bleiben und unsere auswärtige noch weit mehr als vor 1914 beherrschen, wenn Deutschland überhaupt wieder eine Grossmachtstellung erstreben und unser Volk sich ein selbständiges Dasein zurückerobern will.“ In der Darlegung der Posener Tätigkeit Flottwells werden die Schwierigkeiten überzeugend klar gestellt, mit denen seine deutsche Politik zu kämpfen hatte, die äusseren,

die sich besonders aus der Art der leitenden Persönlichkeiten in Berlin und dem zähen Widerstande namentlich des polnischen Klerus ergaben, sowie die inneren, die im Wesen der Sache lagen. Lag es doch so, dass die wirtschaftliche Förderung der Provinz auch erfolgreich zur Entstehung eines kräftigen polnischen Mittelstandes und damit desjenigen Faktors geführt hat, ohne den die nationalpolnische Bewegung der neueren Zeit undenkbar wäre. Gerade diese Schwierigkeit hat Flottwell selbst nicht ganz erkannt, der den falschen Optimismus theilte, dass Wohltaten widerstrebende Kräfte überwinden können. Obwohl Flottwells Wirksamkeit mit einem äusseren Misserfolge endete, so blieb sein Name doch mit Recht ein Weckruf für alle, die in der Ostmark deutsche Interessen vertreten wollten. Dass und inwieweit Flottwells Politik sich von Fragestellungen einer späteren Zeit des Kampfes um die Ostmark unterschied (z. B. das Fehlen der bäuerlichen deutschen Kolonisation), setzt Laubert sehr klar auseinander. —

Ein Vorzug des Buches ist auch, dass der Verfasser seinen Helden nicht einseitig verherrlicht, sondern auch die Grenzen seiner Persönlichkeit unbefangen darlegt. Auch das Verdienst der Gegner, wie z. B. des Ministers von Brenn wird gegebenenfalls hervorgehoben (S. 44). Wenn ich selbst in einzelnen Punkten abweichend denke, so z. B. im Zweifel bin, ob gerade die „Orthodoxie“ der evangelischen Geistlichkeit in erster Reihe am Sektenwesen in Posen schuld gewesen ist (S. 75), was der „dogmenfreie“ Flottwell annahm — in Pommern wandte sich das Sektenwesen besonders gegen den Rationalismus der Geistlichen — ferner der Meinung bin, dass die sogenannte „Reaktionszeit“, die man meist nur im Lichte einer in der Hauptsache dem liberalen Lager angehörigen Tradition anzusehen gewöhnt ist, noch einer unbefangenen Prüfung harret (wozu heute freilich anscheinend weniger Geneigtheit als je vorhanden sein dürfte), so will ich dadurch die Anerkennung für die wertvolle Biographie des treuen preussischen Staatsmannes durchaus nicht einschränken, der seinem Fürsten freimütig, aber in nie wankender Königstreue diente und seine besten Kräfte dem geliebten preussischen Vaterlande widmete. — An die biographische Würdigung schliesst sich ein kritischer Abdruck der bekannten Denkschrift Flottwells über die Verwaltung der Provinz Posen in den Jahren 1830 bis 1841. Das dem Buche beigelegte Bild zeigt die gewinnenden und charaktervollen Züge Flottwells.

A. Scraphim.



*Photograph by Dr. K. v. Meserich - R. H. H. & Co., Berlin*

*Geyfried Hörte*

## Siegfried Körte.

Ein Lebens- und Charakterbild.

Vom früheren Stadtverordneten-Vorsteher

**Dr. Georg Dirichlet**

in Königsberg Pr.

Als der Herausgeber der Altpreussischen Monatsschrift mich aufforderte, eine biographische Würdigung des Oberbürgermeisters Dr. Siegfried Körte zu liefern, bin ich dieser Anregung mit Stolz und Freude gefolgt, weil es auch mir als eine Ehrenpflicht unserer provinziellen Monatsschrift erscheint, das Andenken des vortrefflichen Mannes festzuhalten. Trotzdem bin ich nicht ohne Bedenken an die Aufgabe herangegangen angesichts der kurzen Spanne Zeit, die uns von Körtes Wirken trennt und die seine Gegner kaum zu einer ruhigeren und gerechteren Beurteilung seiner Person hat kommen lassen. Zudem hat mir bei meiner Darstellung die Liebe und Verehrung für den unvergesslichen Freund vielfach die Feder geführt, was leicht Widerspruch herausfordert. „Denn bis zu dem Grade sind Lobeserhebungen, andern erteilt, erträglich, soweit jeder sich für fähig hält, dergleichen selbst zu tun. Geht etwas von dem Gehörten darüber hinaus, so regt sich der Neid und man beginnt zu zweifeln.“<sup>1)</sup> Andererseits haben sechzehnjährige gemeinsame Arbeit für unsere Stadt und nahe persönliche Beziehungen mich tiefer in sein Wesen blicken lassen als die meisten anderen seiner Mitbürger. So mögen denn auch solche, die mit seinem Tun und Denken nicht immer einverstanden gewesen sind, in den nachfolgenden Zeilen einen Akt dankbarer Pietät sehen, die wir Ostpreussen und zumal wir Königsberger dem Verstorbenen schulden. Denn es ist nicht zuviel gesagt, wenn man Körte den bedeutendsten seiner

<sup>1)</sup> Perikles bei Thucydides II, 35.

Amtsvorgänger seit Einführung der Städteordnung als ebenbürtig zur Seite stellt, auch dem „grossen“ Oberbürgermeister Heidemann, wie Körte selbst diesen gelegentlich nannte. Es wäre ein reizvolles Unternehmen, das Wirken und die Persönlichkeit dieser beiden Männer im einzelnen zu vergleichen, die so viel Gemeinsames hatten, so das unerschrockene Eintreten für kommunale Selbständigkeit gegenüber staatlicher Bevormundung, die zielbewusste Festigkeit gegenüber der sogenannten öffentlichen Meinung, die liebevolle Teilnahme an allen Aufgaben der Verwaltung, das besondere Interesse für das Schulwesen und die kommunale Kredit- und Geldwirtschaft, das zarte und innige Familienleben, das weit über den Kreis der Gemeinde hinausreichende patriotische Wirken in schwerer Not des Vaterlandes und schliesslich ein frühes Ende. Als wären sie auf Körte gemünzt, so muten uns die Worte an, die der Biograph Heidemanns über diesen schreibt:<sup>1)</sup> „Ehe sein Leben vorzeitig erlosch, durfte er es noch krönen durch die hingebendste, aufopferndeste Arbeit für das mit aller Kraft geliebte preussische Vaterland.“ Heidemann freilich sah noch den Morgen der Befreiung des Vaterlandes tagen, Körtes letzte Blicke fielen in die Nacht seiner Knechtung und seines Unterganges.

Eine gens robustissima nennt ein alter Kosmograph die Niedersachsen, denen Bismarcks Geschlecht entstammt.<sup>2)</sup> In dem Hause eine familia robustissima hat auch Körtes Wiege gestanden, der am 23. November 1861 zu Berlin geboren wurde. Sein Grossvater war Bürgermeister in Aschersleben, später Kriegsrat. Sein Vater, der Geheime Sanitätsrat Dr. Friedrich Körte, ein sehr geachteter Berliner Arzt, hat ein Alter von 96 Jahren erreicht und seinen ärztlichen Beruf bis zum achtzigsten Lebensjahre in voller Kraft und mit idealer Auffassung ausgeübt, ein Mann klar und von starker Willenskraft, „ein Christ, welcher das Wesen des Christentums vor allem in der Menschenliebe sah, in der Liebe des barmherzigen Samariters“, wie der Geistliche an seinem Sarge von ihm rühmte, ein Freund der Natur, vielseitig gebildet und interessiert, als Zögling von Schulpforta der klassischen Bildung ergeben, so hat er

1) Seraphim, August Wilhelm Heidemann, Königsberg 1913, S. 120.

2) Vergl. Schmoller, Charakterbilder S. 38.

seine Kinder aufs glücklichste beeinflusst. Die Mutter, Marie geb. Thaer, eine Enkelin Albrecht Thaers, des Begründers der rationellen Landwirtschaft, von zartem Körper aber eine kraftvolle Natur, hat mit Liebe und Strenge die Kinder zu tüchtigen und pflichtbewussten Menschen erzogen. Von den sechs Brüdern Körtes, deren ältester vor wenigen Jahren verstorben ist, ist am bekanntesten der Chirurg und Direktor des Krankenhauses Am Urban zu Berlin. Eine Schwester, die den Vater nach der Mutter Tode mit hingebender Kindesliebe gepflegt hat, ist ihm gleichfalls im Tode vorausgegangen. Körte fand im Elternhause reiche Nahrung für sein Geistes- und Gemütsleben und auf dem Friedrich Werderschen und Luisenstädtchen Gymnasium eine treffliche humanistische Bildung, obwohl er kein „Musterschüler“ gewesen ist. Am 7. September 1880 erhielt er das Zeugnis der Reife. Dann folgten die Studentenjahre voll frohen Lebensgenusses und ernster Arbeit in Tübingen und Berlin. Nach bestandener Referendar-Prüfung (21. März 1884) genügte er zunächst seiner militärischen Dienstpflicht beim 24. Infanterieregiment zu Neu-Ruppin. Auf seine juristische Ausbildung hat der Landgerichtsdirektor Dobert, Vorsitzender der 10. Zivilkammer des Landgerichts Berlin, besonderen Einfluss gehabt. Die grosse Staatsprüfung legte er am 19. Juni 1889, mit dem Urteil „gut bestanden“ ab und bald darauf trat er als juristischer Hilfsarbeiter in das Bankhaus Delbrück, Leo & Co. ein, wo er sich während eines halben Jahres ein tüchtiges banktechnisches Wissen und Können zu eigen machte. Ein ihm von der Firma ausgestelltes Zeugnis rühmt, er habe dem Bankhause „bei der Einleitung und Bearbeitung grösserer und komplizierter finanzieller Unternehmungen sowohl durch seine juristischen Kenntnisse als auch durch seine schnelle und klare Auffassungsgabe vorzügliche Dienste geleistet. . . Wir bestätigen dies . . . und sind der Ueberzeugung, dass ihm die auf kommerziellem Gebiete erworbene Erfahrung für seine künftige Karriere nur von Nutzen sein kann.“ Dieser Nutzen ist später bei seiner Arbeit in der Breslauer Kämmererverwaltung und auch hier in Königsberg bei seinem Wirken für den Giroverband und die Girozentrale deutlich zutage getreten. Am 1. April 1891 ging er als Hilfsarbeiter zur Provinzialverwaltung nach Merseburg, wo er

bald zum Landesrat der Provinz Sachsen gewählt wurde. Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit dort lag in der Verwaltung der Landes-Versicherungsanstalt Sachsen-Anhalt, doch wurden ihm auch andere Dezernate und zeitweise die Vertretung des Landeshauptmanns übertragen. Am 13. April 1891 hatte er sich mit Auguste Heim, einer Urgrossnichte des Leibarztes der Königin Luise, vermählt, die ihm bis an sein Ende in guten, wie in bösen Tagen eine treue, verständnisvolle, ihn aufs glücklichste ergänzende Lebensgefährtin gewesen ist. So wurde der Grund gelegt zu einem innigen und, bis der Tod unter den Seinen Ernte zu halten begann, unendlich glücklichen Familienleben.

Wie hoch Körte schon in Merseburg als Verwaltungsbeamter geschätzt wurde, wird durch nichts klarer gekennzeichnet, als durch die Tatsache, dass die Breslauer Stadtverordneten-Versammlung den kaum Zweiunddreissigjährigen am 13. April 1893 mit 63 von 80 Stimmen zum Stadtrat und Kämmerer wählte und damit vor besonders schwierige Aufgaben stellte. Denn in Breslau waren, wie der Oberbürgermeister in seiner Einführungsrede hervorhob, die Anforderungen verschiedener Verwaltungen schneller gewachsen als die Mittel der Stadt. Ausser den Kämmereigeschäften waren die Anlage des städtischen Schlachthofes und der Ausbau des städtischen Oderhafens die Aufgaben, deren Lösung ihm besonders zufallen sollte.

Der Eintritt in die Breslauer Stadtverwaltung ist von der allergrössten Bedeutung für Körtes Leben und Entwicklung gewesen, einmal weil er damit das Arbeitsfeld betrat, das seinen Neigungen und Anlagen so ganz entsprach, das Gebiet grossstädtischer Kommunalverwaltung, sodann, weil der Breslauer Oberbürgermeister Georg Bender, der geniale und tatkräftige Verwaltungsbeamte und warmherzige Mensch, den Körte als seinen kommunalen Lehrmeister zu bezeichnen pflegte, einen so nachhaltigen und tiefgehenden Einfluss auf den jüngeren Amtsgenossen gewann, wie kein anderer. Die gegenseitige Hochschätzung der beiden an Alter und Temperament ganz verschiedenen Männer, die ihnen gemeinsame restlose Hingabe an ihr Amt, die Wesensgleichheit ihrer Lebensauffassung bei mancher Verschiedenheit der Ansichten im einzelnen führte zu einer innigen Männerfreundschaft, die bis zu

Körtes Tode wahrte, auch durch die räumliche Trennung nicht erkaltete und an der auch die Frauen reichen Anteil hatten. Auch zu anderen Mitarbeitern trat Körte in freundschaftliche Beziehungen, besonders zu den Stadträten Mühl und Rive, dem späteren Oberbürgermeister von Halle. So gestaltete sich das amtliche und ausseramtliche Leben in Breslau sehr angenehm, und die Anerkennung, die er bei Amtsgenossen und in der Bürgerschaft fand und die ihm seine Wahl zum Ersten Bürgermeister in Königsberg eintrug, sichert ihm, was zahlreiche Kundgebungen bei seinem Abschiede von Breslau bezeugen, ein liebevolles Andenken bei den dortigen Mitbürgern. Bender äusserte bei einer Abschiedsfeier, Körte sei ein besserer Stadtrat als Kämmerer gewesen, er habe die Steuerverwaltung nie als Selbstzweck behandelt, sondern als Mittel, vorwärts zu kommen; und die Breslauer Morgenzeitung, ein von kleinen Leuten viel gelesenes Volksblatt, schrieb am 30. Oktober 1902: „Wir können nur wünschen, dass der zukünftige Kämmerer seinem Vorgänger ebenbürtig sein möge.“

Dann ward er unser. Durch einen Stadtverordneten, den damaligen Vorsitzenden des Königsberger Grundbesitzervereins, war unser Stadtverordneten-Vorsteher Theodor Krohne auf Körte aufmerksam geworden, und nach näheren Erkundigungen und warmen Empfehlungen aus Breslau, namentlich von Bender, gelang es ihm, jenen zu einer Meldung nach Königsberg zu bewegen, worauf er von der Vorwahlkommission als einziger Kandidat der Stadtverordneten-Versammlung vorgeschlagen, von dieser am 28. Oktober 1902 mit 75 von 96 Stimmen gewählt und vom Könige am 8. Dezember bestätigt wurde. Sein Amt trat er, um als Kämmerer in Breslau noch den Etat für 1903 aufstellen zu können, erst am 1. Februar 1913 an.

Bei der Klarheit und Offenheit seines Wesens hat sich uns allen, die wir das Glück hatten, ihm bald näher zu treten, seine Natur schnell offenbart: schon, wer einmal in sein schönes, kluges und gütiges Auge geblickt hatte, konnte ahnen, was er in seinem Innern barg. So erkannten wir rasch, was uns und der Stadt mit ihm beschieden war. Nach seinem Tode schrieb mir Bender: „Unter Körtens vielen guten Eigenschaften war Herzengüte doch die her-



vorragendste. Dazu ein Bienenfleiss mit unbedingter Hingabe an die Sache und an die Nebenmenschen. Man konnte wohl mit ihm in Streit geraten, aber böse sein konnte man ihm nicht, wenn man es selbst ehrlich mit der Sache meinte. Ich bin keinem meiner Mitarbeiter so nahe getreten, wie ihm, obgleich wir uns wohl bewusst waren, nicht in allem einer Ansicht zu sein.“ Sein reiches und tiefes Gemüt, das sich in sonnigem und humorvollem Frohsinn ebenso, wie in warmherzigem Mitgefühl und zartfühlender aber tatkräftiger Hilfsbereitschaft äusserte, hat ihm auch bei uns einen grossen Kreis aufrichtiger Freunde und Verehrer erworben. Dies feine Gemütsleben hat, wie bei allen edlen und käftigen Naturen, auch die stärkste Willensbetätigung hervorgebracht. Er hat unendlich viel Gutes getan. Aber Erregbarkeit liess ihn öfters heftig und zuweilen verletzend werden. Dabei hat er stets auch sehr entschiedene Acusserung entgegenstehender Ansichten hingenommen und, wo er glaubte, aus Leidenschaft oder Ungeduld verletzt zu haben, alles darangesetzt, dies wieder gut zu machen. Für den Stadtverordneten-Vorsteher war er kein bequemer Partner, ich muss es aber freudig anerkennen, dass Meinungsverschiedenheiten zwischen uns stets sachlich und ohne Missstimmung ausgetragen wurden, obwohl ich ihm gegenüber die Rechte der von mir vertretenen Körperschaft stets gewahrt zu haben glaube, und meinem Amtsvorgänger ist es ebenso ergangen. Auch mit der Mehrheit der Stadtverordneten lebte Körte trotz mancher Gegnerschaft im einzelnen und gelegentlicher Schärfe in gutem Einvernehmen, was sich bei seiner Wiederwahl 1914 und sonst bei manchem Anlasse gezeigt hat. Nur die sozialdemokratische Gruppe hat ihm in völliger Verkennung seiner sozialen Ziele kein Vertrauen entgegenbringen können und bei der Wiederwahl ihre Stimmen versagt. Er griff oft selbst in die Debatte ein, zu oft vielleicht, weil die Wirkung seines Wortes dadurch abgeschwächt wurde; trotzdem ist das Gewicht seiner Gründe sehr oft bestimmend für die Beschlussfassung gewesen. Im Magistratskollegium hat es natürlich häufig lebhafte Kämpfe und Erörterungen gegeben und auch hier ist manches scharfe Wort gefallen, doch stand auch diese Körperschaft, wie die einzelnen Mitglieder, meist treu zu ihrem Oberhaupt. Am nächsten

stand ihm von den Magistratsmitgliedern wohl Martin Sembritzki, jetzt Stadtsyndikus in Charlottenburg. Auch nachdem dieser Königsberg verlassen hatte, bestand die Freundschaft ungeschmälert weiter. Zustatten kam Körte in seiner Stellung ein angeborener und von ihm selbst als Grundlage allen wagemutigen Handelns bewusst gepflegter Optimismus, der ihn freilich die Menschen mitunter zu günstig beurteilen und sein Wohlwollen auch einmal Unwürdigen zuwenden liess, vor allem aber sein von starkem Wirklichkeitssinn beherrschter Weitblick, der oft, wenn auch erst spät, die Gegner seiner Pläne Lügen strafte. Auf allen Gebieten der Verwaltung erkannte sein scharfer, jede Materie durchdringender Verstand, was notwendig und nützlich war; und was er einmal für richtig erkannt und begonnen hatte, führte er mit seiner eisernen Willenskraft über alle Widerstände und Hindernisse hinweg zu Ende, ohne sich eigensinnig dem guten Räte anderer zu verschliessen. Bei seiner fast unbegrenzten Arbeitskraft betätigte er sein Interesse für alle Aufgaben der Stadt bis in die Einzelheiten hinein. Innerlich frei und engherzigem Bürokratismus abgeneigt, wusste er doch jeglichen Dilettantismus von der Verwaltung fernzuhalten. Mit den ihm unterstellten Beamten, Angestellten und Arbeitern blieb er in steter persönlicher Fühlung, während des Krieges auch mit vielen in brieflichem Verkehr, und ihre dankbare Anhänglichkeit ist ihm stets, besonders bei seinem Scheiden aus dem Amte, die Quelle reiner Freude gewesen. Er hatte ein feines Gefühl für die Imponderabilien des Lebens, so hat er es sich nie nehmen lassen, kranken und von Sorgen bedrückten Beamten und Angestellten Teilnahme und Verstorbenen Pietät zu beweisen. Bei Körtes kraftvoller und gütiger Natur ist es erklärlich, dass er zu ungewöhnlichem Einfluss gelangte, den er stets zum Besten der Sache ausgenützt hat. Was Gustav Schmoller einmal von Friedrich Althoff gesagt hat,<sup>1)</sup> gilt auch von Körte: „Er strebte nach dem Wesen der Macht, weil er Gutes tun wollte, weil er im Reichtum seines Geistes und seiner Erfahrungen das Rüstzeug fand, um seinem Staate und seinem Könige zu dienen.“ Dieser Einfluss beschränkte sich nicht auf den Kreis der städtischen Verwaltung.

<sup>1)</sup> Schmoller, Charakterbilder S. 116.

sondern trat in allen Körperschaften, denen er angehört hat, in die Erscheinung. So war er im preussischen Herrenhause ein einflussreiches Mitglied der „Bürgermeisterpartei“ und nach Benders Rücktritt ihre eigentliche Seele, erfreute sich aber auch als Referent der Finanzkommission und schlagfertiger Debatter der Achtung des ganzen in seinem geistigen Niveau oft verkannten Hauses. Im Sommer 1904 zum Vorstandsmitgliede des deutschen Städtetages an Stelle des Oberbürgermeisters Haken-Stettin berufen, hat er eine bedeutsame und für das kommunale Leben segensreiche Tätigkeit entfaltet. Ein grossstädtischer Oberbürgermeister bezeichnete ihn einmal mir gegenüber als „unsere erste Nummer“; besonders nahe trat er dem damaligen Geschäftsführer des Städtetages, jetzigen Oberbürgermeister in Essen, Dr. Hans Luther, dessen Bedeutung er schnell erkannt hatte. Als ich Luther den Tod Körtes angezeigt hatte, schrieb er mir: „Es hat mir wohlgetan, dass Sie durch Ihre Zeilen an mich das Band, dass zwischen dem Verstorbenen und mir bestand, in der Stunde des Abschieds angestraft haben, und dass gerade Sie es waren, der so freundlich das tat, was mir eine der wertvollsten Erinnerungen meines Lebens vergegenwärtigt.<sup>1)</sup> Ob es wohl uns beiden nochmals vergönnt ist, im Gespräch des Mannes zu gedenken, den wir beide so sehr verehrten?“ Ein besonderes Gepräge erhielt Körtes Wirken in der Städtevertretung durch sein energisches Eintreten für die kommunale Selbständigkeit gegenüber der Staatsaufsicht. Bezeichnend für seinen Standpunkt sind folgende Worte aus seinem Aufsätze „Die Selbstverwaltung“ in dem Sammelwerk „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.“ 1914:<sup>2)</sup> „Nimmt die Staatsaufsicht sich mit zu grosser Liebe der kleinen Alltäglichkeiten des Lebens an, so schafft sie nur unnütze Arbeit, vermehrte Reibungsflächen, aber keinen wirklichen Nutzen, sie über-sieht, dass ein Hauptzweck für die Selbstverwaltung ja gerade der ist, an sich der Staatsverwaltung obliegende Aufgaben innerhalb eines örtlich begrenzten Kreises durch diejenigen wahrnehmen zu lassen, welchen die entsprechende staatliche Fürsorge unmittelbar zu Gute kommen soll, die also

<sup>1)</sup> Eine gemeinsame Reise nach Schottland im Sommer 1914.

<sup>2)</sup> II S. 66.

naturgemäss selbst das meiste Interesse an der tunlichst verständigen Erfüllung dieser Staatsaufgaben haben.“ Bei einem Festmahle der städtischen Behörden Königsbergs am 29. April 1912 rühmte der Stadtverordnete und fortschrittliche Abgeordnete Robert Gyssling von Körte, dass „vor allem die Treue, mit der der Oberbürgermeister an der liberalen Grundlage der Selbstverwaltung, der Städteordnung festgehalten habe, ihm in den Herzen der Königsberger ein Pfund gegraben habe.“ Wenn es galt, Widerstand gegen geplante Massnahmen der Stadt zu brechen, schlug Körte, soweit es möglich war, den Weg mündlicher Verhandlung mit den Lokal- und Zentralbehörden ein; er war ein stets beachteter, oft gefürchteter Mahner bei den hiesigen Regierungsstellen und in den preussischen Ministerien, und immer wusste sich seine kraftvolle und überzeugungstreue Person auch diesen Instanzen gegenüber Geltung zu verschaffen. So ist es nur seinem unablässigen Bemühen und Drängen zu danken, dass die Uebernahme der Baupolizei auf die Stadt von den beteiligten Stellen schliesslich zugestanden wurde. Aber ebenso unerschütterlich trat er gegenüber der sogenannten öffentlichen Meinung und manchen volkstümlichen Strömungen auf, wenn seine Ueberzeugung ihn andere Wege gehen hiess. Auch die Provinz Ostpreussen verdankt seiner Arbeit im Provinziallandtage und Provinzialausschusse, dessen stellvertretender Vorsitzender er von 1904 bis zu seinem Tode war, reiche Anregung und Förderung.

Um Körtes politische Haltung richtig zu beurteilen, muss man seine geistige Freiheit würdigen, das Nichtbeherrschtsein von allen Schulmeinungen, Modetheorien, Schlagworten und Vorurteilen einzelner Klassen und Parteien. Er hatte sich in Breslau der freisinnigen Vereinigung angeschlossen und war auch dem Vorstande des liberalen Wahlvereins beigetreten, obwohl er, wie er im März 1894 seinen Eltern schrieb, es besonders lebhaft empfunden hatte, dass ihm das ganze Parteitreiben eigentlich gräulich sei. Im Dezember 1906 wurde ihm von Breslau aus ein Reichstagsmandat angetragen, doch lehnte er dies mit Rücksicht auf die schwierigen Verhältnisse in Königsberg ab. Auch hier bekannte er sich zum entschiedenen Liberalismus, hielt es aber, ebenso wie Bender in Breslau, mit seiner Stellung als Stadtoberhaupt nicht für vereinbar,

politisch hervorzutreten. Nachdrücklich bekämpfte er alles Hineintragen politischer Gesichtspunkte in die Verwaltung, weil er darin nur ein Hindernis für die sachliche Erledigung der Geschäfte erblicken konnte. Zum Glück hat hier auch bis zur Revolution eine parteipolitische Orientierung der städtischen Behörden nicht Platz gegriffen. Erst die Not des Vaterlandes während des Krieges bewog ihn, aus seiner Zurückhaltung hervorzutreten, sie zwang ihn aber auch, sich von seinen Parteigenossen zu trennen, weil die von ihnen eingeschlagenen Wege für ihn nicht gangbar waren.

Auch dem kirchlichen Leben blieb Körte als freidenkender evangelischer Christ nicht fremd. In der Ostpreussischen Provinzialsynode war er der Führer der Linken im Kampfe gegen Angriffe auf die Bekenntnis- und Lehrfreiheit, die er auch im Herrenhause verfocht. Durch landesherrliches Vertrauen in die Generalsynode berufen, hat er nach Jathos Amtsentsetzung gemeinsam mit Kahl für die Einrichtung des Spruchkollegiums gearbeitet, dem dann Traub, der Verteidiger Jathos, zum Opfer fiel. Er hat später seine Stellungnahme bedauert, da dieser kirchliche Gerichtshof im Falle Traub seinen Erwartungen nicht entsprach. Im Juni 1913 ernannte die philosophische Fakultät der Albertina Körte zum Ehrendoktor; einer der Gründe für diese ihn ausserordentlich erfreuende Auszeichnung war sein tapferes und furchtloses Kämpfen für Gedanken- und Lehrfreiheit (tum vero fortis et intrepidus propugnator libertatis cogitandi et litterarum exstitit).

Neben den schwierigen und aufreibenden Arbeiten der Stadtverwaltung und der vielseitigen ehrenamtlichen Betätigung blieb ihm bei seiner erstaunlichen Arbeitskraft und geistigen Regsamkeit noch Zeit, sein Interesse für alles Gute und Wünschenswerte in die Tat umzusetzen. So verdankt die am 17. März 1912 eröffnete Stadthalle, unser geschmackvoll und zweckmässig gestaltetes Konzert- und Gesellschaftshaus, seinem und Theodor Krohnes erfolgreichen Bemühen ihr Dasein. Auch an dem geistigen Leben unserer Stadt nahm er regen Anteil, z. B. in dem schon 1815 gegründeten „Montagskränzchen“, wo über wissenschaftliche und Tagesfragen aller Art frei debattiert wird. Hier haben sich früher u. a. hervorragenden Königsbergern Franz Neumann und Karl

Rosenkranz, dann auch Colmar von der Goltz betätigt. Ueber alledem hat Körte als liebevoller Gatte und Vater sein Familienleben nicht zu kurz kommen lassen, wenn die Seinigen ihn auch gern mehr daheim gehabt hätten.

Wenden wir uns nun der eigentlichen Stadtverwaltung zu, so muss die Frage, welchen Gebieten Körtes besondere Fürsorge galt, dahin beantwortet werden, dass dies alle Gebiete sind. Ueberall im städtischen Leben und Treiben zeigte sich ein glänzender Aufschwung und manches, was früher hatte zurückstehen müssen, konnte unter seiner festen und glücklichen Hand ausgeführt werden, wenn auch nicht verkannt werden darf, dass ihm die politische und wirtschaftliche Lage darin zu Hilfe kam. Am 29. Oktober 1908 schrieb die „Deutsche Warte“: „Die Königsberger Bürgerschaft blickt jetzt wieder hoffnungsfreudiger in die Zukunft nicht zum wenigsten infolge des gesunden Optimismus des Oberbürgermeisters Körte, wenn manchmal auch die Stadtväter älterer Generation zu dem kühnen Wagemut des Stadtoberhauptes das Haupt schütteln.“ Freilich war sein Streben auf eine glückliche Zukunft der Stadt eingestellt, die ihr, wie dem ganzen Lande, versagt sein sollte.

Ich kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht auf die Einzelheiten Körteschen Wirkens eingehen und muss mich auf die Hauptsachen beschränken.<sup>1)</sup> Als er 1903 nach Hoffmanns Tode die Verwaltung übernahm, stand die Stadtgemeinde kurz vor der Durchführung einer Eingemeindung zahlreicher fast durchweg nach der Art kleiner Landgemeinden verwalteter Vororte und der Niederlegung der die Stadt eng umschliessenden Festungswerke, Aufgaben, die gegenüber der Abwanderung steuerkräftiger Bürger in die Vororte und der aufs äusserste gesteigerten Uebervölkerung des Stadtinneren unabweisbar geworden waren. Die Vorarbeiten waren geleistet, die endgültige Durchführung blieb Körte vorbehalten und erforderte manch' tatkräftiges

---

<sup>1)</sup> Eine wertvolle Uebersicht über die Leistungen der Stadt unter Körtes Leitung bietet eine von ihm selbst nach seinem Rücktritt verfasste, dem Minister des Innern überreichte Denkschrift, die ohne Berücksichtigung und Beantwortung geblieben ist.

Eingreifen von seiner Seite. Nach schwierigen und langwierigen Verhandlungen mit dem Landkreise und den beteiligten Reichsstellen ist es gelungen, dieses grosse Werk ohne zu schwere Belastung des Stadtsäckels, wenn auch immerhin mit gewaltigen Opfern, durchzuführen und damit der Stadt und ebenso den Vororten bessere Daseinsbedingungen zu schaffen. Im Kampfe mit dem Reichsfiskus glückte es Körte, den Kaiser selbst von der Notwendigkeit staatlichen Entgegenkommens zu überzeugen und den Kaufpreis der Festungswerke auf ein allenfalls erträgliches Mass herabzudrücken. Auch dieser Leistungen gedenkt das Ehren-Doktor-Diplom.<sup>1)</sup>

Von sozialdemokratischer Seite hat man dem Oberbürgermeister Mangel an Verständnis für die Bedürfnisse der arbeitenden Klasse und an sozialem Empfinden überhaupt vorgeworfen. Ein Blick auf die Entwicklung der Stadt gerade auf solchen Gebieten, die mittelbar oder unmittelbar zur Sozialpolitik gehören, kann die Nichtigkeit solchen Vorwurfes erweisen. Die offene Armenpflege wurde nach den Grundsätzen weitestgehender Spezialisierung und Individualisierung ausgestaltet; die Fortschritte in der geschlossenen Armenpflege können durch eine Reihe von Neugründungen, sowie durch die Erweiterung und den Ausbau bestehender Wohlfahrtseinrichtungen veranschaulicht werden. Eine Vorbedingung für diese Neu- und Erweiterungsbauten war die von Stadtrat Sembritzki schon vorher angebahnte, von Körte energisch geförderte Bodenpolitik. Der städtische Grundbesitz innerhalb und ausserhalb des Weichbildes der Stadt ist in den Jahren 1903 bis 1918 von 500 auf 2000 Hektar angewachsen und hat es der Stadt möglich gemacht, in grosszügiger Weise Parks, Promenaden, Spielplätze und Schrebergärten zu schaffen, auch die 80 Morgen grosse Stadtgärtnerei, das Lieblingswerk Körtes und eine der schönsten Zierden Königsbergs, und einen umfangreichen Kommunalfriedhof mit Krematorium anzulegen. Diese Bodenpolitik kam auch der Aufführung zahlreicher

<sup>1)</sup> Pervicit, ut murorum Regiomontium coartantium compage tandem rupta oppidum, quod ante fuerat, in amplam perflabilemque urbem mutaretur.

Bauten für Schulen und sonstige gemeinnützige Zwecke zugute und war vor allem die Voraussetzung für die Fortschritte auf dem Gebiete des Königsberger Siedlungs- und Wohnungswesens und für die Anlage des grossen Handels- und Industriehafens am unteren Pregel, die in glücklichen Zeiten geplant und begonnen, es Königsberg ermöglichen sollte, seinen Platz als Handelsstadt zu behaupten. Gewaltige Fortschritte hat unter Körtes ganz persönlicher Anteilnahme das städtische Bildungswesen zu verzeichnen. Die Zahl der Volksschulklassen stieg 1903 bis 1918 von 278 auf 528, die Klassenfrequenz sank in demselben Zeitraum von 52,50 auf 44,9. Dazu kam die Umwandlung siebenklassiger Bürgerschulen in neunklassige Mittelschulen, die Vermehrung und reichere Ausgestaltung der Hilfsschulen für schwach befähigte Kinder, die Uebernahme der Volksbibliotheken und Lesehallen auf die Stadt, die neuzeitliche Ausgestaltung der Stadtbibliothek und der Bau zahlreicher durchweg mustergültiger Schulhäuser. Sein Interesse für das höhere Schulwesen betätigte Körtes gleich anfangs durch die Gründung der Gymnasialdeputation, in der er fast immer den Vorsitz führte und die ein wertvolles Bindeglied zwischen der städtischen Schulverwaltung und den einzelnen höheren Schulen der Stadt wurde. Körtes eigentliche Domäne war das gewerbliche und Fachschulwesen. Die Pflichtfortbildungsschule wurde gegen erhebliche Widerstände durchgesetzt, und ein vorbildlicher Bau mit einem Aufwande von 1¼ Millionen aufgeführt. Die bestehenden Handelshochschulkurse wurden zu einer Handelshochschule ausgebaut, die im Frühjahr 1915 eröffnet wurde. Körtes besonderes Interesse führte zur Teilnahme der Stadt an der Gründung und Verwaltung der Ostpreussischen Mädchen-Gewerbeschule und kam auch der staatlichen Kunst- und Gewerkschule und der Kunstakademie zugute. Nur, wer Einblicke in die Akten getan hat, kann recht würdigen, welche gewaltige eigenste und persönlichste Arbeit er für alle diese Bildungsinstitute dauernd geleistet hat. Auch der Sozialpolitik im engeren Sinne blieb seine Sorge ständig zugewandt. So wurde nach langen Beratungen mit dem Fachschriftsteller Siegfried die Verhältniszahl bei den Wahlen zum Gewerbegericht eingeführt,



ferner die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe festgelegt, das Wohnungsamt begründet, das Arbeitsamt ausgebaut, Arbeiter-Schutz- und Wärmehallen errichtet, Arbeiterausschüsse in allen städtischen Betrieben ins Leben gerufen, feste Grundsätze für die Gewährung von Ruhelöhnen und die Erteilung von Urlaub aufgestellt, die Beamtenfürsorge durch Einsetzung der Unterstützungs- und Personal-kommission geregelt. Ein von Körte gleich nach seinem Amtsantritt begründeter, durch grössere oder kleinere Spenden wohlhabender Bürger gespeister „Fonds zur freien Verfügung des Oberbürgermeisters“ gab ihm die Möglichkeit zur Linderung mancher Not und bot ihm die erwünschte Gelegenheit zum persönlichen Verkehr mit Hunderten von Armen und Bedrückten. Er hat sich dabei nie an bestimmte Sprechstunden gebunden, nie hat ein Rat oder Hilfe Suchender seine Tür verschlossen gefunden. Dies wurde sogar von Magistratsmitgliedern, die öfters zu warten gezwungen waren, als unbequem empfunden. So muss der gegen ihn erhobene Vorwurf, er habe jeden sozialen Fortschritt verhindert, als eine ungeheuerliche Entstellung oder wenigstens Verkennung der Wahrheit angesehen werden. Natürlich konnte auch er nicht jeden Wunsch erfüllen und er hat die gegen ihn und gegen die Verwaltung gerichteten heftigen, oft gehässigen Angriffe in seiner lebhaften und temperamentvollen Art meist scharf zurückgewiesen. Wer ihm aber soziales Empfinden und Handeln absprechen will, der hat ihn sicher nicht gekannt oder nicht kennen wollen.

Persönliche Neigung und frühere Erfahrung führten Körte zur praktischen Arbeit für die kommunale Geldwirtschaft. Nachdem der Bürgermeister Kunckel aus seinem Amte geschieden war, übernahm er das Dezernat der städtischen Sparkasse und führte manche zweckentsprechenden und zeitgemässen Reformen herbei. Ueber den Kreis der Stadtgemeinde hinaus ging seine Arbeit für die Förderung des kommunalen Geldausgleichs und bargeldlosen Zahlungsverkehrs. Er wurde Mitbegründer der Organisation und Mitglied des Verwaltungsrats für den Zentral-Giroverband des Deutschen Reiches, Vorsitzender des Verbandes für Ost- und Westpreussen und als solcher auch des Aufsichtsrats der Girozentrale, der Bankanstalt des Verbandes. Die volle Ent-

wicklung und segensreiche Wirksamkeit dieses Zweckverbandes hat er leider nicht mehr erleben sollen.

Natürlich hat es Körte nicht an einsichtigen und verständnisvollen Mitarbeitern innerhalb und ausserhalb des Magistratskollegiums gefehlt; es muss aber ausgesprochen werden, dass er allen Fortschritten und Neuschöpfungen, auch soweit sie nicht seine eigensten Werke waren oder seiner Anregung entsprangen, kräftige Förderung hat angedeihen lassen und namentlich die Dezenten des Magistrats in ihren Bestrebungen, oft gegen starke Widerstände, wirksam unterstützt hat, sobald er sich von der Zweckmässigkeit des Beginnens überzeugt hatte.

Es wäre wunderbar, wenn nicht, wie es schon in Breslau geschehen war, auch hier mitunter die Anregung an Körte ergangen wäre, die Leitung einer anderen grossen Stadtgemeinde zu übernehmen. So sind denn auch Verhandlungen darüber gepflogen worden, ob er nach Adickes', Benders und Kirschners Abgang an die Spitze der Stadtverwaltungen von Frankfurt a. M., Breslau und Berlin treten wolle. Wir Königsberger können uns dessen freuen, dass sich diese Verhandlungen aus verschiedenen Gründen zerschlagen haben.

Seinen Höhepunkt erreichte Körtes Wirken und Schaffen im Kriege. Es war, als flögen ihm die Kräfte zu, deren er bedurfte, um nicht nur den gesteigerten Anforderungen seiner Aemter gerecht zu werden, sondern auch die Pflichten zu erfüllen, die ihm sein glühender deutscher Patriotismus auferlegte. Er erkannte sogleich bei Kriegsbeginn, dass es unendlicher Opfervilligkeit, Zähigkeit und Hingabe an das grosse Ziel bedürfen werde, damit dem deutschen Volke der Sieg und durch diesen die Erhaltung seiner Ehre und Grösse beschieden werde. Immer mehr wurde er durch das Verhalten der Feinde in seiner Auffassung bestärkt, dass es diesen mit dem Willen, Deutschland politisch und wirtschaftlich zu vernichten, bitterer Ernst sei, und mit Schärfe trat er den Schwärmern entgegen, die an die Möglichkeit einer Verständigung mit England unter für uns erträglichen Bedingungen glaubten. Am 9. August 1914 schrieb er seinem Schwager, der im Begriff stand, ins Feld zu ziehen: „Es wird einem jetzt ordentlich schwer, daheim zu blei-

ben, wenn man sich noch felddienstfähig fühlt. Na, wer weiss, ob es nicht auch bei uns einmal heissen wird: *res ad triarios redit!* Dann wollen auch wir, die wir jetzt zu Hause nur unsere Pflicht tun und damit dem Vaterlande dienen können, uns bis zum letzten Hauch der Feinde erwehren! — Bei uns ist die Stimmung in allen Volkskreisen ebenso vortrefflich, wie ja Gottlob überall in Deutschland. Ernst und ruhig und würdig, aber von heiligster Begeisterung erfüllt. Unsere Stadtverordneten-Sitzung am 3. August wird mir immer in herrlicher Erinnerung bleiben, ebenso wie uns Deutschen allen gewiss der 4te. Friedrich<sup>1)</sup> machte am 4ten und 5ten sein Notexamen, nachdem er am 3ten beim Feldartillerie-Regiment 52 zunächst als Kriegsfreiwilliger angenommen war. Von Ernst<sup>2)</sup> hörten wir seit dem 30. Juni nichts mehr. Hoffentlich kann sich das Asiatische Geschwader auch in nicht zu ferner Zeit nützlich betätigen.“ In jener denkwürdigen Sitzung der Stadtverordneten, die die vom Magistrat geforderten Kriegskredite ohne Debatte nur auf mündlichen Vortrag hin bewilligten, liess Körte seiner Vaterlandsliebe und Siegeszuversicht begeisterte und alle Hörer fortreissende Worte. Wenn in den folgenden schweren Augustwochen, als unsere Heimat den Russenhorden preisgegeben war, Tausende von Flüchtlingen unsere Stadt durchzogen und Königsberg nur wie durch ein Wunder von der sicher erwarteten Einschliessung verschont wurde, wenn da die gesamte Bevölkerung Ruhe und Würde bewahrte, so ist diese mannhafte Haltung zu einem guten Teile durch Körtes Beispiel und Einfluss bestimmt worden. Nach der Tannenberger Schlacht trat er in persönliche Beziehungen zu unseren späteren Ehrenbürgern Hindenburg und Ludendorff, die bis zu seinem Tode währten. Beide haben ihm rückhaltlose Hochschätzung und volles Vertrauen entgegengebracht und auch bei seinem Tode ihre lebhafteste Teilnahme kundgetan. Ein Brief Hindenburgs aus Kolberg vom Februar 1919, in dem dieser als Königsberger Ehrenbürger seinem Oberbürgermeister seine Wiederkehr in

<sup>1)</sup> Sein zweiter Sohn, der im Dezember 1914 in Polen den Heldentod starb.

<sup>2)</sup> Sein ältester Sohn, der im Geschwader des Grafen Spee auf der „Scharnhorst“ bei den Falklandinseln als Offizier sein Leben lassen musste.

den Osten Deutschlands anzeigte, war eine der letzten Freuden, die dem schwergeprüften Manne auf dem Sterbebette zuteil wurden.

Mit unermüdlichem Eifer nahm sich Körte der städtischen Kriegswirtschaft an, wobei er verständnisvolle Mitarbeit bei den städtischen Behörden, vor allem bei dem Direktor des städtischen Statistischen Amtes, Dr. Karl Ergang, fand. Mit Geschick und Erfolg suchte er die harten Forderungen der durch den Krieg verursachten Notlage mit den Geboten der Gerechtigkeit in Einklang zu bringen. Die Anerkennung dafür wurde ihm zwar von einer Minderheit der Stadtverordneten versagt, weil er und mit ihm der Magistrat in der Kriegswohlfahrtspflege an dem Grundsatz lebendiger Individualisierung festhielt, statt einer zwar bequemeren, aber aus finanziellen und ethischen Gründen anfechtbaren Schematisierung stattzugeben, aber die grosse Mehrheit der Stadtverordneten und wohl auch der Bürgerschaft hatte er auch bei diesem Verfahren hinter sich. Daneben galt seine Sorge der schwer heimgesuchten Provinz. Als nach dem Abzuge der Russen der Wiederaufbau in den verwüsteten Ortschaften begann, wusste Körte durch seine Beziehungen zu Korporationen und Einzelpersonen die Summe von elf Millionen Mark flüssig zu machen, die der Verwaltung des unter dem Oberpräsidenten stehenden Notstandsausschusses übergeben, das Werk des Wiederaufbaus kräftig gefördert hat. Auch einzelner besonders geschädigter Orte nahm sich Körte mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln in verständnisvoller Weise an. Im Mai 1915 begleitete ich als Stadtverordneten-Vorsteher in Gemeinschaft mit dem Oberbürgermeister einige Vorstandsmitglieder des deutschen Städtetages auf einer Rundfahrt durch die verwüsteten Gebiete; da wird es mir immer unvergesslich bleiben, wie der Bürgermeister einer kleinen Stadt unter Tränen der Dankbarkeit die Versorgung mit Lebensmitteln rühmte, die von Körte ins Werk gesetzt, die heimkehrende Bevölkerung der Stadt vor der grössten Not bewahrt habe.

Allmählich trat ungeachtet der glänzenden deutschen Waffenerfolge ein Nachlassen des anfangs so verheissungsvollen Siegeswillens ein, sicher zum Teil unter dem Drucke der dem ganzen Volke auferlegten Last, wesentlich aber beeinflusst von der Wühl-

arbeit jener international gerichteten Geister, die in einer Versöhnung der sich befehdenden Völker die Möglichkeit eines baldigen Friedens sahen oder doch zu sehen vorgaben, denen aber, soweit sie es ehrlich meinten, jedes Verständnis für das Denken unserer Feinde fehlte. So wurde dem ahnungslosen Volke ein Verständigungsfriede ohne Annexionen und Entschädigungen nicht als ultima ratio beim Versagen des Kriegsglücks, sondern geradezu als Ideal hingestellt. Körte, der das verhängnisvolle Treiben der Verbrüderungsbananen um Scheidemann durchschaute und die Gefahr deutlich erkannte, schloss sich zunächst dem „Unabhängigen Ausschuss für einen deutschen Frieden“ an und bekämpfte hier im Verein mit dem Berliner Historiker Dietrich Schäfer und anderen Patrioten die gefährliche Bewegung. So wurde denn auch er die Zielscheibe für die oft mit vergifteten Waffen ausgeführten Angriffe auf alle Gegner jener sogenannten Verständigungspolitik. Ernste und weitblickende, vaterlandsliebende und uneigennützig Männer wurden eines „uferlosen Annexionismus und Nationalismus“ beschuldigt, vielfach wurde ihnen auch der gute Glaube abgesprochen und selbstsüchtige Beweggründe untergeschoben. Daher hat sich manche weniger kräftige Natur, als Körte eine war, in schmerzvoller Entsagung von öffentlicher Meinungsäußerung abschrecken lassen.

Schon im November 1915 wurde in Königsberg die „Ostpreussische Gesellschaft 1914“ begründet. Zu den Gründern gehörte auch Körte, und er war vom Juli 1916 bis zu ihrer Auflösung im November 1918 ihr Leiter und Mittelpunkt. Eine grosse Zahl ernster, patriotischer Ostpreussen, den verschiedensten Berufen und Parteien angehörend, versammelte sich in der Regel allmonatlich, um durch Anhören von Vorträgen über Tagesfragen und gegenseitige Aussprache die dem deutschen Volke so notwendige Teilnahme an den Kriegseignissen zu erhalten und zu beleben, und um durch das Gehörte angeregt, auch draussen, jeder in seinem Kreise, auf Siegeszuversicht und Willen zum Durchhalten hinzuwirken, um Kleinmütige aufzurichten und mit fortzureissen. Hier hat Körte oft das Wort genommen, und es ist ihm stets geglückt, den rechten Ton zu treffen und die richtige Stimmung zu wecken.

Körte war kein Redner im landläufigen Sinne, er sprach, ein Bismarck, oft stockend und ohne rednerischen Fluss. Hatte ihn aber einmal die Begeisterung für seinen Gegenstand gepackt, so konnte er wahrhaft hinreissend wirken; das haben wir oft in jener Gesellschaft erlebt, ebenso wie bei seinen Propagandaansprachen für die Kriegs-anleihe. Die letzte Versammlung der Ostpreussischen Gesellschaft am 23. Oktober 1918, in der der Kommandierende General von Dickhuth-Harrach durch einen Vortrag über „Kolin und Kunersdorf“ mit Streiflichtern auf die Gegenwart eine begeisterte und gehobene Stimmung bei uns allen hervorrief, hat er wegen seines Leidens nicht mehr besuchen können. Bei dem allmählichen Abnehmen der Zuversicht im Volke ward in dem Kreise der Gesellschaft der Wunsch lebendig, aus der provinziellen (Abgeschlossenheit herauszutreten und die Agitation in das ganze Volk hineinzutragen. Am 19. Juli 1917 wurde mit der durch dunkle Machenschaften Erzbergers vorbereiteten Friedensentschliessung des deutschen Reichstages die Kriegsmüdigkeit und Nervenschwäche gewissermassen offiziell abgestempelt. Weite Kreise des deutschen Volkes, auch viele Angehörige der Mehrheitsparteien, befürchteten von dieser verhängnisvollen Kundgebung der deutschen Volksvertretung eine für Deutschland nachteilige Wirkung auf unsere Gegner wie auf die eigenen Volksgenossen. Ihnen allen spricht unserer Führer in schwerer Zeit, der Feldmarschall von Hindenburg aus der Seele, wenn er schreibt:<sup>1)</sup> „Dem Mangel an politischer Selbstzucht, wie sie dem Engländer zur zweiten Natur geworden ist, dem Fehlen einer von kosmopolitischen Schwärmereien völlig freien Vaterlandsliebe, wie sie den Franzosen durchglüht, schiebe ich auch die deutsche Friedensresolution zu, die am 19. Juli 1917 die Billigung des Reichstages fand, also an dem Tage, an dem das Todesringen der russischen Kriegsmacht handgreiflich wurde. Ich weiss sehr wohl, dass unter den sachlichen Gründen, die damals für diese Resolution ausschlaggebend waren, mancherlei Enttäuschungen über den Gang des Krieges, sowie über die sichtbaren Ergebnisse unserer Unterseebootkriegführung eine grosse Rolle spielten. Man konnte über die Berechtigung zu einem

<sup>1)</sup> Aus meinem Leben S. 293. Vergl. auch S. 290.

solchen Misstrauen unserer Lage gegenüber verschiedener Anschauung sein — bekanntlich beurteilte ich sie günstiger — aber für völlig verfehlt glaubte ich die Art und Weise beurteilen zu müssen, in der man sich von parlamentarischer Seite zu einem solchen Schritte entschloss. Zu einem Zeitpunkt, in dem die Gegner bei einem richtigen politischen Verhalten der Deutschen vielleicht froh gewesen wären, wenn sie irgend welche leisen Friedensneigungen aus dem Pulsschlag unseres Volkes hätten entnehmen können, schriean wir ihnen unsere Friedenssehnsucht geradezu in die Ohren. . . So fand bei uns das Wort Clémenceaus: Ich führe Krieg! Das Echo: Wir suchen Frieden! Ich wandte mich damals gegen diese Friedensresolution nicht vom Standpunkte menschlichen Gefühls, sondern vom Standpunkte soldatischen Denkens. Ich sah voraus, was sie uns kosten würde, und kleidete das in die Worte: Mindestens ein weiteres Kriegsjahr!“ In der Ueberzeugung, dass die Haltung der Reichstagsmehrheit eines kräftigen Gegendrucks bedürfe, entschlossen sich einundzwanzig Ostpreussen der verschiedensten Parteien, darunter Körte und ich, einen Aufruf zur Gründung der Deutschen Vaterlandspartei zu erlassen, den die Zeitungen am 9. September 1917 veröffentlichten, nachdem sich am 3. September im Yorksaale der Ostpreussischen Landschaft die Gründer zu seiner endgültigen Abfassung versammelt hatten. Bald darauf erfolgte die Gründung der Partei in Berlin, wo der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg und der Grossadmiral von Tirpitz die Führung übernahmen. Es war unsere feste Ueberzeugung, dass ohne einen starken Rückhalt im Volke die Regierung der Lage nicht Herr werden könne, dass sie vielmehr für eine kraftvolle Reichspolitik auch ein kraftvolles Werkzeug brauche. Ein solches Werkzeug sollte die Vaterlandspartei, als eine auf weiteste vaterländische Kreise gestützte Volkspartei, werden. Sie ist es nicht geworden, weil die Regierung unter dem Eindrucke der nervenschwachen Friedenskundgebungen keine kraftvolle Reichspolitik mehr treiben wollte und die ihr gebotene Rückenstärkung zurückwies; sie hätte es werden können, wenn die Regierung sich fördernd hinter die Bewegung gestellt und sie ausgenützt hätte. Was hätten wohl die Staatsmänner der feindlichen Länder aus einer solchen

Volksbewegung zu machen gewusst! Sie hatten eine solche freilich bei der Haltung ihrer Völker nicht nötig. Die Gründer und Anhänger der Partei hofften, von dem angestraften Nationalgefühl, das sie zunächst für den Krieg anstrebten, auch etwas in den Frieden mit hinüberzunehmen. Bezeichnend und beherzigenswert ist, was der Grossadmiral von Tirpitz darüber schreibt:<sup>1)</sup> „Die Vaterlandspartei hat ihr Ziel nicht erreicht, von dem Augenblick an auch nicht erreichen können, als ihr neben der Feindschaft der Urheber der Friedensresolution der straffe Apparat des preussisch-deutschen Staates entgegengesetzt wurde. Trotzdem ist ihre Aufklärungsarbeit nicht vergeblich gewesen. Wenn uns ferner etwas Hoffnung geben kann, dass noch einmal der nationale Gedanke ein starkes und wohlliches deutsches Haus wieder aufbauen wird, so liegt sie in der Tatsache, dass nach drei schweren Kriegsjahren trotz der Wirksamkeit Bethmanns und der Demokraten eine Bewegung von so gewaltigem Schwung und tiefer Vaterlandsliebe möglich war.“ Es ist allgemein bekannt, wie die Vaterlandspartei von den Mehrheitsparteien und teilweise auch von Regierungsstellen angefeindet und als Oppositionspartei mit innerpolitischen Zielen behandelt worden ist, wiewohl nur gedankenlose oder böswillige Entstellung der Tatsachen zu einer solchen Stellungnahme führen konnte. In unserem Aufrufe heisst es: „Die Deutsche Vaterlandspartei will mit den bestehenden politischen Parteien nicht in Wettbewerb treten. Mit ihnen will sie zur Stärkung des Siegeswillens und zur Ueberwindung aller ihm entgegenstehender Schwierigkeiten Hand in Hand arbeiten. Die Deutsche Vaterlandspartei ist eine Einigungspartei. Sie sieht deshalb von der Aufstellung eigener Kandidaten für die Volksvertretung ab. Mit dem Tage des Friedensschlusses löst sie sich auf.“ Dieses Versprechen hat die Partei durchaus gehalten, und wenn, wie das in allen menschlichen Einrichtungen geschieht, hin und wieder einmal ein Schritt abseits von dem vorgezeichneten Wege getan worden ist, so waren dies vereinzelte Ausnahmen, und in Ostpreussen sind, soviel ich weiss, auch diese nicht vorgekommen. Während ich die Leitung des Kreisvereins Königsberg Stadt übernahm, trat Körte an die

<sup>1)</sup> Tirpitz, Erinnerungen S. 289.



Spitze des Landesvereins der Provinz; er war die Seele der Partei in ganz Ostpreussen und hat als Vorsitzender des engeren Ausschusses der Provinz und als Mitglied des Arbeitsausschusses für Königsberg eine erstaunliche Arbeit geleistet und dabei, obwohl schon mit seinem todbringenden Leiden behaftet, seine Amtspflichten nie auch nur im geringsten verabsäumt. Es war eine höchst bedauerliche Verleumdung, als noch nach seinem Tode ein Königsberger Stadtverordneter sich nicht scheute, in öffentlicher Sitzung zu sagen, Körte habe wegen seiner Reisen für die Vaterlandspartei sich der städtischen Geschäfte nicht voll annehmen können. Reisen hat er zudem für die Partei fast garnicht gemacht. Zwar gewann die Partei in Ostpreussen, wie im ganzen Vaterlande, eine erfreulich grosse Zahl von Mitgliedern und auch manche Freunde an Leuten, die sich nicht öffentlich zu ihr bekennen konnten. Trotzdem ist ihr aus den oben dargelegten Gründen schliesslich der Erfolg versagt gewesen. So nahm denn das Verderben seinen Lauf. Die Regierung Hertling konnte sich nicht zu einer kräftigen Politik aufschwingen, und die Haltung des letzten Reichskanzlers vor der Revolution besiegelte vollends den Untergang Deutschlands. Mit immer trüberen Ahnungen verfolgte selbst der Optimist Körte die Vorgänge im Vaterlande. Noch einmal lebte mit der Offensive im Frühjahr 1918 seine Zuversicht auf. Am 26. März schreibt er einem früheren Mitarbeiter: „... Nun danke ich Ihnen heute mit um so grösserer Freude nach den herrlichen Erfolgen der letzten Tage im Westen, die jedem Deutschen das Herz doch geradezu jubeln lassen müssen. Deutschland wird den beiden Grossen noch in Jahrhunderten nicht genug danken können!“ Auch diese Hoffnung sollte zuschanden werden. Im Sommer 1918 musste er sich seines inneren Leidens wegen zu einer schweren Operation entschliessen, die ihm keine Besserung brachte. Im Oktober starb seine über alles geliebte, blühende Tochter an den Folgen der Grippe, und nun blieb ihm von fünf Kindern nur noch eines erhalten. Aber selbst dieses grausame Geschehen vermochte seine Lebens- und Tatkraft noch nicht zu brechen. Am 16. Oktober kam er von dem offenen Sarge seiner Tochter zu mir und legte mir den Entwurf eines Aufrufes an das deutsche Volk zur Mitzeichnung

vor. In bewegten und zu Herzen gehenden Worten hatte er hier die Antwortnote Wilsons vom 14. Oktober und die unerhörte Willkür der Feinde gekennzeichnet, der hiernach die Bedingungen des Waffenstillstandes überlassen bleiben sollten, und das deutsche Volk zu einer letzten Kraftanstrengung aufgerufen. „Lasst uns unsere Regierung anflehen, nunmehr jeden deutschen Mann, der überhaupt noch eine Waffe tragen kann, zum Schutze des Vaterlandes aufzubieten.“ Freudig zustimmend unterzeichnete ich, aber sein war das Werk. Auch dieser Ruf verhallte wirkungslos. Zwar hatte der Reichskanzler, Prinz Max von Baden, verkündet, Deutschland werde sich im Falle zu harter feindlicher Bedingungen zu einem letzten Kampfe entschliessen müssen, jetzt aber beugte er sich schweigend vor den Heer und Volk zersetzenden Kräften. Unser Aufruf hat uns beiden, namentlich Körte, neben vielen Aeusserungen der Zustimmung, die heftigsten Anfeindungen gebracht und schliesslich den zur Macht gelangenden Gegnern den Vorwand zu unserer Amtsentsetzung gegeben, der ersten Tat des neuen Regiments in Königsberg. Schon am 8. November hatte uns der Oberpräsident gelegentlich einer Sitzung im Oberpräsidium mitgeteilt, dass man damit umgehe, den Rücktritt des Oberbürgermeisters und des Stadtverordneten-Vorstehers zu erzwingen. Wir vereinbarten darauf miteinander, nicht freiwillig von unseren Posten zu weichen. Am 9. November und in der darauffolgenden Nacht vollzog sich die Umwälzung, und Sonntag, den 10. fand jene denkwürdige Magistratssitzung statt, an der ich auf Ersuchen des Magistrats teilnahm. Hier wurde von dem Arbeiter- und Soldatenrat unser Rücktritt verlangt und mit der Begründung durchgesetzt, dass nur so die Bürgerschaft vor Beunruhigung und die Stadt vor Blutvergiessen bewahrt werden könne. Verlauf und Ergebnis dieser Sitzung ist in einem im Stadtarchiv aufbewahrten Protokoll festgehalten, das von Körte verfasst worden ist. Das Protokoll ist in den Königsberger Zeitungen vom 14. November veröffentlicht worden, und es würde zu weit führen, hier auf seinen Inhalt einzugehen. Es sei nur auf die staunenerregende Spannkraft hingewiesen, mit der der totkranke und seelisch leidende Mann die lange Sitzung geleitet und während einer einstündigen Pause diese Nie-

derschrift verfasst hat, fast ohne die Feder einmal aus der Hand zu legen und ohne irgend etwas Wesentliches zu übergehen. Die Einsprüche der städtischen Behörden waren ebenso erfolglos, wie der Antrag des Regierungspräsidenten auf unsere Wiedereinsetzung, und so fand denn die sechzehnjährige Amtstätigkeit unseres Oberbürgermeisters ein jähes Ende, ein Abschnitt in der Geschichte unserer Stadt, der unter dem Einflusse seiner kraftvollen und weitblickenden Leitung an Inhalt und Bedeutung einzig dasteht. Ueber die Gründe unserer Absetzung äusserte sich Körte einem Verwandten gegenüber folgendermassen: „Unser beider Amtsentsetzung stellt sich keineswegs als ein Entschluss der Bürgerschaft, auch nicht der Arbeiterschaft, sondern lediglich als ein persönlicher Racheakt der drei von uns allerdings seit jeher pflichtmässig und rückhaltlos bekämpften sozialistischen Hetzer dar. Was sie sachlich angeführt haben, kann jederzeit absolut schlüssig widerlegt werden.<sup>1)</sup> Ich hätte mich ja tausendmal lieber abführen und verhaften lassen, aber wenn ich es auch heute noch nicht glaube, dass unsere Verhaftung Veranlassung zu allgemeiner Unruhe gegeben hätte, so wäre es immerhin eine schwere Verantwortung gewesen, wenn man sich hinterher hätte sagen müssen, vielleicht hättest du das durch dein Verhalten doch verhüten können!“ Es kann als sicher gelten, dass die Amtsentsetzung nicht auf die Sorge um die Sicherheit unserer Person zurückzuführen ist, sondern auf politische und kommunalpolitische Gegnerschaft. Neben der Zurückweisung unerfüllbarer sozialdemokratischer Forderungen und der Abwehr gehässiger Angriffe war es unser Wirken für die Vaterlandspartei und besonders der Aufruf vom 16. Oktober, was die alten Gegner schliesslich diesen Triumph feiern liess. Es haben ja auch die ostpreussischen Patrioten, die 1813 zur nationalen Erhebung aufriefen, hie und da Anfeindungen und Massregelungen erleben müssen, aber wie sich die Dankbarkeit der Nachwelt ihnen gegenüber nicht auf ihren Erfolg beschränkt, sondern auch ihrem Wollen und ihrer Gesinnung gilt, so darf man auch Körte Dank und Anerkennung nicht versagen, weil seinem Streben das Vollbringen nicht entsprach und weil er sich den Glauben an sein Volk

<sup>1)</sup> Das ist in der oben erwähnten Rechtfertigungsschrift geschehen.

auch dann nicht rauben lassen wollte, als dessen Widerstand schon gebrochen war. Deshalb bin ich gewiss, dass einst unbefangene Geschichtsbeurteilung auch seine selbstlose Hingabe an Volk und Vaterland freudig und dankbar würdigen wird.

Seit seinem Rücktritt gewann die Krankheit immer mehr Gewalt über ihn, so sehr sich auch seine Willenskraft dagegen wehrte. Am 19. Januar 1919 hat er sein Haus zum letzten Male verlassen, um bei der Wahl zur Nationalversammlung seiner Bürgerpflicht zu genügen. Bald wurde er ganz an sein Krankenlager gefesselt, und hier hat er mit unendlicher Geduld und Ergebung unter der liebevollen und aufopfernden Pflege seiner Gattin sein Ende erwartet. Am 4. März kam ihm der Tod als Erlöser und beschloss allzu früh den Lebensweg eines hochbedeutenden und edlen Menschen, der allezeit Arndts Mahnung nachgelebt hat:

Deutsches Herz, verzage nicht,  
Tu', was dein Gewissen spricht!

Am 26. März schrieb mir Bender aus Breslau: „Körtes Tod ist das Traurigste, was wir in dieser trauervollen Zeit erlebt haben: Man kann da nur weinen, zumal wenn man an die arme Frau denkt . . . Das Traurige, was ihm zuletzt noch in seinem Amte beschieden war, hätte ihm wirklich erspart bleiben sollen. Königsberg wird lange suchen müssen, einen gleich tüchtigen, guten, klugen, fleissigen, fröhlichen Mann zu finden.“

---

## Nachwort des Herausgebers zur Biographie Siegfried Körtes.

Georg Dirichlet †.

Die Hand, welche die vorstehende Würdigung des Oberbürgermeisters Siegfried Körte geschrieben, ruht nun von ihrer Arbeit. Der Druck war soeben beendet, als sich der Heimgegangene der Operation unterzog, die er nicht überleben sollte. Er hatte darauf Wert gelegt, selbst noch den Druck der Arbeit zu überwachen, die ihm nach seinen eigenen Worten eine wehmütige, aber stolze Freude gewesen war. Hatte sie ihm doch wieder das Bild des alten Arbeits- und Kampfgenossen lebhaft vor Augen geführt, der zu unseren Besten gehört hat und dessen eine unbefangene Nachwelt noch mit Dank gedenken wird, wenn einmal der Nebel zerstoßen ist, den Hass und Unverstand um unser deutsches Leben gelagert haben. Georg Dirichlets Verdienste als Schulmann und Mitarbeiter an der Kommunalverwaltung Königsbergs zu würdigen, ist hier nicht der Ort, seine Lebensarbeit ist ein ehrendes Zeugnis seines Wesens. Nun ist auch er all dem Leid, das auf uns lastet, entrückt, ein treuer deutscher Mann, der Vielen zum Segen gelebt hat. Requiescat in pace.

Prof. Dr. Seraphim.

## Gertrud Moller, die Pregelhirtin I.

Von **Ernst Kaminski** (Merseburg).

„Wir müssen zwar entfernt von andern Orten leben,  
In denen Wärme herrscht, uns deckt der kalte Nord;  
Doch hast du uns gewollt ein' andre Sonne geben,  
Der Seelen schönstes Licht, das klare Gnadenwort;  
Und neben diesem Wort hast du uns mit verliehen,  
Dass guter Künste Brauch hier reichlich ist bekannt.  
Und jedermann gesteh, dass in dem kalten Preussen  
Mehr geistlich Singen sei, denn sonst überall.“

So singt Robert Roberthin, der eigentliche Gründer einer liebenswürdigen Dichtergemeinschaft in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und lenkt damit unsere Blicke auf einen stillen Winkel Deutschlands, in dem auch während schwerster Kriegesnöte deutsche Art und Kunst gepflegt wurde. Die Abgelegenheit Preussens und Königsbergs leistete der verhältnismässig raschen Entwicklung der Stadt zu einer Art Literaturzentrum erfreulichen Vorschub, und die Universität erlebte eine Blüte, wie sie kaum im achtzehnten Jahrhundert erreicht wurde. Studierende und Gelehrte aus allen Ländern deutscher Zunge, aus Kurland, Livland, Polen, Ungarn, Siebenbürgen kehrten ihrer mehr oder minder bedrängten Heimat den Rücken und liessen sich — oft für längere Zeit — im fernen Osten nieder. Wertvolle Beziehungen zur Entfaltung umfassender Geistesbildung wurden dadurch geknüpft, Anregungen zu bedeutenden Auslandsreisen gegeben.

Auf dieser rein akademischen Grundlage entwickelte sich zunächst eine Literaturgattung, die künstlerisch nur wenig Wert hatte, aber doch geeignet war, wirklicher Lyrik den Weg zu

bahnen und die schwerwiegenden Hemmungen zu beseitigen, die in einer noch mangelhaften Handhabung der „teutschen Hauptsprache“ bestanden; die Gelegenheitsdichtung, anfänglich und hauptsächlich in lateinischer Sprache gepflegt, drang allmählich in weitere Kreise gebildeter Bürgerstände und machte schon dadurch die Verwendung deutscher Formen notwendig. Namhafte Theologen und bedeutende Musiker schlossen sich zusammen und stimmten in edlem Wettstreit und unendlicher Fruchtbarkeit Lieder an zur Ehre Gottes. So finden wir bereits am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts den ausgezeichneten Komponisten Johann Eccard und als Dichter: Petrus Hagius, Seb. Arto-medes, Georg Weissel, Prof. Reimann und Valentin Thilo (d. ä.). Diese Epoche hat den Gesangbüchern manchen wertvollen Beitrag geliefert, aber abgesehen von Gelegenheitsgedichten noch keine weltlichen Lieder geschaffen.

In volleren Tönen liess sich eine zweite Dichtergeneration hören, die gegen Ende des Dreissigjährigen Krieges erstand: Freundschaft und Musik, gemeinsames Streben zu einem höheren Ziele bilden die Grundlage dieser Vereinigung. Sie nahm zwar die neue Lehre „von der teutschen Poeterey“ mit Freuden auf, blieb aber nicht in den Fesseln ihres schlesischen Meisters. Die „Gesellschaft der Sterblichkeit Beflissener“ machte sich noch bei Lebzeiten gegenseitig Begräbnislieder, ohne doch der Freude am Dasein ganz abzusterben. In Heinrich Alberts musikalischer Kürbshütte auf den Hufen entwickelte sich ein rühriges Leben, und die zahlreichen Freunde — sicherlich waren es 12 Teilnehmer — Simon Dach, Robert Roberthin, Johann Peter Titz, Christoph Kaldenbach, Christoph Wilkaw, Georg Mylius, Michael Behm, Johann Sand, Jonas Daniel Koschwitz, Albert Linemann, Johann Gamper, Valentin Thilo d. J. — wetteiferten in kunstvollem Gesange zur Begleitung lieblicher Instrumente (Harfe, Violine, Laute, Gambe).<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Gedichte des Königsberger Dichterkreises . . . herausgegeben von L. H. Fischer, Braunes Neudr. Nr. 44—47. Halle a. S. 1883 Seite XII ff.

In diesem trauten Kreise verbrachte Simon Dach seine schönsten Stunden, und mit Recht weist Oesterley<sup>1)</sup> darauf hin, dass der vielgeplagte Professor der Dichtkunst ohne diese anregenden Freunde wohl überhaupt keine freien Lieder geschaffen hätte. Wie Opitz empfohlen und durch die Tat gezeigt hatte, wurden auch hier Uebersetzungen französischer, holländischer und italienischer Gedichte geschaffen, die dann zu mehr oder minder selbständigen Eigenschöpfungen führten.

So steigerte sich das literarische Leben in Preussen zu einer wirklichen Blüte, und auch nach dem Tode Dachs 1659 war dafür gesorgt, dass die einmal beschrittene Bahn nicht verlassen wurde. Gelegenheitsdichter und -dichtungen werden immer zahlreicher, das Kirchenlied erfährt weiter innige Pflege, bedeutende Anfänge dramatischer Betätigung sind zu verzeichnen, und die Musik erlebt unter Johann Reinhard und Johann Sebastiani eine Bereicherung durch Einführung jungitalienischer Motive, die allerdings der Förderung des sangbaren Gemeindeliedes weniger dienlich war. Von namhaften Vertretern dieser dritten Dichtergeneration sind zu nennen: Michael Kongehl, Johann Röling, Martin von Kempen, Christian Donat, Heinrich Bredelo und — Gertrud Moller, die Pregelhirtin.

Der Name einer Frau inmitten dieser Versammlung akademischer Würdenträger oder hochachtbarer Staatsbeamter, mitten zwischen Dichtern von Ruf muss ebenso sehr auffallen wie die Tatsache, dass von ihrem Leben und Wirken heutigentags kaum noch etwas bekannt ist. Andererseits könnte ihr ehrenvolles poetisches Schaffen im Wettstreit mit führenden Geistern des Jahrhunderts schon allein den Beweis bleibender Bedeutung erbringen, wenn nicht eben gerade in jenem Jahrhundert oft Reimtechnik für Kunst, Buchwissen für Gemüdstiefe ausgegeben worden wäre. Es kommt noch hinzu, dass wir hören, Gertrud Moller war Kaiserlich gekrönte Dichterin, gleichberechtigtes Mitglied einer bedeutenden Sprachgesellschaft und erfuhr von der

<sup>1)</sup> Simon Dach, herausgegeben von Hermann Oesterley, Stuttgart Litt. Ver. Nr. 130, Tübingen 1876 S. 32.



zeitgenössischen Kritik die höchste Anerkennung. So ist der Nachweis tatsächlicher künstlerischer Ueberlegenheit notwendig, und dieser führt zu einer Beleuchtung der äusseren Lebensumstände, der Beurteilung durch Zeitgenossen und Nachwelt und der Würdigung ihrer zahlreichen Werke.

Am 28. April 1631 fand in der Domkirche zu Königsberg eine Trauung statt, über die sich im altehrwürdigen Kirchenbuche folgende Eintragung findet:

M. Michael Eiflerus und Jungfr. Elisabet H. M. Sigism. Weieri filia.

Auch diese Feier bot Stoff zu mannigfacher Gelegenheitsdichtung, von welcher eine hübsche Probe erhalten ist in einem Gedichte Simon Dachs.<sup>1)</sup> Die junge Frau entstammte einer hochangesehenen Königsberger Gelehrtenfamilie. Ihr Grossvater war der Professor der Theologie und Hofprediger D. Paul Weier, ihr Vater der Professor der Mathematik und Geschichte Sigmund Weier. Michael Eifler war in Zinten am 13. Mai 1601 geboren; im Sommersemester 1616 unter dem Rektorat von Henning Wegner an der Albertina immatrikuliert, wurde er nach Abschluss seiner Studien im Jahre 1627 Prorektor der Kathedralschule und erwarb sich noch im Herbst desselben Jahres die Würde eines Magisters.<sup>2)</sup> — Schon 1630 wurde Eifler Professor der Logik an der Akademie und Inspektor prim. alumnorum. Als solcher wohnte er im „Collegium“, wo seit 1569 eine besondere Dienstwohnung eingerichtet war, „damit ein Professor, der seine eigene Haushaltung hat, daselbst füglich sich auf-

<sup>1)</sup> Oesterley, a. a. O. S. 404. „Raetzel“. Jetzt kompt die schöne Zeit . . .

<sup>2)</sup> Auf der Stadtbibliothek befindet sich noch eine Sammlung lateinischer Glückwünsche zu dieser Gelegenheit: *Carmina votiva, quibus . . . Dn. Michaeli Eiflero Zintinensi Borusso Scholae cathedralis Prorectori . . . Rectori Magnifico Dn. Casparo Perband . . . Decano Dn. M. Levino Puchenio . . . ad summum in Philosophia gradum promoveretur (30. Sept. 1627) gratulantur Fautores et Amici. Regiomonti. Typis Laurentii Segebadii 1627* (enthält 20 Gratulationen).

halten“ könne.<sup>1)</sup> Gleichzeitig verwaltete der Gelehrte die „physische Profession“ seit 1639 und las privatim mit Genehmigung der theologischen Fakultät auch theologische Collegia.<sup>2)</sup> Der Ehe entsprossen: eine Tochter Regina, geboren 1633, aber schon 1638 gestorben.<sup>3)</sup> Der Catalogus baptisatorum des Domes verzeichnet noch im Jahre 1636 die Taufe eines Sohnes Sigismund und unter dem 14. Oktober 1637:

H. M. Michael Eiflerus lässt taufen Gertrudem.

Als männliche Taufpaten treten im Kirchenbuche H. D. Derschow und der Ratsherr Cyriacus Perband auf. Der letzte Spross der Familie war der 1643 geborene Sohn Michael.

Professor Eifler hat mehrfach die Würde des Rectors bekleidet, er genoss das höchste Ansehen im Amte wie bei ferner Stehenden, und nach einem reichen, aber zu kurzen Leben schloss er am 27. November 1657 die Augen.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Vergl.: D. Daniel Heinrich Arnolds ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der Königsberger Universität. I. Teil, S. 332 (Kbg. i. Pr. 1746).

<sup>2)</sup> Eine Aufzählung der Werke Eiflers gibt Arnoldt a. a. O. 2. Th. S. 383 und Pisanski: Entwurf der Preussischen Literärgeschichte . . . Herausgegeben von F. A. Meckelburg Kbg. II. 1853. S. 75 f. u. 83 f. Ferner vergl. Prantl in A. D. B. Bd. 5, S. 747.

<sup>3)</sup> Auch hier kommt uns die oft geschmähte Sitte der Gelegenheitsgedichte sehr zu statten. So lieferte Christoph Kaldenbach ein Trauergedicht von 5 Strophen; dort heisst es in der 4. Strophe: „Dies trägt sich täglich bey uns zu / Und wer bedenkt doch / dass die Ruh / Der langen Nacht auch ihn wird fällt“ (Einzeldruck der Stadtbibliothek Königsberg) — und Simon Dach dichtete „Du armes Würmlein hast genug . . .“ 5 Strophen, vergl. Oesterley a. a. O. S. 848.

<sup>4)</sup> *Monumenta Lugubria Honori et memoriae Viri amplissimi, prae-cellentissimi Domini M. Michaelis Eifleri, Logicae ac Metaphysicae in celeberrima Borussia Academia Professoris . . . hoc tempore Decani a Collegis ac amicis posita. Typis Reusnerianis.* 13 Beileidskundgebungen, darunter: *Michael Eiflerus obitum parentis lugens*, der in 14 lateinischen Versen seine Verlassenheit beklagt.

*Bona Memoria, quam spectabili, ampliss. excellentissimo viro, Dn. M. Michaeli Eiflero . . . nunc Decano . . . testantur iure, merito condolentes Collega et amici / Regiomonti, Typis Reusnerianis 1657.* Dort schreibt Gorlowius: „*Ne lugeto nimis coniux honorata quia amoris vinculum mors non abrumpit; non semper videmus, nostros non odimus idcirco tamen, quia videbimus iterum.*“

Gertrud ist am 14. Oktober 1637 getauft worden. Daher ist als Geburtstag mit Sicherheit der 13. Oktober anzunehmen. In damaliger Zeit wurden ja die Kinder grösstenteils am Tage nach der Geburt getauft. Auch wird in den ältesten gedruckten Belegen übereinstimmend der 13. X. angegeben.

Von ihren frühesten Jugendjahren, in welche die ersten Domglocken, aber auch das Feilschen und Ausrufen der Pregel-fischer hineinklangen, sagt die Dichterin:<sup>1)</sup>

„Edler Kneiphoff Insel-Stadt /  
Die den Pregel um sich hat /  
In sich die Parnassus-Zinnen /  
Wo der Gott aus Delos thront /  
Und in seinem Tempel wohnt /  
Samt den keuschen Castalinnen;  
Da in selbiger ich auch /  
Nahm den ersten Lebens-Hauch“

in einem Gelegenheitsgedicht. Wie schon erwähnt, wohnten Eiflers in dem Collegium am Pregelstrand, in unmittelbarer Nachbarschaft der altehrwürdigen Cathedralkirche, im Mittelpunkte des geistigen Lebens der Stadt Kneiphof.

Schon früh zeigte die junge Eiflerin aussergewöhnliche Geistesanlagen, sie wurde daher mit ihren Brüdern Sigismund und Michael zusammen unterrichtet. Aber, wie ihr erster Chronist Michael Schreiber, Professor der Eloqu. und Hist. und Bibliothekar der Wallenrodt-Bibliothek in dem warmherzigen Nachruf<sup>2)</sup> sagt: „Ihre angehende Jugend und Aufferziehung

*Filla Moerens, maritum svo loco reliquit parens, non orbit ergo es solatio.*

*Fili Moestissime: pater moritur, deserit pater quia mortalis erat, vivit deus pater aeternus.*

*Lugentissime socer, senior venerande: et nunc cogita quod magni sit animi inter domus ruinas stare erectum! eriget deus qui afflicti, sanabit, qui vulnus infixit.*

(Es folgen letzte Freundesgrüsse von *Georgius Colbius*.)

<sup>1)</sup> Das am Gebäude und Stadtvätern erneuerte Kneiphöfische Rathaus Kbg. 1697.

<sup>2)</sup> „Unverwelcklicher Lorbeer-Krantz / Welchen die Hoch-Edle / Hoch-Ehr- und Tugend-gepiesene / Hoch-Sinnreiche FRAU Gertraut geb.

hat noch mehr ausgewiesen / wozu sie die göttige Natur ersehen: angemerekt ihr Lehrbegieriger Kopff / ihr fertiges Gedächtnisz alles glücklich begriffen / was ihren Brüdern / denen sie in der Unterrichtung beigésellet war / vorgetragen wurde; Sie sich überdem selbst angetrieben / und die Bücher ihres wolseeligen Hrn. Vaters statt ihres Spiel-Gezeuges vorgenommen / . . .“

Ausser dieser wissenschaftlich ernsten Erziehung vervollständigten allerlei Anregungen durch Gelehrte und Künstler ihre geistige Ausbildung.

Simon Dach, seit 1639 Professor der Dichtkunst an der Akademie, ein Freund der Familie Eifler, wohnte von 1644 am Honigtor, also ganz in der Nähe von Gertruds Elternhaus. Ferner ergaben die Beziehungen zur Cathedral- oder Domkirche einen näheren Verkehr mit Heinrich Albert, der bis 1651 dort Organist war. Ihn löste Johann Reinhard ab, der dieses Amt bis 1660 bekleidete. Stärkeren Einfluss auf das spätere Schaffen der Dichterin gewann erst Johann Sebastiani, von 1661 bis 1683 kurfürstl. Brandenb. Preussischer Kapellmeister an der Schlosskirche. Die anspruchslosen und herzinnigen Schöpfungen des Albertschen Freundeskreises ergötzten allgemein<sup>1)</sup> . . . „bisz aus dem Schertz ein Ernst geworden / ihr reimen / worzu Sie von Natur fertig war / je länger / je artiger herausgekommen / Sie auch in allerhand dazu gehörigen Künsten und Sprachen mercklich zugenommen. Und ob sie gleich auch zur Hauszhaltung angeführet wurde, so liesz es sich doch aus allem sehen / dasz sie lieber eine Maria, als eine Martha werden wolte.“

Eifflerin Des Weyland Hoch-Edlen / Grossachtbaren und Hochgelahrten Herren PETRI Mollern / Gewesenen Weitberühmten *Med. doctoris* und *prof. Publ.* allhier Hinterlassene Frau Wittwe / Kayserliche Edel-gekrönte Poetin im löblichen Pegnitz-Orden Mornille genandt / Durch Ihre Sinnreiche und geistreiche Feder erworben / und Deroselben zum ungemeynen Nach-Ruhm / Anno 1705 den 2. Martii Als an Ihrem Trauer-vollen Begräbnüsz-Tage / Im Tempel der Ewigkeit verwahrlich aufgehoben M. Michael Schreiber / Eloqv. & Histor. P. P. Bibliothec. Wallenrod. Königsberg in, fol. 2. plag. (In Continuiertes Gelehrtes Preuzen / . . . . . Viertes Quartal M. DCC. XXV. S. 190 f.)

<sup>1)</sup> Vergl. Schreiber a. a. O. S. 191.

Seit bei dem hundertjährigen Universitätsjubiläum 1644 Dachs komisches Singspiel Sorbuisa<sup>1)</sup> (Musik von Albert) mit Erfolg aufgeführt war, fand sich in Königsberg auch der Geschmack für dramatische Kunst.<sup>2)</sup> Der Maler Andreas Gärtner lenkte durch Herstellung von Bühnendekorationen die Aufmerksamkeit eines breiten Publikums auf sich, häufiger kamen Schauspielertruppen durch die Stadt, die Stücke der englischen Komödianten zur Vorführung brachten. Bald hatte Königsberg einen eigenen Dramatiker in Michael Kongehl, der Mischspiele, „Iphigenia“, „Andromeda“, „Phoenicia“, „Der unschuldig beschuldigten Innocentien Unschuld“ schrieb. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde von Schülern der Domschule auf dem Kneiphöfischen Junkerhofe „Der verkehrte und wieder bekehrte Prinz Tugendhold“ aufgeführt; auch Haupt- und Staatsaktionen fanden viel Beifall, so der „Konstantinus Magnus“, den 1696 der Magister Gottsched, Rector im Löbenicht, in dem Landhofmeistersaale herausbrachte. So stand das künstlerische Leben der Stadt auf einer beachtenswerten Höhe, und solche vielseitigen Anregungen konnten auf den Geist der Dichterin nicht ohne Einfluss bleiben, . . . „die anstatt der Wolle das Buch / für die Spindel die Feder / für die Nadel den Griffel ergriffen / bis sie zum Gipfel der Poetischen Gelehrsamkeit und deutschen Dicht-Kunst gestiegen / . . .“<sup>3)</sup> Dem häuslichen Unterricht verdankte sie eine tüchtige Ausbildung in der lateinischen und französischen Sprache und erbrachte das „Beweiszthum / wie dasz unsere Hochlöbliche Universität nicht allein zum Aufnehmen der studirenden Jugend sondern auch des werthen Frauenzimmers Gemüths-Ausschmückung sehr dienlich fällt . . .“<sup>4)</sup>

Damit war der Weg zu ersten Reimversuchen gegeben,

1) Anagramm für Borussia.

2) E. A. Hagen, Geschichte des Theaters in Preussen. Kbg. S. 61 ff. 1854 und Karl Frh. v. Ledebur König Friedrich I. v. Preussen. Leipzig 1878 S. 177—192.

3) Schreiber a. a. O. S. 186.

4) Schreiber a. a. O. S. 187.

die auch so glücklich ausfielen, dass ein urteilsfähiger Kritiker und wahrer Poet wie Simon Dach von ihr sagte:

„Auff sprich deine Seiten an /  
 Mach beschämnet manchen Mann /  
 Nimm dir von der Sorge Frist  
 Die des Hausstands eigen ist.

Wer den Himmel fühlt wie du  
 Findet leicht zu schreiben Ruh /  
 Denn auch wohl ein Feldmann singt /  
 Wenn sein Pflug den Acker zwingt.

Schilt auff dieser bösen Zeit  
 Trotz und Ungerechtigkeit  
 Auff den Zwang der guten Rast  
 Diese schwere Krieges-last. /“

Sie hatte guten altklassischen Unterricht genossen, sich an Beispielen lateinischer und französischer Dichtkunst gebildet und bald gezeigt, dass sie nicht nur reimen, sondern auch dichten konnte. Lag ihr an sich schon eine blosser spielerische Beschäftigung zur Befriedigung poetischen Ehrgeizes oder zur Erfüllung einer Modepflicht fern, so wurden ihre Gedanken durch mancherlei Zeitereignisse noch mehr nach innen und nach oben gelenkt. Die Jahre 1655 und 1656 brachten böse Zeiten für die Stadt. Die eigentliche Not des 30jährigen Krieges hatte man hier im Osten nicht kennen gelernt, aber andere Gefahren drohten. Durch die Kämpfe zwischen Polen, Schweden und Brandenburg konnte z. B. 1655 nicht einmal das 400jährige Bestehen der Stadt gefeiert werden, ja, das schwedische Heer hatte Königsberg zu Lande und zu Wasser belagert, von allem Verkehr abgesperrt, und mit einer Teuerung waren andere Nöte hereingebrochen. Schlimmer schien das folgende Jahr zu werden, als die Tartaren im Osten des Landes grässlich hausten, Städte und Dörfer niederbrannten, Tausende erschlugen oder fortschleppten. Und noch ein furchtbarer Gast stellte sich in der hart bedrängten Stadt ein: die Pest. Die Pest raste durch Preussen und räumte

entsetzlich unter der Bevölkerung auf.<sup>1)</sup> Ununterbrochen erklang das Läuten der Totenglocke, und das dumpfe Tönen muss auf ein so empfängliches Gemüt, wie das der heranwachsenden Jungfrau furchtbar gewirkt haben.

Da trat beruhigend, heilend, versöhnend die Liebe in das Leben Gertruds. Der junge Doktor der Medizin Peter Moller<sup>2)</sup> hatte sich nach einigen Semestern in Leipzig und Strassburg mehrere Jahre auf Studienreisen in Holland, England, Frankreich und Italien aufgehalten. Neben der Medizin widmete er sich mit grossem Eifer der Chemie und Philosophie, hörte in Rom besonders bei dem berühmten Kircher, war auch des Cardinals Barbarini Leibmedicus gewesen. Im Jahre 1655 erwarb er sich in Padua die Medicinische Doktorwürde und kehrte nach Königsberg zurück, wo er um Gertrud freite und ihre Hand erhielt.<sup>3)</sup>

Am 6. Februar (Dom. V. Post Epiph.) fand die Trauung im Dome statt. Die Eintragung im Kirchenbuche besagt:

Herr Petrus Möller und Jgf. Gertrud H. M. Michaelis Eifleri. T.

Die Hochzeit wurde im Kneiphöfischen Junkerhofe festlich begangen, zahlreiche Glückwünsche bewiesen die herzliche Anteilnahme der Universität und vieler Freunde und Bekannter. Sieben solcher Glückwünsche sind erhalten geblieben; sie geben durch ihren lateinischen, holländischen, spanischen, französischen, deutschen Inhalt ein typisches Bild von der krausen Geschmacksrichtung und -Bildung des merkwürdigen Jahrhunderts: Spielereien mit allerlei Namen, Scherzfragen im Stile der „Frauenzimmer-Gesprechspiele“, Hirtengespräche sind dieser feierlichen Gelegenheit dienstbar gemacht.<sup>4)</sup>

1) Schon im Jahre 1620 war die Pest verheerend aufgetreten, hatte allein in Königsberg 11425 Opfer gefordert, 1629 starben 4113 an der Seuche, 1653 erlagen ihr 6775 Einwohner, und 1661 raffte sie 3588 Seelen dahin. Vergl. Salm, Geschichte der Pest in Ostpreussen, Leipzig 1905.

2) Arnoldt a. a. O. S. 327, VIII.

3) Schreiber a. a. O. S. 192.

4) 1. Hirten-Gespräch über der geraubten Galathee bey hochzeitlicher Frewde des Edlen Gross Achtbaren und Hochgelahrten Herrn *Peter Möllern* der Welt Weissheit und Artzney Doktorn / und der Tugend-begabten Jung-

Die Ehe, welche nach Aeusserungen in ihren Werken und den Berichten von Zeitgenossen eine glückliche zu nennen ist, (Schreiber spricht Seite 192 von einem Stande, „in welchem sie 24 Jahr vergnügt zugebracht“), war mit 10 Kindern gesegnet.

fraweu *Gertrudis Eiflerin* / gehalten. / Zu Insterburg beschrieben und herübergeschickt von Einem gar nahen Anverwandten N. N. (Recht inhaltloses Machwerk mit den bekannten Schäfermotiven. Sammelband der Kbg. Univ.-Bibl.)

2. *Thalassus academicus auspicatissimis taedis excellentissimi viri . . . a professoribus philosophis Regiomontanis. Darin Simon Dach:* „Ereniant vobis quaecumque precantur Amici Et deerunt vestro prospera nulla toro.“ *Gorlovius:* „Virgo decora, valens obscuro solvere Nodos, Et pulchrum scite non nescia pangere carmen.“ *Mich. Eifler* (Bruder): *Scis quam chara Tuis, scis quam dilecta fuisti, Ingenii ob dotes, obsequiumque tuum*“. Sammelband der Kbg. Univ.-Bibl. SS. 41, 99.

3. Auff den Hochzeitlichen Frewden-Tag . . . Zu bezeugung seiner Pflichtschuldigkeit setzte dieses Glückwünschend *Gregorius Wigandus* von Wildungen aus Waldeck (6 Strophen) Str. 3. Sie ist, wenn ichs recht betracht // Freundlich wie der Himmel lacht; Lieblich wie die Sonne strahlet; Friedlich wie der Hinden Schaar; fromm wie Tauben paar bey paar; Schön wie Gott die Blumen mahlet; Fröhlich wie der Vogel Schall / Klingt im Frühling überall“ SS. 41, 100.

4. *Myrtus Venerea quam Apollo cum musis . . . interprete M. Christophoro Langhansen* (dort sagt Euterpe: *Est iucunda sono, pulchra, est imbuta Canoenis, illa potest docte plectra movere manu.*“) SS. 41, 101.

5. Zu leicht gewagt / wird oft beklagt. Das ist: Der unbesonnene Pan / Welchen . . . denen anwesenden Unbefreyten vorstellen und beschreiben wollen *Cyriacus Martini* von Reval aus Lieffland. (14 Strophen.) Str. 9. z. B. „Fichten tragen ja nicht Trauben / Eulen bringen Eulen aus / Adler hecken keine Tauben / Keine Katze bringt die Mausz; Ofters wie die Eltern sind So gewähnet sich das Kind.“ SS. 41, 102.

6. *Jungite concordés mansura in foedera dextrás!* Oder Einfältige Hochzeits-Reime . . . geschrieben von *Simon Dachen*. 35 Str. Str. 6—8:

Wo bleibt ihrer Lieder Pracht der mir meine schamroht macht

Wo Latonen weiser Sohn Und der ganze Helicon?

Schweiget nicht für ihrem Spiel Die gemannte Sappho still /

Und Thalien weises Chor Spitzet wenn sie singt das Ohr?

Zehnde Musa dieser Zeit / Welcher Fleiss bringt dich so weit

Oder schenckte Klio dir Als du jung wardst solche Zier:

Str. 18 zum Bräutigam:

Heb' ihr süßes Spiel empor Gieb ihr ein geneigtes Ohr /

Wer vermehren will die Kunst Der erteil ihr Ruhm und Gunst“.

SS. 41, 103.



Laut Taufregister wurden geboren:<sup>1)</sup>

Euphro. Elisabetha	1659
Petrus Michael	1661
Euphrosina Gertrud	1662
Johann Sigismund	1663
Christianus Fridericus	1665
Maria Elisabeth	1666
Georg Gottfried	1669
Sophia Regina	1671
Maria Dorothea	1673
Sophia Tugendreich	1675

Häusliche Pflichten, die sich bei diesem Kindersegen häuften, liessen der hochbegabten Frau wenig Zeit, sich mit der so geliebten Poesie zu beschäftigen. Sie schreibt darüber an Sigismund von Birken:<sup>2)</sup> . . . „Es ist zwar nicht ohne, dass auch von Natur eine sonderliche Zuneigung zu der edlen Poesie getragen, dennoch nimmer das Glück gehabt, zu ihrer rechten Ausübung zu kommen, zumal meine Lebens-Zeit mit andern Dingen zu bringen, und meine Begierde, die ich zu derselben hatte, abwenden und zwingen müssen. Dannenhero nicht gleich andern

7. *Res bona conjugium* . . . *PICALLEMUS* (*Camelius. P. L.?*)

„Allerhand Fragstücke zur Belustigung der Hochzeits-Gäste erörtert“ Eingestreut finden sich holländische und niederdeutsche Spässe. (Sammelband der Stadtbibl. Kbg. Q. 110,7 Nr. 33.

1) Gleich hier möchte ich mit aller Entschiedenheit die geradezu legendären Angaben über das Geburtsjahr und die Anzahl ihrer Kinder ablehnen. Die Dichterin ist nicht 1641 (sie wäre sonst bei ihrer Heirat 14 Jahre alt gewesen), sondern wie oben erwähnt 1637 geboren, sie hat nicht 15, sondern 10 Kinder gehabt. Die Eintragungen in dem Kirchenbuche sind derartig sorgfältig, dass ein Fehlen von 5 Taufanzeigen ausgeschlossen erscheint. Herr Dompfarrer Lic. Nietzki, der meine Ermittlungen in freundlichster Weise unterstützt hat, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlichst gedankt sei, ist auch der Ansicht, dass die Kirchenregister gerade von den Geistlichen der orthodox-lutherischen Kirche des 17. Jahrhunderts mit der grössten Sorgfalt geführt wurden.

2) Herdegen (*Amarantes*) Historische Nachricht von desz löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang / . . . Nürnberg 1744 S. 394.

die Staffeln des gelehrten Helicons ersteigen, sondern nur von unten denselben anschauen können. Deszwegen alles das, was irgend als ein Funke, unter der Asche meiner mich beschwerenden Arbeit, hervorglimmet für eine halb schlafende Abend-Bemühung (da doch die Morgen-Röthe eine Freundin der Musen ist) zu rechnen ist . . .“

Ihre poetischen Leistungen, schon früher in Freundeskreisen beifällig aufgenommen, erregten, reifer geworden, die Aufmerksamkeit führender literarischer Persönlichkeiten wie: M. Martin von Kempen<sup>1)</sup> kaiserlich gekrönter Poet und kurfürstl. Brandenb. Historiographus, Gottfried Zamehl P. L. C. und Scholarcha zu Elbingen, David Nerreter P. L. C. Generalsuperintendent und Konsistorialrat.

Diesen einflussreichen Männern haben ihre Werke vorgelegen, und auf deren Vorschlag und Vermittelung ist sie vermutlich zur kaiserlich gekrönten Dichterin ernannt worden, vielleicht sogar durch Martin von Kempen selbst, der als P. L. C., Hofgeschichtsschreiber und Mitglied der vier bedeutendsten Sprachgesellschaften das grösste Ansehen genoss.<sup>2)</sup> Bei den schon

1) M. Martin von Kempen hat in Königsberg viele Vorlesungen gehalten, er bewarb sich aber nie um ein akademisches Amt. (Vergl. Herdegen a. a. O. S. 288—330.)

2) Ueber Dichterkrönungen gibt es leider noch immer sehr wenig Literatur. Abgesehen von einer kurzen Beschreibung der Insignien gekrönter Dichter (in Könnekes Dt. Litt. Atlas 2. Aufl. Marb. 1895 S. 118) ist eigentlich nur der sehr gute Artikel von Dr. M. I. Husung: „Kaiserlich gekrönte Dichter“ in Zs. für Bücherfreunde N. F. X, 1. Leipzig 1918 S. 40ff. zu nennen. (Husung weist darauf hin, dass der Titel *poeta Caesareus* oder *laureatus caesareus* oder *Imperialis* gewöhnlich nicht einen vom Kaiser selbst gekrönten Dichter bezeichnet, auch noch keine Garantie für dichterische Begabung bietet, zumal nicht in einer Zeit, als es die meisten gekrönten Dichter gab.) So wurde z. B. der Elbinger Dichter Christoph Porsch (1652—1713) von G. Neumarek, als dieser gerade Vice-Pfalzgraf war, blosser Reimversuche wegen zum P. C. L. ernannt. Vergl. dazu L. Neubaur: Zwei Elbinger Dichter, Altpr. Monatsschr. 51 (1914 S. 559). — Birken wurde 19jährig vom herzogl. Leibarzt Martin Gosky, *Comes palatinus Caesareus*, nicht ohne Veranlassung des Herzogs selbst zum *Poeta Laureatus Coronatus Caesareus* ernannt! 29jährig war er selbst *Comes Sacri Palatii!*

verwandtschaftlich nahen Beziehungen zur Universität ist es auch möglich, dass sie von einem derzeitigen Rektor gekrönt worden ist, denn auch diese hatten Pfalzgrafenrechte.

Durch die Dichterkrönung war sie nun als literarische Grösse öffentlich anerkannt. Für die bereits zahlreich vorhandenen Werke — Herdegen nennt im Jahre 1671 „Etliche 100 Sonnet — und Ringel-Oden auch 4 Theile Arien jeden in 60 Oden bestehend und 24 oder 30 Bogen von der Rose in Saron“ —<sup>1)</sup> fehlt ihr nur noch ein Verleger. Um so grösser war die Ehrung, welche ihr durch Aufnahme in den Pegnesischen Blumenorden zu Nürnberg zuteil wurde. Ob diese Aufnahme „ohn ihr Ansuchen“, wie Schreiber meint, oder auf ihren Antrag und Zamehls Empfehlung erfolgte, wie der Chronist des Blumenordens Herdegen berichtet, bleibt dahingestellt. Jedenfalls hat die Aufnahme Ende des Jahres 1671 stattgefunden.

Der „Hirtenden an der Pegnitz“ war damals entschieden die bedeutendste Sprachgesellschaft. Die mit so grossem Pomp ins Leben gerufene „Fruchtbringende Gesellschaft“ ging bereits ihrer Auflösung entgegen, die „Aufrichtige Tannengesellschaft“ war längst erloschen, und die „Deutschgesinnte Gesellschaft“ hat auch nur bis 1705 ein kärgliches Dasein gefristet. Anders der „Pegnesische Blumenorden“: von Harsdörfer und Klaj 1644 begründet, durch Birken 1662 erneuert, hatte er weit über 50 tätige Mitglieder, die sich gewiss in mancherlei Aeusserlichkeit und Spielerei verloren, auch in gegenseitiger Bespiegelung oft über das Mass des Erhörten hinausgingen, die aber doch viel wertvolles Sprachgut gerettet haben. Auch hat sich die Gesellschaft durch alle Stürme der Jahrhunderte als einzige bis zur Gegenwart lebenskräftig erhalten, wie die unten angeführten Publikationen beweisen. Seit Birken (Floridan) den Vorsitz führte, war auch der Charakter des Ordens ein anderer geworden; statt der Panspfeife mit der Umschrift „Mit Nutzen erfreulich“ wurde erst die Devise „*Melos conspirant singuli in unum*“ und dann die Passionsblume mit der Umschrift „*Divini germen*“

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 393.

*honoris*, Alles zur Ehre des Himmels“ gewählt. Diese Symbole deuten schon auf einen starken Zug zu religiöser Mystik.<sup>1)</sup>

Die Dichterin erhielt wie alle Blumenhirten einen Gesellschaftsnamen, und die Eintragung im Manuale des Ordens bringt auf S. 46 unter Nr. 26

Mornille per Anagr.

Frau Gertraud Möllerin, gebohrne Eyflerin, Hn. D. Petri Möllers Medic. Profess. zu Königsberg Eheliebste, eine gekr. Dicht. rec. 1671

Bl. Ehrenpreis, veronica Beyschr.:

Des Himmels im Herzen gebildet:

Erklär.:

Hier ist Veronica! mein Herze, nicht ein Tuch,  
Trägt JEsu Leidens-Bild, den Himmel auf der Erden,

Wer will, die Granadill in meiner Seele such,  
Da soll mit Ehren-Preis Sie stets gefunden werden.<sup>2)</sup>

Floridan hatte der Aufnahmeurkunde und dem „Poetischen Lorbeerkranze“ folgende Begleitverse beigefügt:

„Mornille, Frauen-Kron, Ausbund der Pregelinnen,  
Und Teutschlands Erato! den Berg des Ottokar,  
Macht ihr zum Helicon. Nehmt diese Lorbeer-Waar,  
Es senden Euch den Kranz die andre Pierinnen,  
Die Blum-Gesellschaft ruft, seit dass Sie von Euch weis;  
Die Edle Preuszinn ist des Ordens Ehren-Preis.“

Hoherfreut dankt die Dichterin Floridan für die Ehrung. In edler Bescheidenheit schreibt sie: „... weil aber mein Hochgeehrter Herr! aus Hochgewogener guter Gunst beliebt, mich durch die Ehre der Aufnehmung in die edle Blumen-Gesellschaft

<sup>1)</sup> Vergl. dazu *Herdegen* S. 79 ff. *G. W. Panzer*, Festrede zur 150jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens Nürnberg 1794. *W. B. Mönnich*, Der Pegnesische Blumenorden von 1644—1844 Nürnberg 1844 S. XIV. *Th. Bischoff* u. *A. Schmidt* Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens Nürnberg 1894 S. 495 ff.

<sup>2)</sup> Den Auszug aus dem Manuale verdanke ich den freundlichen Bemühungen der Herren *Otto Börner*, Schriftführer u. *Hans Wiesner*, Ordensrat des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg.

aufzumuntern, um hinfüro mehr Fleis in Ausübung unsrer lieben Mutter-Sprache anzuwenden, will ich in Gehorsam demselben folgen, und soviel irgend nur mein Haus-Wesen und andere Ausser-Geschäfte es zulassen wollen, mich bemühen zu erweisen, wie gerne ich wollte meine meiste Lebens-Zeit den göttlichen Musen widmen, damit gleichwol der gesunde Ehrenpreis, meine mir gegebene Blume in etwas ihre Krafft unter der Unansehnlichkeit ihres Anschauens blicken lasse, darzu ich mich nebenst vorhero gethanenem grossen freundlihen Dank für erwiesene Ehre, heilig verbinde, und daneben schuldigst bleibe . . .<sup>1)</sup>

Das gleichzeitig übersandte Sonett zeigt ihr Bestreben im Sinne des Blumenordens zu wirken:

„Komme liebes Lungen-Kraut, du gesunder Ehrenpreis!  
Welchen mir die Granadill, deine Königin, verehret,  
Und mich, was ich singen soll von des Himmels Ehre, lehret,  
Komm! du sollt mein eigen seyn, auf der Granadill Geheis  
Meines Heilands Märterblum, nunmehr leg ich allen Fleis  
Auf den hochgeschätzten Ruhm, welchen keine Zeit versehret,  
Keine Miss-Gunst nehmen kan, der so lang der Himmel währet,  
Nie von Keiner Aenderung noch von einem Abgang weis.  
Weg, du Ehre dieser Welt, nimmer will ich dein gedenken,  
Meines Himmels Ehren-Preis soll den Sinn zum Himmel lenken,  
Diesen schau ich hoffend an, dessen heller Sonnen-Schein,  
Liegt im Herzen eingebildet, biss ich selbstn ihn erlange  
Und zu Gottes Ehr und Preis mit der Ehren-Krone prange,  
Dann wird meine Granadill JEsus Ehr und Preis mir seyn.“

Die Beschäftigung mit der Dichtkunst war ihr, wie schon früher erwähnt, Herzenssache, und so suchte und fand sie Erholung von allerlei Arbeit, Stärkung in Schwachheit und Zweifeln, Linderung in äusserer Not durch den Verkehr mit ihrer ersten Muse. Schreiber sagt darüber (S. 192):

„Die vielfältige Müh / Arbeit und Schmertzen / welche sie  
in solchem vollbürtigen Seegen / und Kinder-Zucht auszustehen  
hatte / sollte mancher alle Zeit und Lust benommen haben /

<sup>1)</sup> Herdegen S. 394 ff.

an irgend ein Buch zu gedenken / und den gedrückten Sinn zu erheben. Allein die Wolseelige Frau liess sich diesz alles garnicht irren / suchte gleichsam ihre Erholung / ihre Gemüts- und Kräftt-Erfrischung aus den Schrifften gelahrter Leute . . .“ Schicksalsschläge blieben nicht aus; ein Jahr nach ihrer Verheiratung verlor sie den teuren Vater, 1680 starb ihr geliebter Mann und liess die Gattin mit vielen unversorgten Kindern in dürftigen Verhältnissen zurück. 1682 ging auch ihre Mutter dahin. So wurde es immer einsamer um die schwer geprüfte Frau, zumal der Tod bereits früher unter ihren Kindern manch Opfer gefordert hatte. Viele innere Erschütterungen hatte sie durchzukämpfen, mehr und mehr wurde der Blick von dieser Welt auf den wahren Erfüller gerichtet. In jenen Jahren klingt aus manchem Gelegenheitsgedicht ein wehmütiges Erinnern, eine dumpfe Resignation. So singt sie im Jahre 1681 auf den Geburtstag des grossen Kurfürsten:

Str. 14.       „O! wie ein auszerwehlte Feyr;  
               Wär meine fast zerstückte Leyr /  
               Mit schwarzem Traur-Flor nicht umbhüllet;  
               Ich stimmt mit Ihren Seiten ein / . . .

Str. 15.       Nun aber da das grimge Drey  
               Mir Leyr und Feder brach entzwey /  
               Sind sie gar dumpfig und gehemmet.“

Oder auch wenn sie „Auf den Geburtstag Herrn Johann Ernst von Wallenroden, Pr. Land-Hofmeister“ (1690) dichtet:

              „So sind zwar auff ein Hoch Gebobt /  
               Mir Tau und Mäste durch den Todt /  
               Zerstückt / zerbrochen und zerschlagen /  
               doch weil mein Steuer steht ganz und gutt,  
               So spreche ich mit freiem Muht . . .“

Wegen der schweren Sorge um das tägliche Leben konnte sich ihre Muse nicht so frei entfalten, wie es dem ersten Streben der Mollerin würdig gewesen wäre, auch ihre Kunst musste nach Brot gehen und durch erbärmlich bezahlte Gelegenheitsgedichte den Unterhalt bestreiten helfen. Der Vertrieb

ihrer Werke wird ihr auch nicht mehr als den Erlös für „Dedicationsexemplare“ eingetragen haben. „Sie führete / ihrem Stande nach / ein gantz eingezogenes, stilles, und Gottesfürchtiges Leben: besuchte fleiszig den Tempel des Herrn / und ging ihren Nächsten mit aller Dienstfertigkeit willig zur Hand / beflügelte inzwischen ihren Geist mit lauter Gedancken / die gantz himmlisch waren / und hielte sich allstets Reisz-fertig / das ist / geschickt zum Sterben . . .“ berichtet Schreiber S. 169 f. Erst spät gelang es hohen Gönnern, besonders dem von ihr herzlich verehrten Ländhofmeister von Wallenrod bei Kurfürst Friedrich III. nachmaligen König Friedrich I., ein festes Gnadengehalt für die Poetin zu erwirken. Dies geschah vermutlich 1695, denn in einem Gelegenheitsgedicht „Auf den Geburts-Tag Friedrich des Dritten, Churfürsten zu Brandenburg & cet. . .“ nennt sie sich: „Sr. Chur-Fürstl. Durchl. demüthigst-unterworfenen / Stipendiatin / Gertraut Mollerin.“ So wurde sie wenigstens in den letzten Lebensjahren der bittersten Sorgen enthoben, wenn auch schweres Siechtum ihr noch mancher Prüfung auferlegte. Ihren herrlichen Glauben konnte nichts erschüttern, wie das nachfolgende Glaubensbekenntnis zeigt, das sie erst kurz vor ihrem Ende aufsetzte:

„Von meinem Christenthum kann ich mich nichts rühmen als meiner Schwachheit. Das Wollen habe ich noch Gott Lob! Aber in meinem Fleisch wohnet nichts gutes, das Vollbringen finde ich nicht. Ach, ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von dem Leibe der Sünden? Das wirstu thun / HERR JESU / auff den ich mich einig verlasse / und in dessen heiligen Seiten ich mich einwickele. Daraus soll mich kein Teuffel noch Tod reissen / weder mein Leben noch Sterben. Süßzester JESU / erhalte mich bey diesen Gedancken biss an den letzten Hertzschlag. Ich bin eine arme Sünderin das reuet mich / ich verlasse mich aber einig / auff dich. Ach gütigster HERR JESU / dein Blut und Tod macht mich selig!! Amen!

Mein Tod geschehe wenn / wie und wo du mein liebster Gott / wilt. Es soll mich doch nichts von dir scheiden; und

wie ich mich jederzeit in deinen heiligen Willen ergeben so thu ichs auch hierinnen. Dein Will / mein Will / ein Will!“ Dabei blieb sie auch in ihrer letzten Stunde, von welcher Schreiber berichtet: „Gestaltsam als ihr Herr Beicht-Vater sie befragte / ob sie JESUM noch im Hertzen hätte? Sie mit dieser Freimütigkeit in diese letzte Krafft-Worte herausgebrochen: HERR ZEBAOOTH! Worauf sie bald ihren Geist selig in Gottes Hände aufgegeben. So geschehen am neulichen 16. Februar umb 5 Uhr nach Mittage / . . .“

1705, fast 100 Jahre nach Simon Dach's Geburt schloss Gertrud Moller die Augen, auch ihr Leben war voll von Mühe und Arbeit, reich an Segen. Von ihren Kindern standen nur noch drei Töchter an der Totenbahre.<sup>1)</sup> Eine grosse äussere Ehrung wurde der Poetin noch zuteil durch ein stattliches Begräbnis auf königliche Kosten. Ihre Leiche wurde in der Professorengruft (an der Nordseite der Domkirche) beigesetzt, die Stätte mit einer Gedenktafel geziert, welche aber — wie fast alle Erinnerungen an frühere Jahrhunderte — seit dem Umbau zur Stoa Kantiana zerstört oder verloren gegangen sind.

Die Kritiken über das poetische Schaffen der Mollerin haben — besonders um die Wende des 17. Jahrhunderts — noch vielfach mit schweren Vorurteilen gegen geistige Betätigung der Frauen zu kämpfen. In einer Zeit, wo z. B. Joachim Rachel jede Frauenlyrik für „Sapphische Unzucht“ hält und den Ausspruch prägt:<sup>2)</sup>

„Den Männern nur gehört die Feder und der Bart,“

<sup>1)</sup> Ihre jüngste Tochter Sophia Tugendreich heiratete im selben Jahre den „Treuflieszigen Pfarrer und Seel-Sorger der Königl. Preussischen Veste Friedrichsburg Hn. Johann Christoff Netzke“. In einem Gelegenheitsgedicht auf diese Vermählung hebt der Dichter Johann Erhard Etmüller „des Vatern Ruhm, der Mutter kluges Wiszen“ hervor und sagt von der Dichterin:

Sie / Die die Tugend stets geliebt /  
 Sie / die die Tugend ausgeübt /  
 Die Tichterin und Sappho unsrer Zeiten /  
 Die liess ein Kind besondrer Trefflichkeiten.“

(„Sammelband der Stadtbibliothek Königsberg i. Pr. Oe. 53, darin Nr. 71.)

<sup>2)</sup> Vergl. dazu Erich Schmidt Charakteristiken 1. Bd. 2. Aufl. 1902 S. 80—82 und Joh. Scherr, Geschichte der deutschen Frauenwelt, 3. Aufl. 2 Bd. Leipzig 1873 S. 129—135.



wirkt es doppelt erfreulich, wenn Morhof in seinem „Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie“ schreibt: „Sie hat ein Buch teutscher Oden, die so wol gesetzt seyn, als sie der beste Poet setzen mag, an das Licht gehen. Es fehlet hie nicht allein nichts an Erfindung, an Eigenschaft und Zierlichkeit der Rede, an gehöriger Kunst-Richtigkeit, sondern ich darf kühnlich sagen, dass sie einigen Dichtern unserer Zeit, die dennoch einen Namen gesucht und erlanget haben, weit vorzuziehen seye . . .“ Dies uneingeschränkte Lob des bedeutendsten Polyhistor im 17. Jahrhundert und Vaters aller Literaturgeschichte stammt bereits aus dem Jahre 1682.

Im Jahre 1692 werden ihre Werke in einem Leipziger Kataloge besprochen, und Erdmann Neumeister nennt die Dichterin „Poetiam Prussorum celeberrimam“ (de poetis Germ. p. 69).

Die beiden ältesten Kritiken enthalten also uneingeschränktes Lob und sind um so höher anzuschlagen, als sie aus der Feder scharfer Beobachter kommen und nicht von verwandtschaftlichen Gefühlen der Gesellschaftsmitglieder diktiert sind, denn in dieser Unsitte wurde allerdings Gröbliches geleistet.

C. S. Paullini in seinem Buche „Das Hoch- und Wohl-gelahrte Teutsche Frauen-Zimmer . . .“<sup>1)</sup> nennt die Mollerin „meine vormahls Ehren-werthe Freundin / die mit ihrer wohl-klingenden Poesie bey Hohen Chur- und Fürstlichen / auch andern vornehmen Personen / sich überahl beliebt und bekindt gemacht hat . . .“ Er sagt weiter „ich halte traun mit dem berühmten Morhoff den Ruhm der Frauen, den sie aus der Poeterey erlangt viel höher als den Ruhm der Männer. Denn es ist gar ein unbilliches Urteil des vornehmen Arabischen Poeten Pharezdaki, welcher, da er ein schönes Carmen einer Araberin gelesen, gesagt: wenn die Henne wie der Hahn singt, muss man ihr den Hals abschneiden . . . Diese Möllerin verstund die Frantzösische und Lateinische Sprache fertig / und hatte eine

<sup>1)</sup> Franckfurth & Leipzig 1705 S. 91—97.

Tochter / so in gleich-rühmlichen Fuszstapfen der Mutter nachtrabte . . .“

Wenig später — 1715 — wies ihr Georg Christian Lehms in seinem tüchtigen Buche,<sup>1)</sup> in dem er 111 teutsche Poetinnen namhaft macht, einen ehrenvollen Platz an. S. 138 führte er sie als „LX Mollerin (Gertraud) an, bespricht ihre Herkunft, Familienverhältnisse, Bildung, hebt hervor, dass sie „sich auch durch ihre galante Poesien die Gnade vieler hohen Standes-Personen zugezogen“ hat . . . „Ihre geist- und weltlichen Oden hat Johann Sebastian mit Melodien beehret, so An. 1675 zu Hamburg in Fol. herausgekommen sind.“

Der im Jahre 1725 veröffentlichte „unverwelkliche Lorbeer-Krantz“ von Michael Schreiber<sup>2)</sup> stammt bereits aus dem Jahre 1705 und ist ein mit Liebe gezeichnetes Lebensbild. Auch Schreiber bekämpft zunächst die Zurücksetzung der Frauen im geistigen Streben und führt S. 181—184 allerlei Urteile der verschiedensten Jahrhunderte zu dieser Frage an. Von ihren Werken sagt er nur allgemein, dass sie „allerhand Sinn- und Zier-reiche Gedichte zu Ehren des Allerhöchsten / wie auch seines Gesalbten / und grüsten Häupter dieses Landes / nicht minder auff verschiedene Trauer- und fröliche Begebenheiten ans Licht gestellt / zum sonderlichen Ruhm unseres Hochgeliebten Vaterlandes . . .“

Bereits 1739 erscheint ihr Name in einem Nachschlagewerk.<sup>3)</sup> Dort steht unter dem Stichwort Mollerin (Gertraud) — wohl nach Lehms — ein kurzer Abriss ihres Lebens, und dass sie sich „durch ihre galante Poesie sehr beliebt gemacht“. Dem bekannten Urteil Morhofs fügt das Lexikon noch hinzu: „dergleichen noch andere hin und wieder mehr gethan.“

<sup>1)</sup> Teutschlands galante Poetinnen . Mit Ihren sinnreichen und netten Proben nebst einem Anhang Ausländischer Dames / so sich gleichfalls durch schöne Poesien / Bey der curieusen Welt bekannt gemacht . . . Franckfurt a. M. 1715.

<sup>2)</sup> Continuirtes Gelehrtes Preussen . . . 4. Quartal MDCCXXV. S. 178—200.

<sup>3)</sup> Grosses vollständiges Universal-Lexikon Aller Wissenschaften und Künste . . . 21. Bd. (Mi—Mo.) Leipzig und Halle (Verlegts Johann Heinrich Zedler) 1739 fol.

Herdegen bespricht 1744 hauptsächlich die Beziehungen Mornilles zum Blumenorden,<sup>1)</sup> führt die schon oben genannten Werke der Dichterin an und fügt einige Lobgedichte anderer Blumenhirten bei, so das schon genannte von Birken, 2 Sonette von Bärholz und einen Hymus der Regina Magdalena Limburgerin, Gedichte, die sich in leeren Lobhudeleien ergehen.

Mit gründlichem Material und genauester Quellenangabe ist das zweibändige Werk von Daniel Heinrich Arnoldt ausgestattet, das 1746 erschien.<sup>2)</sup>

Darin findet sich ausser den bereits erwähnten Artikeln über Michael Eifler (II. S. 383 X) und Petrus Möller (II. S. 327 VIII) eine ausführliche Besprechung über Leben und Werke der Dichterin. (II. S. 528 f. Nr. LXV.) Die Angaben gehen zunächst auf Schreiber zurück, der auch zitiert wird. Dann aber heisst es: „Es finden sich von ihr ausser sehr vielen auf verschiedene Fälle verfertigten einzelnen Gedichten, folgende Sammlungen:

Geist- und weltliche Lieder von Johann Sebastian, Churf. Brand. Capellmeister in Melodeyen gesetzt, Hamburg 1672. 4<sup>o</sup>.

Gedichte, Königsberg 1692. 8<sup>o</sup>.

Geistliche Oden, Königsberg 1696. 8<sup>o</sup>.

Kräuter und Blumengarten aus den Sonn- und Festtäglichen Evangelien Königsberg 1704. 4.

Weitere Angaben finden sich in Arnoldts „Zusätzen und Verbesserungen zum andern Theil“. S. 103, wo besonders auf Herdegens Historie des Pegnitz-Ordens und an Gottscheds „Vernünftige Tadelrinnen 2. Th. 26. St. verwiesen<sup>3)</sup> und hinzugefügt wird: „Sie hat auch noch

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 392—402.

<sup>2)</sup> D. Daniel Heinrich Arnoldts ausführliche / und mit Urkunden versehen Historie der Königsbergischen Universität. Königsberg i. Pr. 1746.

<sup>3)</sup> In der grossen von Eugen Reichel edierten Ausgabe von Gottscheds gesammelten Schriften, 6 Bde. Berlin (1902) fehlt im zweiten Teil der „Vernünftigen Tadelrinnen“ Gottscheds Lebensabriss der Dichterin. Die Anmerkung (2. Bd. S. 303) besagt: Stück 26 „enthält eine kurze Lebensgeschichte der Gertraud Möller“ Eine andere Ausgabe war mir leider nicht zugänglich.

Geistl. Sonette 8vo,

Weihnachtsbetrachtungen 4to,

und andere einzelne Gedichte, als auf die Geburt und das Leiden Christi drucken lassen.“

1747 gab Johann Christof Gottsched in einer Uebersicht<sup>1)</sup> „Fortgesetzte historische Nachricht von den bekanntesten Preussischen Poeten voriger Zeiten“ auch eine Würdigung der Mollerin, die mit den Worten beginnt: „Die IX. preuss. Muse ist Frau Gertrud Möllerin.“

Interessant ist hier auch die Bemerkung, dass D. Peter Möller „sich ihre Poesie nicht abschrecken liess, eine sonst lebenswürdige Person zu erwehlen“. Gottsched geht hauptsächlich auf Herdegen und Arnold zurück, wie aus der Zusammenstellung der poetischen Werke ersichtlich ist.

In Christian Gottlieb Jöchers „Allgemeinem Gelehrten-Lexikon“<sup>2)</sup> ist der Artikel „Möllerin, Gertrud“ von Arnold und daher mit den vorigen Angaben gleichlautend.

Erst 1824 erwähnt Ludwig von Baczko<sup>3)</sup> die Dichterin mit den Worten: „Der Einfluss des Auslandes wirkte auch auf die lyrischen Dichter . . .“ Dabei unterläuft ihm ein Fehler, indem er sie Gertraud Eiflerin, geborne Müllerin nennt; er hebt aber hervor, dass sie „Noch in dem frommen, herzlichen Tone der Vorfahren“ dichtete.

Einem Landsmann der Mollerin, dem um die Literaturgeschichte Preussens hochverdienten Konsistorialrat und Rektor der Dom-Schule, Dr. Georg Christoph Pisanski war es vorbehalten, die Dichterin der völligen Vergessenheit zu entreissen. Leider hat er selbst die Herausgabe seines Buches: „Entwurf der Preussischen Litterärsgeschichte während des 17. Jahrhunderts“ nicht mehr erlebt. In dem Fragment gebliebenen Abschnitt „Von der

<sup>1)</sup> Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste (des 4. Bandes 5. Stück), Leipzig 1747, S. 431 f.

<sup>2)</sup> Leipzig 1750 4 Bde. II, S. 576 f.

<sup>3)</sup> Versuch einer Geschichte der Dichtkunst in Preussen (von Dach bis Gottsched) in den Beiträgen zur Kunde Preussens. Kbg. 1824, IV. Band S. 160.

Sprachenwissenschaft in Preussen im 17. Jahrhundert<sup>1)</sup> findet sich, abgesehen von den auf Arnold zurückgehenden Lebensabriss Gertruds eine ausführlichere Zusammenstellung ihrer Werke, welche beweist, dass Pisanski die ganze Fruchtbarkeit ihres Schaffens bekannt war, denn ausser den von Arnold aufgezählten Gedichtsammlungen nennt er

Das Wort des Vaters in der Krippe, Königsberg 1692, 8<sup>o</sup>,  
Jesus, das A und das O 1693, 8<sup>o</sup>,

Die wundervollen Liebeswerke des dreyeinigen Gottes,  
Kbg. o. J. 4<sup>o</sup>. 16 Bog. u. a. m.

Die Erneuerung des Pisanskischen Werkes hat die Angaben des Gelehrten an keiner Stelle erweitert oder geändert.<sup>2)</sup>

Die musikalische Seite ihrer geistlichen Lieder bespricht 1852 G. Döring<sup>3)</sup> und betont, dass „sie eine Einbürgerung in den Kirchengesang nicht erlangt“ haben. „Nur von ihren Parnassblumen liess sich ein Tonsetzer in der Person des Capellmeisters Sebastiani nachweisen.“

In demselben Jahre erwähnt Eugen Huhn<sup>4)</sup> „Eine Gertrud Möller geborene Eyfler, ebenfalls in Sprachen bewandert und Mitglied des Pegnesischen Blumenordens . . .“ und hebt besonders ihre Eigenschaft als gekrönte Dichterin hervor.

In C. H. T. Flügels Königsberger Jubelchronik, einer aus unzähligen älteren Werken recht ungleichwertig zusammengetragenen Arbeit, wird der Dichterin an zwei Stellen Erwähnung getan.<sup>5)</sup> F. zählt die Werke — offenbar nach Pisanski auf — und gibt zum Teil mit falschen Jahreszahlen einige Daten aus ihrem Leben.

<sup>1)</sup> Neue Preussische Prov.-Blätter 1852 I., S. 467.

<sup>2)</sup> Vergl. die schon erwähnte Bearbeitung von F. A. Meckelburg, Kbg. 1853 S. 257 und die neuere Ausgabe von Rudolf Philippi, Königsberg 1886 S. 420.

<sup>3)</sup> Zur Geschichte der Musik in Preussen. Elbing 1852 S. 148.

<sup>4)</sup> Geschichte der deutschen Literatur, Stuttgart. 1852, S. 153.

<sup>5)</sup> Königsberger Jubelchronik, Königsberg 1855 S. 79 (17. Jahrhundert). S. 7 (18. Jahrhundert).

Das verdienstvolle Werk von Jos. Müller<sup>1)</sup> bringt zum ersten Male eine vollständige Beschreibung der beiden Teile der „Parnassblumen“ und enthält 47 Nummern des Komponisten Sebastiani.

In der leider nicht vollendeten Arbeit von C. Lemcke<sup>2)</sup> wird eine Reihe Dichterinnen jener Zeit erwähnt, die auch Mitglieder des Pegnitzordens waren: „Frau Dobeneckerin, Limburgerin, Penzlin,“ doch wird „die Frau Möllerin“ wegen ihrer Anerkennung durch Morhof besonders hervorgehoben.

Heinrich Gross zitiert<sup>3)</sup> — nur nach Kurz — „Gertrud Möllerin, die Dichterin gelungener geistlicher und weltlicher Oden.“

Eine bloße Erwähnung ihres Namens findet sich bei Daniel Sanders S. 48, § 125, 4.<sup>4)</sup>

1883 erwähnt L. H. Fischer<sup>5)</sup> bei Besprechung des Dichters L. P. Titz die „Parnassblumen von Gertrud Müllerin“.

Ein Prachtstück aus den Parnassblumen führt im Jahre 1886 L. H. Fischer an.<sup>6)</sup> Nach einer kurzen Lebensbeschreibung der Mollerin sagt er: „Sie war eine fruchtbare Dichterin: ausser vielen Gelegenheitsgedichten hat sie 8 Sammlungen von Gedichten veröffentlicht. Die meisten derselben waren geistliche und sind in der Zeit ihres Wittwenstandes erschienen.“ Sodann bringt F. einen Neudruck des mundartlichen Gedichtes Nr. 60 des ersten Teiles der Parnassblumen:

„Sol öck popperlinstes Hart . . .“

Die erste ausführliche Bibliographie zur Mollerin findet sich

<sup>1)</sup> Die musikalischen Schätze der Königlichen und Universitäts-Bibliothek zu Königberg i. Pr., Bonn 1870 S. 331—336.

<sup>2)</sup> Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit 1. Bd. Leipzig 1871 S. 287.

<sup>3)</sup> Deutschlands Dichterinnen und Schriftstellerinnen 2. Aufl. Wien 1882 S. 18.

<sup>4)</sup> Deutsche Litteraturgeschichte bis zu Goethes Tod, Berlin 1879.

<sup>5)</sup> a. a. O. S. XVIII. Anm.

<sup>6)</sup> Ein Königsberger Gedicht in niederdeutscher Mundart aus dem Jahre 1670 (in: Jahrbuch des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung XII S. 141 f.).

bei Karl Goedeke;<sup>1)</sup> ausser den schon durch Pisanski bekannten Werken führt G. noch 2 Einzeldrucke von Gelegenheitsgedichten an, die sich auf der Elbinger Stadtbibliothek und Königsberger Universitätsbibliothek befinden.

Im Jahre 1888 schreibt H. Kurz,<sup>2)</sup> wie schon in früheren Auflagen: „Berühmter ist Gertr. Moellerin, geb. Eiffler in Königsberg (Mornille) deren „Geist- und Weltliche Oden“ (1675) von Morhof und Neumeister den besten der Zeit gleichgesetzt werden.“

Während die Dichterin bei Koberstein und Gervinus fehlt, schreibt 1894 W. Wackernagel:<sup>3)</sup> „auf (Gelegenheitsdichtung beschränkte sich die Dichterin Gertrud Möllerin aus Königsberg . . . doch hat sie in Simon Dachs Weise, nur mit scherzhafter Absicht, auch die Liebesdichtung in der Mundart gepflegt.“

In jüngster Zeit — 1913 hat I. Nadler<sup>4)</sup> der Dichterin ehrenvoll gedacht; er schreibt: „Dachs Schülerin war in dieser Kunst Gertrud Möllerin . . . eine gekrönte Poetin und Mitglied des Pegnitz-Ordens, die von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, auch ein Dialektgedicht schrieb.“

Dass in 4 Jahrhunderten sich nicht mehr Stimmen zur verdienten Würdigung der Dichterin erhoben haben, hat seinen Grund weniger in der geringen literarischen Bedeutung als in der ungenügenden Verbreitung ihrer Werke. Diese waren nur in wenigen Exemplaren — für hohe Gönner — gedruckt und verfielen in deren Bibliotheken meist bald einer unrühmlichen Vergessenheit. Die dürftigen Reste (nur etwa ein Exemplar von jeder Gattung!) haben schliesslich in der Wallenrodtschen Bibliothek ein Asyl gefunden, waren aber auch hier Jahrhunderte lang fast unerreichbar. Erst im letzten Jahrzehnt, mit Ueberführung namhafter Bestände in die Königsberger Universitätsbibliothek, sind sie der Benutzung wieder zugänglich gemacht.

<sup>1)</sup> Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung 1887 III, S. 324f. Nr. 38.

<sup>2)</sup> Geschichte der deutschen Litteratur 8. Aufl. 2. Bd. Leipzig 1888. S. 235.

<sup>3)</sup> Geschichte der deutschen Literatur 2. Aufl. (ed. Martin) 1894 S. 238.

<sup>4)</sup> Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften 2. Bd. S. 55 Regensburg 1913.

### Gelegenheitsgedichte.

Wenn Pisanski<sup>1)</sup> sagt: „Alle ihre Gelegenheitsgedichte würden einen ziemlichen Band füllen,“ so beweist er damit, dass er noch eine geschlossene Sammlung solcher Carmina gesehen hat. Heute liegen die Verhältnisse anders, denn die Heimatstadt der Mollerin beherbergt nur noch sechs in verschiedenen Sammelbänden verstreute Gelegenheitsgedichte.<sup>2)</sup>

Dagegen befindet sich in der Berliner Staatsbibliothek ein stattlicher Band (Sammelband), in welchem 183 Gedichte des Königsberger Poeten und Professors der Dichtkunst Johann Röling und 99 Gelegenheitsgedichte von Gertrud Möllerin durch einen fleissigen Sammler zusammengetragen sind.<sup>3)</sup> Der anonyme Sammler, der sich durch die Abkürzung I, I. S. unsern Nachforschungen entzieht, hat ein genaues „Verzeichnisz der in diesem Bande enthaltenen Gedichte“ vorangeschickt und teilt 68 Lob- und Glückwünschungsgedichte, 12 Hochzeitsgedichte, 19 Begräbniszgedichte mit. Von den in Königsberg befindlichen Gedichten sind 2 in dieser Sammlung enthalten<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> (ed. Philippi) S. 420.

<sup>2)</sup> 1. Ein kurtzes Leid bringt ew'ge Freud. Oder/ mitleidiger Trost . . . über früh zeitig doch seeliges Ableiben des ... Herrn Johann Weissen vornehmen Gerichts-Verwandten / u. Handelsmanns im Kneiphoff Kbg. 1663 Oe 2395.

2. Unterthänige Klag- und Trost-Schrift an den Durchläuchtigsten Fürsten und Herrn / Herrn Boguslav Radziviln / Kbg. 1667 (in Radziviliana Oa 72 fol. nr. 19.

3. Letztes Ehren-Gedächtnisz / dem Wolgelahrten . . . Musico . . . Hn. Conrad Matthaei Kbg. (1667) in Oe 2395.

4. Hertzliche Freude Ueber den Glückbringenden Einzug / der Durchläuchtigsten Beyden Churfürstlichen Printzen Carl Aemilen und Friderichs . . . in dero Land Preussen. Kbg. 1668 (in Od. 593 fol. nr. 1).

5. Traurige Cypressen / Bey welchen eine schñliche Klage geführet des Durchläuchtigsten Fürsten und Herrn / Herrn Boguslaw Radziviln Kbg. 1670 (in Oa 50 fol. nr. 29.)

6. Untertänigster Freuden-Zuruff / Welchen / Bey der Königlichen Krönung . . . / . . . Kbg. 1701 in Oa 72 fol. nr. 11.

<sup>3)</sup> Der berühmten Preussischen Poetin Frauen Gertrud Möllerin bey verschiedener Gelegenheit verfertigte Gedichte; gesammelt von I. I. S. (Yi 7100 4<sup>o</sup>).

<sup>4)</sup> Nr. 54 der Sammlung entspricht dem vorher angeführten Gedicht Nr. 6 und Nr. 82 dem Gedicht Nr 5.



Wie richtig hatte schon Opitz — Theorie und Praxis! — den Schaden und Fluch der Gelegenheitsgedichte erkannt. Denn gerade in dieser Dichtungsart liegen für den Poeten grosse Gefahren. Die Verse sind meist von der Not diktiert, daher wird im Hinblick auf klingenden Lohn oder irgendwelchen äusseren Vorteil voller in die Saiten gegriffen. Harsdörfer hatte<sup>1)</sup> für solche Anlässe die Einkleidung in Schäfereien empfohlen: „Dergleichen Gedichte dienen zu Freuden und Trauren / zu Glückwünsungen / Beschreibungen und was nur in der Poeterei vorkommen mag /, wann man sonderlich die Erfindung in gebundner und ungebundner Redē ausbildet.“

Auch bei der Mollerin war, abgesehen von der herrschenden Mode, die Not eine Triebfeder zu solchen Dichtungen. Und doch hat ihre Begabung selbst diesen Ergüssen eine subjektive Note verliehen, in denen doch konventionelle Schranken eine Eigenentwicklung kaum gestatteten. Gertrud Moller ist mehr als eine Dutzenderscheinung des 17. Jahrhunderts. Ist sie auch in der Art zu dichten im wesentlichen ein Kind ihrer Zeit, so steht sie doch in der Auffassung auf wesentlich höherer Warte. Und wie Simon Dach unsterblich geworden ist durch schlichte, echte Stücke aus seinen Gelegenheitsgedichten, wie „Annke von Taraw“ und „Der Mensch hat nichts so eigen“ ihm hoch über den Durchschnitt seiner Zeit erheben, so hat auch die Dichterin Töne auf ihrer Leier, die wahr und innig klingen.

Es ist nur selbstverständlich, dass die Mollerin — der damaligen Zeit entsprechend — Ereignisse im Herrscherhause mit ihren Glückwünschen begleitet. 23 solcher Gelegenheitsgedichte sind erhalten geblieben und umfassen die Jahre 1668—1704. Durch die unbedingte Ehrfurcht vor dem Kurfürsten, der ihr als Gesalbter des Herrn und Stellvertreter Gottes erscheint, der dann endlich ihr persönlicher Wohltäter wurde, ist der Ton tiefster Ergebenheit und unerschütterlicher Dankbarkeit gegeben, ohne darum in die üblichen leeren Tiraden serviler Schmeichelei

<sup>1)</sup> Gesprächspiele 5. Th. Nürnberg. 1645 C. C. XX, S. 324.

zu verfallen. Wie passend klingt z. B. ein Geburtstagswunsch für den Grossen Kurfürsten: <sup>1)</sup>

„Von der Last zur Lust hin eyle /  
Schleuss die Kummertüre zu /  
Die du deiner Länder wegen  
Stetig offen pflegst zu hegen.“

Herzliche Worte findet sie, als Friedrich Wilhelm am 24. 1. nach dem glänzenden Haffübergange und Schwedensiege 1679 feierlichen Einzug in Königsberg hält:<sup>2)</sup>

„Steur der ungerechten Handt /  
Die dein armes treues Landt /  
Ohne Ursach zubestreiten /  
Und zu unterdrücken sucht;  
Komm! Und schaff der Feinde Flucht.“

Dass Preussens Sache nur gerecht ist, begründet sie mit den Worten:

„Niemahls war es unser Will;  
Disz und jenes Volek zu haszen.“

Durchaus in der Sitte der Zeit und besonders in der Nürnberger Schule befangen, alle möglichen Spielereien mit Namen anzubringen, bietet sie in einem Glückwunschgedicht aus dem Jahre 1685,<sup>3)</sup> in dem die Namen Friedrich und Wilhelm ausgedeutet werden, ein hübsches Wortspiel:

„Und billig heist Er Friderich /  
Er liebet Frieden inniglich /  
Doch wann er auch nicht Fried kann haben /  
So trifft er mitt den Waffen drein;  
Und derer Schärffe / Blitz und Schein /  
Kan alle seine Feind begraben;

<sup>1)</sup> Glückwunsch über den dreyfach glücklichen Geburts- & Namens- tag Hern Friedrich Wilhelms Churfürsten zu Brandenburg . . . Kgb. 1669. (Berl. Nr. 1) Strophe 7.

<sup>2)</sup> „Sehnliches Verlangen & demütiges Umpfangen des getreuen Preussen- landes . . .“ Kgb. 1679 (Berl. Nr. 3).

<sup>3)</sup> Glückwunsch an . . . Fridrich Wilhelm, als derselbe durch die Geburt eines jungen Printzen zum andern mahl Grosz-Herr-Vater ward. Kgb. 1685 (Berl. Nr. 5) Strophe 11.

Gott ist sein Hutt / denn muss es gehn.

Wer WILL für diesem HELM bestehn?“

Mit der üblichen Staffage des Jahrhunderts, der leidigen Mythologie überladen, erscheinen mehrere Gelegenheitsgedichte auf Kurfürst Friedrich III. und seine Gemahlin.<sup>1)</sup> So erscheinen: Titan, Aurora, Deleus, Zefir, Tellus, Boreas, Chyntia, an anderer Stelle treten Götter auf, um den Kurfürsten zu beschenken: Jupiter, Mars, Neptun, Aeol, Bachus, Cupido, Mercur. Das in vieler Beziehung interessante und schon früher erwähnte Gedicht an Friedrich III. aus dem Jahre 1695 bringt sogar kulturhistorische Erwägungen:

„Ein jedes Volk, was auf dem Erden-Kreis /  
 Von Tag / und Jahr / und Zeit zu sagen weiss /  
 Hat diesen Tag, an dem es war gebohren /  
 Für anderen zu feyren ihm erkoren /  
 Weyl dieser es aus der Gefängnisz Nacht /  
 Zum klaren Licht und Freyhheits-Stand gebracht.“

Für ihre Stellung zum Fürstenhause wird es noch dadurch von Bedeutung, dass Gertraud den Kurfürsten hierin zum ersten Male Durchlauchtigster Moeßen nennt. Ihre edle Bescheidenheit und unerschütterliche Dankbarkeit für erwiesene Wohltaten legt sie öfter an den Tag, so z. B. in einem Gedichte aus dem Jahre 1689,<sup>2)</sup> wo es heisst:

„Andre mögen höher singen:  
 Ich will Dir ein Liedchen bringen /  
 Das der Himmel nicht veracht.“

Auch in diesem Liede bricht sie eine Lanze für Preussens Sache und sagt von der Anmassung der Polen:

„Ewig müssen unterliegen /  
 Die aus blosser Herrschsucht kriegen /  
 Denn es hat noch nie geglückt;  
 Dem, der ohne Billigkeit /  
 Wider Treu / und Glauben streitt“.

<sup>1)</sup> Beym neuen Jahr an die Churfürstin zu Brandenburg Soph. Charlotta. Kbg. 1695 (Berl. Nr. 21).

<sup>2)</sup> Auf den Geburtstag Friedrichs des Dritten, Churfürsten zu Brandenburg. Kbg. 1689 (Berl. Nr. 10) Str. 11.

Gerade 1689 bestand grosse Gefahr für die Stadt. Die Einwohner von Tilsit waren zum grössten Teil bis Königsberg geflüchtet, Feldmarschall von Derfflinger kam nach Preussen „weilen man sich allhier der Pohlen wegen etwas besorget.“

Ganz im Schäferstile sind einige Gelegenheitsgedichte abgefasst, bei denen wir auch die Prosa der Mollerin kennen lernen. In Nr. 30<sup>1)</sup> gibt „die Nimpfe Siburosa“<sup>2)</sup> ihrer Freude Ausdruck, dass sie . . . „in guter Ruhe und stolzem Friede auch annitzo sitze / da meine liebe Schwester Germanien / durch die wütenden Kriegesflammen — / nicht ohne Versehrung ihrer Kleider / so lange flüchtig lauffen / und von einem Ort zum andern Ruhe suchen müssen . . .“

Die Dichterin tritt auch selbst als Schäferin in Nr. 26, 36, 38, 41 handelnd auf. So erhält sie in Nr. 26 von Apollo den Auftrag, ihre Stimme zur Ehre Preussens zu erheben:

„Er sprach: höhr was ich dir gebiete /  
Mirnello!<sup>3)</sup> gehe deine Bahn /  
Und weil du uns bist zugetahn /  
So überreich es dessen Güte /  
Der unser Schmuck . . .“

Aehnlich in Nr. 38: „Ich will dir, Mornille / als eine an unserm Preussischen Helicon Weidende / empfehlen: zumal dieselbe / dem Grossmächtigsten Friderich / für dessen an sie gewante gnädigste Verpflegung alle Demuhts-Pflichten abzuzollen schuldig ist . . . befahl ihr auch solches in ihr Gedenckbüchlein einzutragen . . .“ Ebenso im Auftrage Mercur's: „und Mornille setzte gegebenem Befehle nach / gesehenes / gehörtes und empfangenes / in aller Demuht auf / . . .“

Desgleichen in Nr. 36: „Hiermit fassete der schnell flügende Himmelsbohte Mercur / beyde Hirtinnen auf seine Kunst-flügel / führete sie zu dem Ottokars-Berge / und in der Mornillen Hütte,

1) Auf den Geburtstag Hrn Fridr. des Dritten, Churfürsten zu Brandenburg . . . (Heilige Befeyrung . . . Meines Allergnädigsten Herrn / und Nutricii) Kbg. 1697.

2) Anagramm für Borussia vergl. Dachs Sorbuisa.

3) Anagramm für Mollerin.

welche gegebenem Befehl nach, ihren ganzen Lust-Wandel nebst dem Zuruf der Musen / dem Papier einverleibete . . .“

In demselben Gedicht findet sich eine von der Mollerin nicht beabsichtigte Hindeutung auf die Arbeitsweise der Renaissance-Dichter; die Schäferin Philothea sagt: „Was sonst die weltlichen Geschichte von ihr melden / will ich dir „in meinen zusammen getragenen Gemein-Stellen / bey Gelegenheit zeigen.“ Das sind die beliebten Hilfsbücher und Collectaneen-Bände, die es auch dem poetisch unbegabten Dilettanten ermöglichen sich als Dichter aufzuspielen.

Das wichtigste Ereignis für Preussen, die Krönung Friedrichs I., war eine willkommene Gelegenheit für viele Berufene und Unberufene, ihre dichterischen Ergüsse am Throne „Salomos“, „Alexanders“ usw. niederzulegen. Der „unterthänigste Freudenzuruf“ der Pregelhirtin<sup>1)</sup> enthält neben den üblichen formelhaften Uebertreibungen auch dichterisch Wertvolles: v. 139 f.

„Monarchen sind Lampen, die selbst sich verzehren /  
Den anderen leuchtend . . .“

und v. 146 ff.:

Die mächtigsten Scepter, die prächtigsten Kronen /  
Sind Bley-schwere Bürden den Häuptern der Welt /  
Sie sitzen und herrschen auf köstlichen Thronen /  
Um welche nur Wache Bekümmernisz hält /

ähnlich bei Dach: „Den König ist sein Herz betrübt,

Stillt nicht die Aufsicht der Trabanten.“<sup>2)</sup>

Ausser dem Hohenzollernhause war alljährlich die Preussische Regierung mit Glückwünschgedichten zu bedenken.<sup>3)</sup> In ihnen finden sich viele Gemeinplätze; die Bitte um geneigtes Wohlwollen und der Dank für erzeugte Wohltaten ist der Hauptinhalt. Auch andere hohe Häupter wie z. B. der schon erwähnte

1) Mit 26 andern Glückwünschgedichten in einem Sammelbände der Kbg. Univ.-Bibl. „Ostpr. Krönungsschriften“ Oa 50 fol. Nr. 29.

2) Oesterley S. 22.

3) 8 solcher Gedichte sind erhalten auf die Jahre 1691, 1696, 1697, 1698, 1699, 1702, 1703, 1704.

Landhofmeister Johann Ernst von Wallenrodt<sup>1)</sup> und der Kanzler von Kreitzen<sup>2)</sup> sind von ihr angesungen; auch sie erhalten die Anrede: „Grosser Moecken.“

Einen breiten Raum nimmt in den Gelegenheitsgedichten die so sehr beliebte „Zahlensymbolik“ ein, und mit grossem Behagen pflegt die Dichterin diesen seit Harsdörfers „Mathematischen Erquickstunden“ und den Schriften anderer „unbekannter Cabalistischer Scribenten“<sup>3)</sup> beliebten Stoff. Am meisten erscheint die Zahl 4,<sup>4)</sup> z. B. in Nr. 27 Str. 6:

„Weis sich wer worzu zu schicken /  
sagt man: ei, es muss ihm glücken /  
Er hat alle Vier gefaszt;  
Kan wer was mit Klugheit tragen /  
Spricht man: ja, er ist beschlagen /  
Und trägt vierfach seine Last;  
Ein gevierdte Schnur läst nicht /  
Dass man leichtlich sie zerbricht.“

immer wird sie als „Vollkommene“ Zahl bezeichnet. Der Zahl 7 werden drei längere Ausdeutungen gewidmet;<sup>5)</sup> in Nr. 16 erscheint die Zahl 3.<sup>6)</sup>

Von der Zahl 9 heisst es:<sup>7)</sup>

„Neun ist die höchste Zahl / mit der man alles zehlet /  
Dann ohne Zusatz doch kein Höhere besteht.“

Wie die Dichterin in der Zahlensymbolik ganz auf dem Boden der heiligen Schrift steht, so lehnt sie auch den Sternenglauben ab. Aehnlich wie Harsdörfer den Standpunkt vertrat: „Also bleibet es darbei / das man noch zu wenig / noch zuviel / auf solche himmlische Zeichen halten / und sie mit kindlicher /

1) 10 Gedichte an ihn sind erhalten.

2) Acht Gedichte.

3) Vergl. Th. Bischoff a. a. O. S. 365.

4) In den Gedichten Nr. 6, 27, 32, 36.

5) Ged. Nr. 36, 60 und 82.

6) Harsdörfer hat ihr im „Nathan“ I, XXXIV, 35 eine lange Betrachtung eingeräumt.

7) Ged. 47 v. 1.

und nicht mit knechtischer Furcht ansehen und betrachten soll.“<sup>1)</sup>  
sagt sie in Nr. 29:

„Die des Himmels kündig seyn  
Und der lichten Sterne Schein /  
Krafft und Würckungen betrachten /  
stellen nicht verwerfflich dar /  
dass auff viele Tag im Jahr /  
Der / und dieser hab zu achten /  
Weils ihm hierin wol geling /  
Dorten aber Schaden bring.“

Es erscheint ihr unnatürlich, dass z. B. unter dem „Irrstern  
Jupiter und Venus“ nur gütige Menschen geboren werden, dass  
dagegen Saturn bewirken könne:

„Dasz' der Mensch ein Saur-Topf werd /  
Alles thue mit Beschwerd.“

Dasz ferner der eine Stern den Leib regieren, ein anderer  
das Gemüt lenken, wieder ein anderer die Ehe in acht nehmen  
könne, dass auch Ehre, Würde, Geld und Glück vom Lauf der  
Gestirne abhängen solle.

„Aber dass man auch dabey  
In so grosser Furcht und Scheu /  
Seine Lebenstag verschliesse;  
Und sey steter Wartung voll /  
Dessen was da kommen sol /  
Keine frohe Stund genisse;  
Ist fast heydnisch / ja es thut /  
Gar zu nah dem höchsten Gutt.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Vergl. Th. Bischoff a. a. O. S. 382.

<sup>2)</sup> Wie nahe sich die Mollerin mit Sebastian Brant berührt; vgl.  
„Narrenschiff“ ed. Friedrich Zarncke, Leipzig 1854, S. 64.  
nr. [65] / von achtung des gstirns. v. 13 ff.

„Als ob das gstirn eyn notturfft bring  
Vnd jm noch müsten gan all ding  
Vnd gott nit herr vnd meyster wer  
Der eyns lycht macht, das ander swär  
Vnd laszt das vil Saturnus kyndt  
Dannacht gerecht, fromm, heylig synd  
Dargegen Sun vnd Jupiter

Persönlicher und darum anschaulicher wird die Sprache in den Hochzeitsgedichten. Hier liegen nahe Beziehungen vor, dadurch ist der Ton freier, und der Anlass bietet Gelegenheit zu Betrachtungen von allgemeinem Wert. Das Ganze wird mehr ein Lied, und die Gelegenheit erscheint nur noch angefliekt, wie bei Simon Dach. Das Thema der Liebe und Treue in der Ehe wird unermüdlich variiert, und es fehlt nicht an treffenden Bildern. Oft entwickelt sich der Gedanke aus einer ersten Grundstimmung z. B. Nr. 70:

Str. 5 „Stirbt uns ein frommer Ehgatt ab /  
Trägt man uns selbstn mit ins Grab /  
Denn ohne Schmertzen / Qual und Leiden /  
Kann das, was treu sich liebt nicht scheiden.“

Str. 7 „Zu dem so ist ein eigner Herdt /  
Wie schlecht er scheint / Goldes wehrt.“

Str. 8 „Wann niemand ehrlich lieben soll /  
Wodurch würd' einst der Himmel voll?“

Str. ! „Wer Muht und Hertz zum Dinge fast /  
Dem wird zur Lust die gröste Last.“

Str. 14 „Der Pfennig ist schon drauf gegeben  
Den Kauf wird nur der Todt aufheben.“<sup>1)</sup>

Nr. 71 Str. 4 „Und wie ein Schiff nicht förder kan /  
Füllt man es nicht mit Wahren an;  
So kann des Menschen sein Gemühte /  
Nicht dauren ohne Lieb und Güte.“

---

Hant kyndt die nit syndt boszheyt lār  
Eym kristen menschen nit zū stat  
Das er mit heyden künst vmb gat  
Vnd merck vff der planeten louff  
Ob dyser tag sy güt zūm kouff,  
Zu fruntschafft, vnd des glychen me.“ —

Simon Dach hatte 1625 eine griechische Abhandlung in Magdeburg verteidigt: *περὶ τῆς τῶν ψευδομαθηματικῶν ἀστρολογίας κριτικῆς τῶν ἐθνικῶν καὶ ἁγίων ἀρθρωμάτων κτ.* Darin waren Aussprüche der Bibel, alter Philosophen, der Kirchenväter, Luthers, Calvins, Melanchthions gesammelt (Oesterley S. 25).

<sup>1)</sup> ... Hrn. Georg Pelshofern & Jfr. Maria Suterin, „Die glückliche Heyrahts-Wahl“ ... auff Begehren willig entworfen ... Kbg. 1682 (Berl. no. 70.)



Str. 5 „Ein Schiff zwar ladet Korn und Wein /  
Gewürtz und süßen Zucker ein:  
Doch wird auch Essig eingelegt /  
Und Sand / und Myrrhen drein geheget.“<sup>1)</sup>

Sie versteht es aber auch drastisch und derb die Schattenseiten des menschlichen Lebens zu zeigen. Sie beginnt<sup>2)</sup> mit einem beliebten Gemeinplatz der Renaissancelyrik:

„Der Trieb der Grossen Mutter gibt /  
Dass jedes seines gleichen liebt“  
und biegt dann ins volkstümliche um

„Und soll hierdurch die Welt bestehen?  
Wie gibts denn soviel Kappel-Ehen?  
Der Mann brascht bu / das Weib schreit ba /  
Der poltert hie / Die grunztet da /  
Der geht zur Lincken / die zur Rechten /  
Es zanckt / es schnäht / es prügelt sich /  
Und keiner hält dem andern stich /  
Wil dieser streiten, wil der fechten /  
Und können (anders zu verschweigen) /  
Der Päßtler Fegfeuer richtig zeigen.“

Solche Missstände führt sie auf Voreiligkeit bei der Wahl zurück und empfiehlt:

„Gefallen wem der Eltern Sitten /  
So mag er umb die Tochter bitten“.

Die Hochzeit im Hause eines Münzmeisters<sup>3)</sup> gibt ihr Gelegenheit, ein Carmen zu verfertigen mit dem Thema:

„Was die gantze Welt erhält /  
Sind die beyde: Lieb und Geld.“

Die Begräbnisgedichte bemühen sich, die Trauer der Zurückbleibenden abzulenken und zu Vergleichen zwischen Diesseits

<sup>1)</sup> Auf die Hochzeit Hrn. Fridr. Hänsels mit Jfr. An. Ros. Ditzelin. Kbg. 1683 (Berl. no. 71.)

<sup>2)</sup> . . . Hrn. Georg Thegen mit Jfr. Doroth. Hellwigen, „Zwar eylig, doch glückwünschend vorgestellt.“ Kbg. 1686 (Berl. no. 73).

<sup>3)</sup> . . . Hrn. Dan. Sywerts und Jfr. Conc. Schirmerin. Vergleichung der Müntz und Liebe. Kbg. (o. J.) (Berl. Nr. 79).

und Jenseits anzuregen, die immer zum Vorteil jener Welt ausfallen:

„Nehmt Wagschaal und Gewicht / legt in die eine ein /  
 Eur gantzes ungemach / was müglich zu erleiden /  
 Der andern knüpffet an des Himmels hohe Freuden /  
 Die erste wird fürwahr ein leichtes Spinnweb seyn“<sup>1)</sup>

Das Leben bedeutet ihr nur eine mühselige Wanderschaft bei der viel Kampf und Gefahr droht, „des Teuffels Lewenhaut“, „grimm'ge Wölff' und beiszge Hunde“, „die Sünden-Schweine der Begier“ lauern auf uns. Formelhaft schliesst sie:

„Kurtz im Begriff / es bleibt dabey /  
 Das dieser Weg voll Jammer sey.“<sup>2)</sup>

Oder wie es in einem andern Gedicht<sup>3)</sup> heisst:

„Wir sind hier nur Pilgersleut / bauen in dem frembden  
[Sand  
 Der fährt heute / morgen der / zu dem wahren Vaterland.“

### Werke.

Ausser den verstreut erhaltenen Gelegenheitsgedichten sind folgende Sammlungen mir zugänglich gewesen:

**P Bl. 1.** Erster Theil der Parnasz-Blumen / Oder Geist- und Weltliche Lieder / Welche bey müssiger Abend-Weile abgebrochen Gertraudt-Müllerin / gebohrne Eifflerin / Und in Melodeyen übersetzt Von Johan Sebastiani, Churf. Brandenb. Preuss. Capell-Meister. Hamburg / Verlegtens Johann Naumann und Georg Wolff / Buch-Händler. Wolffenbüttel / Druckts Paul Weisz / Fürstl. Braunschweig-Lüneburgischer bestallter Hoff-Buchdrucker dasebst. Im Jahr MDCLXXII.

In Folio 4 Bl. (Titel, Vorrede der Dichterin, Gedichte an dieselbe von J. Röling, J. P. Titius, G. W. Sacer, J. G.

<sup>1)</sup> In Oe 2395.

<sup>2)</sup> . . . Hrn. Christoff Weissen, Ertzpriestern in Schaaken, . . . ihrem liebsten und Hochgeachten Herrn Oheim . . . aufgerichtet. Kbg. 1701 (Berl. Nr. 93).

<sup>3)</sup> (Berl. 82) oder Radzivilliana O. a. 72 fol. Nr. 11 v. 15 f.

- Pellicerus, Kempius u. Bärholz von Elbing), darauf Bogen A—T<sub>2</sub>. Enth. 60 Lieder mit Register.
- P Bl. II.** Ander Theil der Parnasz-Blumen / . . . Ebda. MDCLXXV. In Folio. Titel rot und schwarz gedruckt. 2 Bl. darauf Bog. A—U<sub>2</sub>, Enth. 67 Lieder ohne Register. (Gh. 16372. 4<sup>o</sup>.)
- W V.** Das Wesentliche und Ewige Wort des Vaters in der Krippe liegend; demüthig verehret von Gertraut Mollerin. Königsberg Reusner 1692. Gedr. Widmung an Wallenrodt. 16 Bl. 8<sup>o</sup>, Enth. 28 Sonette I an TT 124.
- J.** Jesus meine Liebe (o. O. u. J.) 15 Bl. 8<sup>o</sup>. Enth. 28 Sonette. 2 an TT 124.
- L J.** Der leidende Herr Jesus vorgestellt von Gertraut Möllerin. Königsberg Reusner (o. J.) 24 Bl. 8<sup>o</sup>. Enth. 48 Sonette. 3 an TT 124.
- A J.** Der Aufferstandene und Gen Himmel gefahrene Jesus demüthig verehret von Gertraut Mollerin. Königsberg / Reusner / 1694. 16 Bl. 8<sup>o</sup>. Enth. 32 Sonette. 4 an TT 124.
- G S.** Geistlicher Sonnette / Erste Hand voll. Gertraut Möllerin. Königsberg / Reusner. 1693 (Bogen A—J) 8<sup>o</sup>. Enth. 142 Sonette. TT 124.
- V S.** Vermischte Sonnette / Gertraut Mollerin. Königsberg (Reusner) 1695. (Bog. K—M) 8<sup>o</sup>. Enth. 48 Sonette. (Schliesst an TT 124.) TT 125.
- G H.** Die Geburt des Heylandes. / In Einem Geistlichen Freuden-Spiel / vorgestellt von Gertraut Möllerin. Königsberg (o. J.) (Bogen N—O) 8<sup>o</sup>. TT 126.
- G O.** Geistliche Oden / Gertraut Mollerin / K. G. E. P. und unter denen Blumen-Genossen beygenandt Mornille. Königsberg 1696, Reusner, Bogen A—N) 8<sup>o</sup>. Handschr. Widmung an Wallenrodt. Enth. 106 Gedichte TT 127.
- D E G.** Die wunder-vollen Liebes - Werke des Drey Einigen Groszen Gottes / . . . . . In tiefster dankbahrer Demutt betrachtet von Gertraut Eiflerin / verwittibten Möllerin. (Widmung an die Preuss. Regierung. Königsberg (o. J.) Reusner 64 Bl. 8<sup>o</sup> (4<sup>o</sup>) SS 69.

(Mit dem vorigen Werk gleichlautend):

Der in Seinem Wort offenbahrte Drey Einige Grosze Gott. In aller Demuth / einfältig betrachtet von Gertraut Mollerin. Bogen K hat nur die 2 ersten Bl. 3 und 4 fehlen. (o. O. u. J.) 63 Bl. 8<sup>o</sup> (4<sup>o</sup>). (Druckfehler D<sub>2</sub> für K<sub>2</sub>). SS 68. Auch Stadtbibliothek: Pb. 785 8<sup>o</sup>.

**K Bl.** Kräuter Und Blumen-Garten / Aus denen Sonntags Und Fest-Evangelien / einfältig gepflanzt von Gertraut Mollerin. Königsberg 1704 / Gedr. in der Sr. K. M. privil. Georgischen Buchdruckerey 1 Bl., 86 S. 8<sup>o</sup>. 3 bei Ce 173.

(Fortsetzung folgt.)

## Nochmals Immanuel.

Von Prof. Dr. **Wilhelm Uhl.**

Für unsere Zwecke lassen uns im Stich: [Morzfeld?] Mortzfeldt (1802); Hasse, Borowski, Wasianski,<sup>1)</sup> Jachmann (1804); Rink (1805), Schubert (1842), Reusch (1848), Kuno Fischer (1860), v. Kirchmann (1868), Frauenstädt (1872), Kronenberg<sup>2)</sup> (1897), Menzer bei Ueberweg, *resp.* Frischeisen-Köhler (1914), Cassirer (1918). Unverändert: v. Kirchmann<sup>2)</sup> (1870).

Friedrich Paulsen sagt, I. K. Stuttgart 1898 (Frommanns Klassiker der Philosophie. VII.), 24: „Unser Immanuel (der diesen Namen übrigens dem preussischen Kalender verdankt). . .“

Dagegen erhebt sich denn doch die Frage, ob Kant, wenn er sechs Stunden früher geboren wäre (er kam des Morgens um fünf Uhr zur Welt), den Vornamen Simon [Simeon] empfangen hätte (nach dem Bischof [„Bekenner“? Kaum!], 21. April). Wir denken an Simon Dach.

Glücklicher scheint uns der vermittelnde Standpunkt Vorländers, I. K.s Leben, Lpz. 1911 (Philos. Bibl. Band 126), 3: „Bereits am Tage nach seiner Geburt, einem Sonntag, wurde der neue Stammhalter der Familie und zwar auf den Namen Emanuel getauft, der für den 22. April, seinen Geburtstag, in den älteren preussischen Kalendern steht, und der ja auch zu der frommen Sinnesart der Eltern, insbesondere der Mutter passte.“ (Hartenstein, 1867/68, gibt gar keine Lebensskizze.)

---

<sup>1)</sup> Dieser beschäftigt sich allerdings nur mit den letzten Lebensjahren Kants. — Reusch bietet Tischgespräche.

<sup>2)</sup> Hier feiern alte Irrtümer „fröhliche Urstend“; S. 38: „Sattlermeister“, „elf Kinder“. „Von den Schwestern starben sechs schon sehr früh, . . .“

Wir dürfen aber hier wohl noch einen Schritt weiter gehen; um Kants Eltern kein Unrecht zu tun. Sie priesen in Dankbarkeit die göttliche Gnade, die ihnen gerade am 22. April einen Sohn geschenkt hatte. Ein zweiter Vorname ward nicht hinzugefügt, um den Glanz des einzigen nicht zu verdunkeln!

Kants Mutter war mit den Emanuelitischen Vorstellungen durchaus vertraut. Das beweist uns ihr Eintrag im Hausbuche am Hochzeitstage (13. Nov. 1715)<sup>1)</sup>: „Der Herr unser Gott erhalte uns in beständiger Liebe und Einigkeit nach seinem Wohlgefallen, er gebe uns von dem Tau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde so lange bis er uns zusammen bringen wird zu der Hochzeit des Lammes<sup>2)</sup> um Jesu Christi seines Sohnes willen Amen.“ — Das sind die Traditionen der Franckeschen Stiftungen zu Halle.

Mit Recht weist auch Vorländer (S. 3) auf den Umstand hin, dass der Eintrag der Mutter im Hausbuche zum 22. April 1724 ausführlicher ist, als an den Geburtstagen der übrigen Kinder.<sup>3)</sup> Nur hier, bei Emanuel, sind die Taufpaten genannt, deren stattliche Zahl auffällt. Angesehene befreundete Personen schon lange vor der Geburt des Kindes, zu Gevattern zu bitten, galt demnach für wohlänständig. (Bei Lieblingskindern!)

Es ist aber eine ganz verfehlete, moderne Anschauung, dass der Täufling von jedem Paten (oder jeder Patin) nun auch notwendigerweise einen Vornamen tragen müsse. Die Vornamen wurden nach ganz anderen Gesichtspunkten gewählt.

Ebenso irrig ist die Auffassung der „Nottaufe“. Von einer solchen kann absolut keine Rede sein! Es war allgemeine Sitte, die Kinder schon am Tage nach der Geburt zu taufen. (Die Forschungen Kaminskis über die Mollerin bestätigen dies.) Erst später kam die Sitte (wieder?) auf, die Taufhandlung mit dem ersten Kirchgang der Sechswöchnerin zu verbinden. Statt

1) Vgl. Arnoldt S. 107 (Schöndörffer). Vorländer S. 2.

2) Von mir gesperrt. U. „Hochzeit“ bedeutet hier wohl nicht „Heirat“, sondern „Fest“ (Auferstehung). Oder mystisch = *nuptiae*?

3) „ . . . , als hätte sie seinen Ruhm vorausgeahnt, . . .“

(Vorländer a. a. O.)

der Taufe in der Kirche selbst kam im 18. Jh. wohl auch häufig die „Haus-Taufe“ vor.

Ueber Kant als schwächliches Kind vgl. Arnoldt 108 f. (Schöndörffer): „Kant meinte die Gesichtszüge und Körperkonstitution seiner Mutter, selbst bis auf die eingebogene Brust geerbt zu haben.“<sup>1)</sup> Solche (oder ähnliche) Beobachtungen berechtigen uns aber, wie gesagt, keineswegs zur Annahme einer „Nottaufe“! — (In der Liste beachte man die Ersatznamen.)

Kants lebend geborene Geschwister (er hatte deren sieben) sind fast alle am (Tage nach ihrer Geburt getauft worden.

1. Nov. 1717: Geburt einer toten Tochter.

4. Juli 1719: Regina Dorothea. (Tauftag von Wasianski aus dem Hausbuche nicht mitgeteilt.)

10. April 1722: Johann Friedrich. (Taufe: 11. April; † 1723.)  
— Dann Emanuel. —

2. Januar 1727: Maria Elisabeth. (Taufe: 3. Januar.)

10. Aug. 1728: Anna Catharina. (Taufe: 11. August; † 1729.)

15. Februar 1730: Anna Lovise. (Taufe: 16. Febr.)

15. Sept. 1731: Catharina Barbara. (Taufe: 16. Sept.)

28. Nov. 1735: Johann Heinrich. (Taufe: 30. Nov.) Hier haben wir die einzige Ausnahme: — zwischen Geburt und Taufe liegt ein voller Tag! Gründe unbekannt.

Auffallend ist der Parallelismus in den Vornamen des älteren und jüngeren Bruders: — Johann Friedrich und Johann Heinrich. Aus der Genealogie des brandenburgisch-preussischen Herrscherhauses? Jedenfalls bürgerliche Vornamen, keine geistlichen; ebensowenig bei den Schwestern. Mit den Kalenderheiligen der Geburtstage haben die Vornamen der Geschwister nichts zu tun. (Wirklich nicht?)

Ueber die Vornamen in den Familien Kant und Reuter wäre noch eine Untersuchung anzustellen. Jh. Gg. hiess Kants Vater. Ein Vorname der Mutter (Regina) kehrt gleich bei der ersten lebend geborenen Tochter wieder; zweimal Anna. Kants Mutter hiess Anna

<sup>1)</sup> Nach D. Friedr. Theod. Rink, Ansichten aus Immanuel Kants Leben. Königsberg 1805, S. 13 und 132.

Regina. Nahmen wir noch den Emanuel hinzu, so waren drei himmlische Generationen in den Vornamen von Mutter und Sohn vertreten: — Regina = Maria; — Emanuel = Christus. Das Spielen mit solchen Gedanken ist dem pietistischen Vorstellungskreise nicht fremd und tut der Bescheidenheit der einfachen Riemersfamilie durchaus keinen Abbruch. Im Gegenteil!

Emanuel ward als Ersatz für den frühverstorbenen Johann Friedrich begrüßt: — „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt in Ewigkeit! Amen.“

Ob die Bedeutung „Friedefürst“ (fehlt DWB. IV, 1, 188), die im Kirchenliede auftritt, etwa mit Bezug auf die politische Weltlage des Jahres 1724 herangezogen werden darf, muss noch besonders untersucht werden. (Frieden zu Stockholm, 1. Februar 1720: Friedrich Wilhelm I. erhält, nach der Eroberung von Rügen und Stralsund, Vorpommern bis zur Peene). Sechs mit „Immanuel“ beginnende Liedstrophen bei Voelkel, Schlüssel zum Evangelischen Liederschatz S. 94. Weiteres bei Albert Knapp, Evang. Liedersch., 3. Aufl. Stuttg. 1865. (Wo findet sich die Zusammenstellung: „Immanuel und Friedefürst“?) Das e der letzten Silbe ist lang. Bernhard Derschau (1591—1639) reimt (Ostpr. Gesangb. 194, 2):

„Du kehrest, o Immanuel,  
Ja selber ein in unsre Seel, . . . .“

Das Diminutiv lautete also: „Manuëlchen“. Wie aber sprach man „Manelchen“ (Vorländer S. 4)? Die ostpreussischen Koseformen sind ein schönes Zeugnis für den zutraulichen („trausamen“) Volkscharakter. Kant's Schwester Catharina Barbara wurde gewiss „Buschchen“ gerufen (vgl. Kaspar Stieler in der „Geharnschten Venus“).

Die Vornamen der Geschwister sind also nicht auf den Kalender zurückzuführen! Wie hiessen die Taufpaten? Zum Studium des Kirchenbuches gebietet es mir augenblicklich an Zeit; wie denn überhaupt die ganze Untersuchung auf breiterer Grundlage anzulegen ist. Auch müssen die Folianten der Bollandisten noch gründlich gewälzt werden. Einen Pa-



triarchen Emanuel zu Konstantinopel (um 1480) verzeichnet Zedlers Universal-Lexicon VIII, Halle und Lpz. 1734, 981. Vgl. daselbst auch XIV, 1, Lpz. und Halle 1735, 586—89: Immanuel; mit der rabbinischen Tradition. —

Wer hat Kant getauft? Lilienthal kam 1719 an die Altstadt.<sup>1)</sup> Diakonus am Dom war 1724 M. Zacharias Regius (seit 1720; † 1750). (Vgl. Gebser, Gesch. d. Domkirche zu Königsberg: K. 1835, S. 375, Nr. 38.) Ihm sind also dann wohl auch die jüngeren Geschwister Kants zugefallen. Ueber etwaige Stellvertretungen (Vikariate, z. B. bei Haus-Taufen) wäre eventuell noch Näheres zu ermitteln?

Wir sind überhaupt mit unserer Weisheit noch nicht am Ende. Wer kennt das Eheleben der Pietisten? „Es gibt keinen Zufall“, sagt Wallenstein (W.s Tod II, 3). Seni und das Horoskop! Im 16. u. 17. Jh. stellt der Hofastrologe die Nativität, d. h. er bestimmt die Empfängnisstunde für den Thronfolger. Reste dieser Sitte im 18. Jh.?) Kants Empfängnis („Kleibel“-)tag war der 22. Juli 1723: Mariä Magdalenä.<sup>2)</sup> (Beziehungen zu Regina?) Die freudige Erregung der Wöchnerin können wir uns ausmalen. (Das „Familienfest“!)

Preussischer Hofastrologe war der schon genannte Gottfried Kirch, der aus der kurbrandenburgischen Zeit übernommen wurde. Als erster Astronom der Societät hatte er vom 19. April 1700 seine Bestallung (Ausfertigung der Urkunde (18. Mai).<sup>3)</sup> Auf Kirch geht wohl die Einführung der neuen Heiligen-Folge zurück (1702); nach Danziger Muster? Die Buchstaben *SS* auf dem Titelblatte unseres Kalenders (links und rechts vom Adler) bedeuten: *Societas Scientiarum*.

1) Pisanski, § 293. — Kant's Verse über Lilenthals Tod z. B. bei K. A. Rosikat, Kants Kritik d. r. V. u. s. Stellung zur Poesie. Progr. d. Altstädt. Gymn.s, Okt. 1901, S. 56.

2) Die reuige, zerknirschte Sünderin, in der Kunst häufig dargestellt, war dem büssenden Pietismus eine willkommene Figur.

3) Adolf Harnack, Gesch. d. Kön. Preuss. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin II, Berlin 1900, S. 90, Nr. 38.

Für Kirch wurde ein Observatorium in der Dorotheenstadt eingerichtet, bzw. neu erbaut. (Wir denken dabei an die Situation in Wallensteins Tod I, 1.) Die Kalender der Akademie waren, bei Androhung hoher Geldstrafen, gegen Nachdruck geschützt.<sup>1)</sup> Es ist daher ganz unwahrscheinlich, oder besser gesagt unmöglich, dass Kants Eltern einen anderen Kalender herangezogen haben sollten.<sup>2)</sup>

Auf unserer ersten Aprilseite ist „*Emanuel*“. Abkürzung für *Emanuelis*, da die Namen der Heiligen im Genitiv auftreten (zu ergänzen *dies* oder besser *feria*.) Falls die Zeile noch Raum darbietet, so schreibt unsere Serie *Emanuelis* aus (ohne Punkt; vgl. *Danielis*: 10. April 1724, *Michaelis*: 29. Sept.). Die („sinesischen“!) Indikationen („Wählungen“) zum 22. April 1724 lauten: „*Quincunx Saturn Venus; Quadrat Mars; Conjunction Mercur*; Erstes Viertel, *Perigaea*. Börs Artzney brauchen, Wind.“ Der „volle Aprilschein“ (zum 7. April) erinnert an den „Doppelschein“: Wallensteins Tod I, 1; vgl. daselbst: „im Gevierten“: — „im Quadrat“.

Die Perikope vom guten Hirten tritt zum 30. April auf. Im alten Kalender war für 1724 der Sonntagsbuchstabe (nach dem 24. Febr.; Schalttag!) *D*, im neuen *A*. Das Schaltjahr 1724 hatte („alt“ wie „neu“) zwei Sonntagsbuchstaben. (Also vier!)

Die Vorbereitung einer Denkschrift zum Jubiläum (1924) wäre sehr zu empfehlen. Kirchenbuch und Kalender gehen im 18. Jh. noch Hand in Hand, was bisher zu wenig beachtet wurde. So hat z. B. das Kirchenbuch der Kneiphöfischen Kathedralkirche (des „Thums“) das Kalenderzeichen der Sonne: ☉, um den Sonntag *Quasimodogeniti* noch ausdrücklich zu kennzeichnen (neben dem Datum: *Dominica quasimodogeniti 1724. ☉ d. 23. April*). (Arnoldt 109 Schöndörffer.) Für die Chronologie haben wir gute Werke (Ideler, Grotefend, Brinckmeier,

<sup>1)</sup> Harnack I, 1, Berlin 1900, 66f.: Die Kalenderverbesserung (Leibniz 1699—70 führte zur Stiftung der Akademie. Das Monopol — der Stein der Weisen! Leibniz protegierte Kirch. (Siehe die Register in I, 2 und II.)

<sup>2)</sup> Was Reicke a. a. O. (I) \* mit Recht betont.

Rühl usw.,<sup>1)</sup> aber für die Astrologie gibt es nicht viel brauchbare Literatur.

Dass Sankt Georg (23. April) der Schutzpatron der Ritter, Pferde und — Sattler ist (Kerler 275, 293, 295, 301), erwähne ich schliesslich nur noch als Kuriosität.

(Manuel Familienname in Ostpreussen: Todesanzeige aus Kilgis, Ostpr. Ztg. 17. 7. 20.) — (Die Immanuel-Loge in Königsberg.) — („Emmanuel“ bei Hertz, Crespel. 1914, 12 f.)

(Schiller ward am 11. November getauft; vgl. Ernst Müller, Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Lpz. 1900, S. 2. Desgl. Luther, der seinen Vornamen doch wohl nach dem Bischof (11. November) erhielt, da Luther am „Martins-Abend“ (10. November) zur Welt kam. Papst Martin I. (649—653 [655]) hat seinen Jahrestag am 12. November; doch setzen ihn viele Kalender auf den 10. Novemb.) — (Goethe: 29. Aug.; Haus-Taufe.)

(Der Vorname Emanuel im alten Geschlechte der Freiherren von Bodman am Bodensee.) — (Der Schachmeister Emanuel Lasker.) — (Jh. Gg. nach dem sparsamen Kurfürsten?)

Regina: 7. September. — (Ein Schwesternpaar: Rahel und Lea, 2. September, in protestantischen Kalendern; Jacobitag (der Aeltere, die Aepfel) in Ostpreussen: 25. Juli (26. Anna): — Beginn der Roggen-Ernte. Freundliche Mitteilungen von Herrn Arnold Charisius hier.)

(Vgl. noch: Hans Schulz, Timoleon und Immanuel. Dokumente einer Freundschaft. Lpz. 1910.) —

Die Berliner Akademie, deren Kalender uns den Vornamen schenkte, sollte ihre Kant-Ausgabe 1924 durch eine Biographie krönen. (Carl Stumpf?)

<sup>1)</sup> Weiteres bei Reicke a. a. O. (I) \* f. daselbst auch über Lothar am 22. April und Emanuel am 26. März in Berliner Kalendern neueren Datums. — Vgl. noch Eduard Kück u. Heinrich Sohnrey, Feste und Spiele d. d. Landvolks: Berlin 1909; <sup>2</sup> 11. Desgl. Al. Riegl, Die Holzkalender des Mittelalters und der Renaissance, Innsbruck 1888. — Karl Brunner, Ein Holzkalender aus Pfranten. (Mit sieben Abbildungen.) Zs. d. Vereins f. Volkskunde, 19, 249 ff. = Mitteilungen etc. III, 1, Berlin 1907/08, 75—85.

## Gertrud Moller, die Pregelhirtin I.

Von **Ernst Kaminski** (Merseberg).  
(Schluss.)

### Der Parnass-Blumen erster und anderer Theil.

„Geist- und Weltliche Lieder“ sagt der Titel beider Teile. Tatsächlich kommt etwa die Hälfte in jeder Sammlung auf geistliche Stoffe, die Hälfte auf weltliche. Von den 127 Gedichten der Sammlung entfallen auf den I. Teil 32 geistliche und 28 weltliche, während im II. Teil 40 geistliche und 27 weltliche enthalten sind.<sup>1)</sup> Die Dichterin hat hier nicht frei schalten können, fand vielmehr die meisten Melodien schon vor und musste Sprache und Empfindungen dem von Sebastiani diktierten System unterordnen. Uebrigens ist es nicht richtig, dass die Melodien alle von Sebastiani herkommen. Wenn auch anzunehmen ist, dass viele, die kein Komponistenzeichen tragen, von ihm herrühren, so ist z. B. I, 29 gezeichnet Joh. Reinhardi, I, 38 Joh. Wichmann, I, 40 H. Albrecht, I, 41 Henr. Albrecht. Im II. Teile sind Nr. 35, 57, 58, 60, 62 und 64 mit S. G. gezeichnet.

Döring hatte, wie schon erwähnt, hervorgehoben, dass die geistlichen Lieder der Mollerin nicht in den Kirchenliedern Aufnahme gefunden haben. Es sind auch nicht eigentliche Ge-

---

<sup>1)</sup> Von den 32 geistlichen Liedern des I. Teils sind 30, von den 40 des II. Teils 37 in den 1696 erschienenen Geistlichen Oden (G. O.) enthalten. Es ist bezeichnend, daß sich in dieser 20 Jahre später erschienenen Sammlung gewisse frühneuhochdeutsche Wendungen nicht mehr finden.

meindegesänge. Lyrik, die für eigene Erbauung gedichtet und daher im Sinne der Komposition mehr den Ton einer Arie als eines Chors anschlägt. So erscheinen sie als Solopartien aus dem Rahmen grösserer Oratorien herausgenommen und bereichern das Gebiet der kirchlichen Dichtung durch Stoffe, die dem Kirchenlied ferner liegen und in eine Art geistliches Gesellschaftslied gehören. Der Zusammenhang mit der älteren volkstümlichen Dichtung ist überall spürbar, und doch ist das Lied durch die Kunstlyrik des 17. Jahrhunderts auf eine höhere Stufe gehoben.

Zwei Abend- und zwei Morgenlieder zeigen den tiefen Glauben des Christen. In kindlichem Vertrauen auf Gottes Liebe legt er sich nieder, die strahlende Sonne weckt ihn am Morgen und gibt ihm einen kleinen Begriff von der Schönheit jener Welt. Immer ist er bereit, Abschied zu nehmen:

„Ach ja / mein Gott / ists heut auch Zeit /  
So führ mich in die Ewigkeit.“

Ueberhaupt wird das Thema von der Vergänglichkeit und dem Unwert dieser Welt immer wieder aufgenommen z. B. I. 15, 5

„Wie selig ist / der disz bedenkt /  
Noch selger / der sich wol bereitet /  
Und geht mit solchen Muht begleitet /  
Stets seinen Sinn aufs Ew'ge lenkt.“

Aehnlich wie Robert Robertin<sup>1)</sup> nach dem Französischen die Vergänglichkeit in dialogischer Form besingt, wird in dem Liede II, 15 kürzer und treffender derselbe Gedanke variiert.

Um die Gefahren eines sündigen Lebens auf dieser Welt recht lebendig vor Augen zu führen, bedient sich die Dichterin des volkstümlichen Mittels der Priamel. So heisst es in I, 25. Str. 3.

„Würd jede Sünde so viel Jahr /  
Gebüst als alle Thiere Haar /  
Als alle Bäume Blätter tragen /  
So viel der Himmel Sterne hegt /  
So viel die Erde Grätzlein trägt /

<sup>1)</sup> L. H. Fischer a. a. O. S. 8 ff.

So viel im Meer sich Wellen schlagen /  
 So viel als Fische darinn gehn /  
 Und Klippen in demselben stehn /  
 So viel an dessen gantzen Rand /  
 Schaum, Ausgespey zerstückte Schiff und Sand.

Str. 4.           So wär noch einger Hofnungs-Grund /  
                   Dasz aus der tieffen Höllen-Schlund /  
                   Der Sünder endlich könnte kommen.“

Oder wenn es sich darum handelt, die Grösse der Liebe Gottes zu zeigen, z. B. II, 4:

Str. 1.           „Wenn Tint das allgemeine Meer /  
                   Und Federn aller Sterne Heer /  
                   All Engel fleisz'ge Schreiber wären /  
                   Die gantze Welt ein einig Blatt /  
                   Und so viel Sand der Erderaisz hat /  
                   In Buchstaben sich möchte kehren /  
                   Wird doch des Höchsten Gottes Lieben /  
                   Nicht auf ein einig Haar beschrieben.“

Volkstümlich ist auch der alte Vergleich des Menschen mit der Uhr,<sup>1)</sup> der in II, 7, auch technisch vollendet, durchgeführt wird, indem die Dichterin in den Alexandriner-Strophen das Reinwort des ersten Halbverses mit dem Schluss des letzten Halbverses bindet.<sup>2)</sup>

„Ich bin ein Seygerhaus, das stetig läufft und schlägt:  
 So muss auch meine Zeit bis zu dem Grabe rennen,  
 Wie sich an ihm das Rad, an mir der Puls bewegt;  
 Dort kan man keine Stiff, hier keine Ader kennen,  
 Sonst ist die Uhr entzwey, und mir der Athem aus,  
 Der meine Räder dräht — ich bin ein Seygerhaus.  
 Ein Uhr begreiff't viel Kunst; wie künstlich ich bereit',

1) Vergl. Gelegenheitsgedicht (Berl. nr. 53) v. 73 f.

„Ich aber will so lang sich meine Brust bewegt  
 Und meine Hertzens-Uhr zu diesem Leben schläget . . .“

2) I. Minor Neuhochdeutsche Metrik 2. Aufl. Strassb. 1802 S. 408 ff.  
 Herm. Paul Grundriss der germ. Philologie II, 2 Metrik 2. Aufl.  
 Strassbg. 1905 S. 119.

Kan fast kein Mensch verstehn; ich hege zwei Gewichter,  
 Der Seelen Ueberzüg: den Leib, ihr liebes Kleid,  
 Und dann den ewgen Geist, der meiner Werck Verrichter;  
 Mit scharfem Auge macht ein Uhr des Künstlers Gunst,  
 Mich Gottes Wunder-Hand auch über alle Kunst.

Das Bley eylt nach der Erd: ich hin zum Himmel träg,  
 Und kan dem schweren Bley, den Sünden nicht entfliehn;  
 Nur abwärts laufft mein Sinn, wo ich mich wend und reg;  
 Sol ich den Himmel sehn, musz man mich aufwärts ziehn,  
 Und disz ohn Unterlasz — wo ich es lassen werd,  
 Läufft immer mein Gemüht und eylet nach der Erd.

Der Stillstand zeuget Rost, so seine Räder frist:  
 Und meine liebe Zeit musz in der Arbeit wallen;  
 Wo aber auch ein Uhr im stetten Lauffen ist,  
 Wird endlich mit der Zeit es gar vonander fallen:  
 So nützt mich Arbeit ab, ich bin der Würme Kost,  
 Durch Arbeit abgenützt, durch Faulheit, Asch und Rost.

Das Wetter richt' den Schlag: ist klarer Sonnenschein,  
 Kan es auch laut und klar mit heller Glocke schlagen;  
 So heist des Glückes Guns! mich übermütig seyn;  
 Musz aber meine Zeit viel Widerwillen tragen,  
 Hab ich kaum so viel Lust, dasz ich mich regen mag:  
 Der Regen dämpft die Uhr, das Unglück meinen Schlag.

Staub leidet nie kein Uhr, sonst steht es gänzlich still:  
 So kan des Goldes Staub auch meine Sinnen zähmen,  
 Dass wenn ich meinen Lauff zum Himmel nehmen wil,  
 Mag mir der Erden Last Hertz, Muht und Sinne lähmen,  
 Ich stehe gänzlich still, such weder Weg noch Spuhr;  
 Mir schadt der Erden-Staub, wie Staub nicht leidt die Uhr.

Zwölff zeigt der Mittag an, und so viel auch die Nacht:  
 Schlägt mir mein Glücke Zwölff, so ist es hoch gekommen,  
 Und heist bald wieder Eins, das mich schon niedrig macht;  
 Hat Unglück auch ihr Zwölff in meiner Zeit genommen,  
 Wolan! es schlägt auch Eins, dasz es sich mindern kan;  
 Drum nehm ich Glück und Creutz als umgewechselt an.“

Verschiedentlich finden sich Anklänge an bekannte Kirchenlieder, doch hat die Mollerin diese nicht gewissenlos entlehnt sondern sie ist nur von gleichen Gedanken, bisweilen auch vom gleichen Wort ausgegangen und hat dann etwas Selbständiges geschaffen. So hat z. B. das Dachsche „Ich bin bey Gott in gnaden . . .<sup>1)</sup> bei ihr sechs Strophen und erhält — abgesehen von den ersten vier Verszeilen — ein ganz neues Gewand, denn ausser den acht jambischen Dimetern fügt sie als Vers 9 einen Alexandriner und als Vers 10 den Kehrreim: — „Ich bin getauft“ hinzu. Ihr Lied II, 25 „Wenn ich an dich / O Ewigkeit / gedenk in alle meinem Leid . . .“ hat in dem Gedanken manche Berührungspunkte mit Johann Rists: „O Ewigkeit, Du Donnerwort . . .“ aber auch hier schafft die Dichterin frei.

Ebensowenig kann ich L. M. Fischer beistimmen, welcher das berühmte Morgenlied Heinrich Alberts „Gott des Himmels und der Erden . . .“ mit geringfügigen Abänderungen in I, 24 wiederfinden will. Das Lied der Mollerin: „Herr des Himmels und der Erden . . .“ lehnt sich kaum an die Albertsche Vorlage an.

Das Lied I, 29: „Ich hab auf jenem Jammerthal / recht wohl gekämpfft und überwunden . . .“ erinnert ein wenig an Johann Klays: „Ich hab ein guten Kampf gekämpfft / . . .“ ist aber doch vollkommen selbständig.

Die Pflichten eines wahren Christen fasst die Mollerin zusammen in den Worten<sup>3)</sup>

„Fürcht Gott / lasz jeden ungeteuscht /  
 Und sey vergnügt mit deinem Stande /  
 Wer Reichthumb sucht / schreibt in dem Sande /  
 Hast du so viel die Noht erheischt /  
 Dank Gott / halt dein Gewissen rein /  
 Das wird / statt vieles Guts / dir seyn.“ . . .

1) Oesterley a. a. O. S. 255 f.

2) Jahrbuch des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung 1886, XII, S. 141.

3) I, 6, Str. 8.



Wie die Königsberger Dichter in der Ausbildung der geistlichen Lyrik eine Sonderstellung einnehmen, so sind sie auch in ihren weltlichen Liedern eigene Wege gegangen. Auch sie feiern die Liebe, aber in allen Ehren, und gewisse Extreme des Leipziger Dichterkreises haben bei ihnen keinen Eingang gefunden.<sup>1)</sup> Zwei Arten der Lyrik gehen neben einander her, die Schäferdichtung, ein Produkt nur der Ueberlieferung und des nüchternen Verstandes, nicht aber der freien, schaffenden Phantasie und ein kunstmässiges Volkslied, das dann mit Glück bis in die mundartliche Dichtung übergeleitet wird.

Beide Arten finden sich in den Parnasz-Blumen der Mollerin. Da ist zunächst die ganze geschminkte Schäferwelt mit all ihrem formelhaft gewordenen Beiwerk.<sup>2)</sup> Den breitesten Raum nehmen die Schäfergedichte ein, welche das starre Festhalten des Verliebten an seiner launenhaften Schönen vorführen. 22 Gedichte behandeln dieses Thema.<sup>3)</sup> Gleich das erste dieser Gruppe bewegt sich in den ausgetretenen Bahnen der Schäferlyrik, denn die Eingangverse

„Viermahl zehl ich anders recht /  
Hat der blasse Wasserknecht. . .“

sind Zusammenstellungen zweier Gedichtanfänge, deren Spuren auf Opitz und Held zurückgehen.<sup>4)</sup> Ganz ähnlich vgl. auch I, 57, Str. 3.

„Der bleiche Fürst der dunkeln Nacht /  
Hat eilffmahl seine weisse Wangen /  
Mit schwarzem Sammet überhangen / . . .“

<sup>1)</sup> Vgl. Albert Köster, Der Dichter der Geharnschten Venus. Marburg 1897, S. 65—76.

<sup>2)</sup> Eine Fülle von Schäfernamen: Lilie, Coridon, Phillis, Mirtillis, Doris, Galathe, Miridor, Dorilis, Lorian, Solante, Mopsa, Cephalus, Aurora, Procris, Halmerinde, Philo, Gellia, Floribahn, Filamon, Sidonia, Floribant, Floridan, Philonia, Chrisillis, Litine, Palanthes, Ornimell = (Mollerin).

<sup>3)</sup> P Bl. I, 32, 33, 38, 40, 43, 46, 48, 50, 56, 57, 59. II, 8, 10, 12, 14, 48, 50, 53, 58, 60, 61, 65.

<sup>4)</sup> Max Freiherr von Waldberg. Die deutsche Renaissance-Lyrik. Beslin 1888, S. 123 f.

Meist wird das Thema schon im ersten Verse angegeben, Neues kommt kaum hinzu, höchstens endlose Klagen über die unbelohnte, staunenswerte Tugend des Helden, selten auch einmal der Versuch zu resignieren so z. B.: I, 33.

„Ich schweige still, mein Kind, / dieweil du es beliebst“ . . mit dem haltlosen Ausgang: „Es ist kein Raht dazu.“ Oder I, 38 das Motiv des ganzen Liedes:

„So bleibt doch fest des Himmels Schlus /  
Dasz ich gezwungen lieben musz / . . .“

In I, 43 fügt der unglückselige Schäfer seine Klagen in einen Kehrreim, der zwischen „stumm und todt, still und todt, blindt und todt . . .“ usw. abwechselt. In I, 56 schliesst der Held mit einem gewissen Stolz, Seelchen werde sehen:

„Dasz die Trew' auff Erden /  
Eingescharrt musz werden.“

Es gehört zur Staffage einer Schäferlandschaft, dass die Hirten an Fluszläufen sitzen oder wandern; so finden wir seit Opitz Saale, Elbe, Pleisse, Alster, Pegnitz und auch den Pregel im Mittelpunkt der Schäferlyrik,<sup>1)</sup> vgl. I, 40 Str. 1—3.

Selten einmal I, 59, bringt die Mollerin Klagen einer Schäferin über Untreue der sonst so beständigen und tugendhaften Hirten. Erfrischend wirkt ein Uebergreifen der steifen Schäferlyrik ins Mundartliche, wie in II, 10, wo es gegen den Schluss heisst:

„Und raht wie dieser dwatsche Wahn /  
Aus meinem Herten sey zu heben. . .“

Oft wählt die Dichterin recht durchsichtige Namen, so z. B. Infidel, I, 36, Oblivisca I, 38 und II, 8, Philosoph I, 46, Zoile II, 56, Sophos II, 59, Goldphilos II, 66.

1) Kaspar Stieler, dem Königsberg manche lyrische Anregung und Neuerung aus Mitteldeutschland verdankt, hatte gesungen: Geharnschte Venus (Jacob Schwieger) ed. Th. Raehse, Halle 1888, II, 2 Str. 1:

„Filidor lag in dem Schatten /  
Wo der gelbe Pregel-Flusz /  
Durch Prutenens braune Matten /  
Zichet seinen leisen Gusz. . .“

Erfreulicher sind Gedichte, in welchen die Pregelhirtin parodistische Töne anschlägt, und diese Lieder zeigen neben der antiken bzw. französisch-Opitzischen Vorlage Züge einer treffenden Charakteristik z. B. I, 31.

Nein Filz ich komm dir nicht /  
 Du siehst mir auf den Teller  
 Drehst in der Hand die Heller /  
 Und iszt bey einem Licht  
 Der Wein der aufgetragen  
 Ist fassloss für acht Tagen /  
 Und saur wie dein Gesicht.

Isz nur allein dein Brodt /  
 Du magst doch nicht wohl leiden /  
 Gar viel daran zu schneiden /  
 Viel essen ist dein Todt /  
 Ein Trúnck macht dir verdriessen /  
 Wer brächt denn ohn Gewissen /  
 Dich in so grosse Noht?

Es ist nur Knauserey /  
 Wenn dichs nunmehrö düncket /  
 Dein Fleisch sey grün / und stincket /  
 So ruffst du mich herbey /  
 Du must wohl richtig dencken /  
 Mir viel damit zu schenken /  
 Dass ich so hungrig sey.

Komm eins zu mir zu gast /  
 Und iss mein Brodt mit Freuden /  
 Ich kann es sicher leiden /  
 Dass du zwey Magen hast /  
 Sind nicht ein Dutzend Essen /  
 Dir ist nichts zugemessen /  
 Und du mir keine Last.

Ich halt von gutem Wein /  
 Man muss mich nicht betrügen /

Ich lass mir leicht genügen /  
 Solts nur ein Quärtchen seyn /  
 Wer mich sucht zu gastiren /  
 Wird keinen Fress-Hals spüren /  
 Doch lieb ich gut und rein.

Drumb Filz / ich komm dir nicht  
 Und schenk dir deine Teller /  
 Behalt vor mir die Heller  
 Und iss auch ohne Licht!  
 Mein Wein muss mir nicht kahmen. /  
 Ich fürcht mich für Verlahmen /  
 Und lieb kein saur Gesicht.

Desgleichen I, 45, Str. 1—3:

Du allmanns Schätzer / sage mir /  
 Was sol dies unverschämte Lachen?  
 Wilt selbst du dich zum Abgott machen /  
 Beliebt denn niemands Wesen dir /  
 Ist auf der aussgedehnten Welt /  
 Kein inger Mensch / der die gefällt.

Mein lieber Freund / gemacht / gemacht /  
 Ein heller Topf pflegt auch zu klingen /  
 Ein ungeschliffnes Horn zu singen /  
 Die Tanne ragt zum Wolkendach /  
 Was reich von Gaben wird wol schweigen /  
 Ein voller Baum sich niederbeugen.

Die ledig' Aehre steht empor /  
 Ein schweres Korn beugt nach der Erden /  
 Wer durch den Tadel klug wil werden /  
 Steck seinen Midas-Kopff herfür /  
 Und kann man dann dem klugen Gecken /  
 Die langen Ohren nicht bedecken,

wo noch besonders die Häufung sprichwörtlicher Redensarten  
 Hervorhebung verdient. Oder der tolle Einfall I, 55, die Hoch-  
 zeit von Mopsa und Coridon, bei welcher den Gästen

„Flöhe-Braten / Fliegen-Füsz /  
Herings-Köpfe / treuge Nüsz. . .“

und andere schöne Sachen vorgesetzt werden sollen. Hierher gehört auch II, 13:

„Gellia du Schöne . . .“, deren Häszlichkeit in köstlichen Verdrehungen verhöhnt wird, „Schönste hinter allen . . .“ „Deine süsse Stimme brummt wie eine Imme“ . . . usw.

Gegen mancherlei Vorurteile der Zeit und ihrer Nachbarinnen zieht sie in II, 56 zu Felde, sicherlich nicht ohne Einfluss Martials.<sup>1)</sup>

Was geht es Zoile dich an /  
Dass ich ein schlechtes Versehe schreibe /  
Dir liget / mein ich / wenig dran  
Womit ich meine Zeit vertreibe /  
Hab ich sonst nirgend von zu leben /  
Du wirst mir hoff ich nicht was geben.

Ja sagest du: Sie kan nicht mehr /  
Als stetig auf den Büchern sitzen;  
Gibt keiner Wirtschaft ein Gehör /  
Was wird das Spintisiren nützen?  
Ein grosses Buch füllt keinen Magen /  
Man muss von Leinwand Hembde tragen.

Hör aber Zoile mir zu /  
Dich hat dein Brillen-Aug betrogen /  
Du sihest nimmer was ich thu:  
Drum ists mit Verlaub nur erlogen /  
Dass ich mit Straffens-werthen Dinge /  
Mein edle / liebe Zeit verbringe.

Hästattst du so viel als ich zu thun /  
Ey mein was würdest du begehen /  
Ich darf ja kaum ein einig Nun /  
Ohn Arbeits-Sorge müssig stehen /

<sup>1)</sup> Rich. Levy, Martial u. d. deutsch. Epigrammatik. Diss. Heidelberg, Stuttgart, 1903, S. 84 ff.

Und kaum solt ich vier Hände haben /  
Mit reicher Arbeit sie begaben.

Wie einer der nicht sehen kan /  
Von unterschiednen Farben richtet /  
So kommt es deinem blinden Wahn /  
Unmöglich vor / und bloß ertichtet /  
Dasz man bey Lesen / Tichten / Schreiben /  
Auch ander Arbeit sollte treiben.

Dennoch ists warhaft und gewisz /  
Wilt du wie disz geschiehet wissen /  
Meine Zoile / so mercke disz /  
Dasz keine Stunde uns verfließen /  
Darum ich nicht gleich einem Rade /  
Im Arbeits-Wasser lauf und bade.

Wenn dich dem lieben Tag zur Schand /  
Ein Feder-reiches Bett umhüllet /  
Hab ich mit ungesäumter Hand /  
Schon manche Blätter angefüllet /  
Du drehest dich zur andern Seiten /  
Und ich muss mit der Arbeit streiten.

Was nimbt für Zeit das Putzen weg /  
Die Haus-Thür und die Mittags-Ruhe.  
Da ich indessen meinen Zweck /  
Und was mir Gott geheissen thue /  
Du wirst mich hof ich nimmer sehen /  
Gleich einem Post am Hause stehen.

Und wisse weiter\* / dasz die Nacht /  
Die dir im Schlaf Vergnügen giebet /  
Mir alle meine Lieder macht /  
Ey warumb bist du denn betrübet /  
Dasz ich mit meinem schlechten singen /  
Werd einen ewgen Ruhm erringen.

Es ist gewisz dein Unverstand /  
 Dem Urthel musz ich es zuschreiben /  
 Dir ist die Tugend unbekant /  
 Und wilt dich närrisch an ihr reiben /  
 Ich kann wol sonst nicht anders schliessen /  
 Es müsse schrecklich dir verdriessen.

Wenn man in Ehren mein gedenckt /  
 Ich weisz; du magst vonander springen /  
 Dasz manche Gunst sich zu mir lenckt /  
 Und du kanst es dazu nicht bringen /  
 Wenn ich von dem und dem kan sagen /  
 Must du die Augen abwärts schlagen.

Was kan ich vor dein Kuh-Gehirn?  
 Vor mir wirst du zu frieden bleiben /  
 Nur bitt ich lasz dein Oehsen-Stirn /  
 Sich weiter ja nicht an mir reiben /  
 Sonst werd ich durch beliebtes Schreiben /  
 Dem Thorheits-Buch dich einverleiben.<sup>1)</sup>

Weit über den steifen Barockstil der Schäferlyrik erhebt sich die Dichterin im letzten Liede der ersten Sammlung, das ein reines Dialektgedicht ist. Der Kehrreim hat, wie Frischbier<sup>2)</sup> bemerkt, einen volkstümlichen Ursprung. Auch sonst ist die Sprache lebendig und bewegt sich in Bildern des einfachsten Volkslebens; wohl ist ein Zusammenhang mit Opitz:

„Zwar der Wahrheit nicht zu schonen,  
 Ich bin nur ein Bawerknecht,<sup>3)</sup>

nicht zu leugnen, doch steht Simon Dach und seine Dialekt-  
 dichtung näher:

<sup>1)</sup> In einem Aufsatz der Königsberger Allgemeinen Zeitung vom 4. 11. 1915 (Nr. 5) hat Dr. Lucian Kamiński „Die Mollerin“ als ostpreussische Dichterin gefeiert. Der Aufsatz enthält mancherlei Irrtümer.

<sup>2)</sup> Preussisches Wörterbuch 2 Bde. Berlin 1882. Dudeldaschke n. Schmeichelwort. „Hö wart Dy nenne denn myn trutstet Polwer-Flaschke, Myn Hartens-Stengelke, myn levtet Dudeldaschke.“ Carm. nupt. V, 41.

<sup>3)</sup> Waldberg a. a. O. S. 93.

Sol öck popperlinstes Hart /  
 Blot üm dientwegen starven /  
 Lang et ja nich wahren wart /  
 Denn so mot öck gantz verdarven /  
 Oesz die dat min Dudeldaschken /  
 Denn so lef / Du Polverflaschken.

Heb eek nich so manchen Dach /  
 Wenn eek by den framen Schapen /  
 Op dem weken Grase lach /  
 Van der Hött begünnt tho schlapan /  
 Man van di / min Dudeldaschken /  
 Stets gedrömt / du Polverflaschken.

Wenn eek van dem Földe kam /  
 Un die Pipe opgehangen /  
 Mine Leve Dudsag nam /  
 Un tho quarren angefangen /  
 Dacht eek / hartzet Dudeldaschken /  
 Man du bist min Polverflaschken.

Velmahl gah eek di vorby /  
 Krieg eek di denn nich tho spreken /  
 Wi verlanget mi nah di /  
 Ja min Hart wel wi thobreken /  
 Um di / hartzet Dudeldaschken /  
 Allerlefstet Polverflaschken.

Kätken / denck an mine Pin /  
 Un verdrive mine Schmarten /  
 Wel eek doch din Schodock syn /  
 Un die dehnen recht van Harten /  
 Leven di / min Dudeldaschken /  
 Als min lefstet Polverflaschken.

Si eek glick en Buerknecht /  
 Heb öck doch noch schöne Göder /  
 Mine Howen sin nicht schlecht /



Heb nich Söster oder Bröder /  
 Nehm mi man / min Dudeldaschken /  
 Si min hartzet Polverflaschken.

Buerwiver hebbent got /  
 Eten söte Melk met Weggen /  
 Können darnach Hand und Foet /  
 En de warmen Bede leggen /  
 Isz denn dat, du Dudeldaschken /  
 Nicht för di / min Polverflaschken.

Köm eck ok tho di int Bedd /  
 Ey wie würd wi ons tho schmacken /  
 Un tho harten öm die Wedd /  
 Dat et praszlen sol un knacken /  
 Levst und störvst min Dudeldaschken /  
 Un min hartet Polverflaschken.

Hier sind Menschen von Fleisch und Blut, und aus der Phillis oder Doris wird ein Kätken.

Die Stellung der Mollerin zur Naturbetrachtung ist durch die Grenzen der Renaissance beschränkt.<sup>1)</sup> Auch bei ihr fehlt die Verherrlichung des Winters, nur an einer Stelle der Gelegenheitsgedichte<sup>2)</sup> findet sich folgende Aeusserung: „Etwas im Feld (wandeln) . . . um zusehen / ob selbes seinen weissen Rock auszuziehen / und ein neues mit mancherley Farben gestreiftes Kleid anzulegen gedeneke. / Die eigentliche erfreuliche Jahreszeit ist nur der Lenz:

„Der Mey des Jahres Hertz erquickt die bunten Felder /  
 Lacht Wiesz und Auen an / begrünnet Pusch und Wälder /  
 Locket Hirt und Heerden aus / trägt Lieb und Anmuht bey /  
 Und zeigt dasz er der Fürst des gantzen Jahres sey.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Hans Böhm, Stil und Persönlichkeit Simon Dachs. Diss. Bonn 1910S. 49 ff. Bruno Nick, Das Naturgefühl bei Simon Dach. Diss. Greifswald 1911 S. 50—55. H. Abmeier, Der Frühling in der deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts. Diss. Greifswald 1912 S. 78—87 u. ö.

<sup>2)</sup> (Berlin Nr. 36.)

<sup>3)</sup> Vergl. Berlin 41 und Oesterley a. a. O. S. 441.

Gelegentlich gelingt ihr auch so etwas wie eine Naturschilderung, wenn auch Horazische und Opitzische Motive mitspielen und das Ganze in einen Preis der Tugend umlenken. Vergl. I, 51 Str. 1—3.

Dir / schöner Ort / zu Ehren  
läst sich das güldne Spiel /  
So süß und lieblich hören /  
Die lufft ist sanft und still /  
Der silberblaue Pregel  
Läufft immer schnell dahin /  
Neptunus stellt die Segel /  
Nach seinem stolzen Sinn.

Die Vögel-Fürstin singet /  
Ihr schach / schach / schach hinauf /  
Der sanffte Henffling singet /  
So manchen artgen Lauff /  
Der Stiglitz un die Lerehe /  
Erheben ihren Thon /  
Die Bäume hecken Störche  
Dir / kleiner Wald / zu Lohn.

Wer wolte nicht genieszen /  
Der lieben Lieblichkeit?  
Das Alter bringt Verdriessen /  
Schr schnelle fleugt die Zeit /  
Wenn wahrer Tugend Gaben /  
Nun bey uns ihren Sitz /  
Und stete Wohnung haben /  
Was ist das Sorgen Nütz?

An das berühmte, vielfach variierte „Ich empfinde fast ein Grawen. . .“ klingt I, 53 an besonders mit:

„Zeit und Welt und wir vergehn /  
Alles laufft vorbey / . . .

und auch mit der Strophe 7:

„Lauffe / Junger lauf geschwind /  
 Hole Zucker her  
 Dieser Ort ist angezündt /  
 Bring ein gläsern Meer / . . .“

Als Mitglied einer grossen Sprachgesellschaft hatte die Mollerin gewissermassen die Verpflichtung übernommen, an der Reinigung der deutschen Sprache mitzuarbeiten, denn in den Satzungen des Pegnitz-Ordens heisst es<sup>1)</sup>: „. . . ein jeder hat darauf fleissigst zu sehen, daz unsere teutsche Mutter-Sprach in ihrer natürlichen Art erhalten . . .“ werde. Die satirischen Proben des 17. Jahrhunderts zeigen auch, dass man den Feind den man bekämpfte, wohl kannte und gegen „maccaronisierende“ Poesie zu Felde zog.<sup>2)</sup>

Warmherzig kämpft auch sie für die alte teutsche Treue; ihre 12 Strophen gegen den Sprachenmischmasch und die Verflachung deutscher Art durch ausländische Scheinkultur enthalten goldene Worte II, 54:

Du alte teutsche Treu wo bist du doch geblieben?  
 Dich hat das lose Wort / Politisch seyn: vertrieben /  
 So lang die Complement / zu teutsch Betrug gewährt /  
 Bist du in lauter Falsch / und tückisch seyn verkehrt.

Da war es gute Zeit / als man an allen Orten /  
 Den Leuten trauen kunt / und ihren wahren Worten /  
 Als blosses Sagen galt / und war ein Wort / ein Mann /  
 Was nun mit Schrifft und Lac nicht gnug bewähren kan.

Wo ist die Redlichkeit / und wo der gute Willen?  
 Das Teutsche treue Hertz? das wahrhaftig Erfüllen /  
 Was man mit Ja versprach / wenn man schlug Hand in Hand?  
 Schon weg / fast gantz dahin / und wenigen bekant.

1) Herdegen a. a. O. S. 56 III.

2) Ergötzliche Proben bei Hans Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrh. Göttingen 1888 S. 51 f., 54, 81, 115 ff.

Vor waren wenig Wort / hergegen lauter Thaten /  
 Nun schneidet man was her / ein ander mag errathen /  
 Was ich im Hertzen führ: da heist es *Serviteur*;  
*Treshumble, obeisant*; ich bitt um die *Faveur*.

Und bin desz Herren Knecht, so lang ich hie verbleibe;  
 (Warum nicht nach dem Todt?) *per Dieu* er dieses gläube;  
 Ich ruff den Himmel an / mit was *Devotion*,  
 Ich seine *grats* verehr: *Monsieur* ich bitt *Pardon*.

Und was der Worte mehr / da beugt man sich zur Erden /  
 Und küst zehn mal die Hand / verstelltet die Geberden /  
 Ruft Gott zum Zeugen an / wie treulich man es mein /  
 Und Ewig (und du leugst) sein eigner Slav wolt seyn.

Dadurch wird manches Hertz / das ehrlich ist gefangen /  
 Dadurch wird manchem Sinn ein Fallnetz angehangen /  
 Dadurch wird manches Ohr / und Aug / und Muth bethört /  
 Es hofft und schlaget fehl; es traut und wird versehrt.

Die Teutschen hat man vor noch redlich pflegen nennen;  
 Wer kann nun ihren Sinn / den redlichen erkennen?  
 Da so viel frembdes Thun ein Mischmasch hat gemacht /  
 Und mit der fremden Min ein fremdes Hertz gebracht.

Wem sol denn nun ein Mensch / der ehrlich ist vertrauen /  
 Dem treuen frommen GOTT / auf diesen kan er bauen /  
 Er leugt und treuget nicht / er ist der alte GOTT /  
 Die ewge Wahrheit selbst / der grösste Trost in Noth /

Auf diesen kan man sich recht sicherlich verlassen /  
 Und als zum besten Freund ein gutes Hertze fassen /  
 Ihm klagen seine Noth / Er weiss es mehr als wohl /  
 Was uns erträglich ist / und wann er helffen soll.

Drum gute Nacht O welt! und du politsches Wesen /  
 Ich habe GOTT zum Freund / dess Treuen mir erlesen /  
 Dir trau ich nicht ein Haar / betrüg sonst wem du wilt /  
 Bey mir dein Ja ein Nein / dein Nein ein Jawort gilt.

Will aber, mir mein GOtt noch einen Freund so geben /  
Mit dem ich ohne Falsch / und hertzlich möge leben /  
So sey er schlecht und Recht / und sonder Heucheley /  
Der prüfe denn mein Hertz / ob es nicht redlich sey.

So bieten die „Parnasz-Blumen“ in ihrer bunten Zusammensetzung ein Bild des ringenden Jahrhunderts. Vielerlei Ansätze erwachsen aus dem Boden des bloss Gelehrten, Angelernten, Anempfundenen. Und wenn auch vieles steif und formelhaft bleibt und den Schritt zur Individualisierung noch nicht tun kann: es keimt doch schon so etwas in den Werken dieser Frau, was wir mit begrenzter Geltung „Erlebnis und Dichtung“ nennen können.

## Die fünf Agendenreformen unter Herzog Albrecht.

Beiträge zur altpreussischen Reformations- und Literaturgeschichte.

Von Pfarrer Lic. **Benrath.**

### Vorbemerkungen.

Königsberg machte sich im 16. Jahrh. an die garnicht einfachen Probleme der Ausarbeitung und Einführung von neuen Gottesdienst-Ordnungen in den Jahren 1525/6, 1530 (?), 1544, 1558/9, 1567/8. Man löste die dabei auftauchenden, schon infolge der Vielsprachigkeit Altpreussens einen besonderen Reiz bietenden Aufgaben bis auf eine Ausnahme (1559) mit geschickten Händen recht glücklich.<sup>1)</sup> — Diese Tatsache, d. h. der Reichtum an Kult-Reformen, welche hier im abgelegenen Nordosten und keineswegs etwa ganz abhängig von Wittenberg ins praktische Leben überführt wurden, muss überraschen. Ihr Niederschlag zu literarischen Dokumenten von der besonderen Gattung der Agenden ist in dem richtigen, der ganzen Sachlage angemessenen Zusammenhange bisher nicht untersucht worden. Ohne dass dies geschieht, lässt sich aber die hier vorliegende, relativ ganz gewaltige liturgische Leistung nie gerecht würdigen. Wie wenig bekannt ist es, dass die altpreussische Landeskirche, indem sie unter Herzog Albrecht vom ersten bis letzten Regierungsjahr seines Herzogtums nicht weniger als 5 „Kirchenordnungen“ hervorbringt, auf liturgischem Gebiet das gesamte Luthertum von damals ebenso wie Luther selbst übertrifft! Einzigartig steht unsere

<sup>1)</sup> D. h. zunächst: der Zeit und dem Bewusstsein der Gemeinden angemessen. Nur 1559 erhob sich starke Unzufriedenheit, sodass in einem Amt (s. u.) ein oder gar zwei Drittel der Pfarrer ausser Landes gingen.

Heimatkirche da nicht bloss nach der Zahl ihrer Agenden im Reformationsjahrhundert, nein vor allem auch nach deren Inhalt. Es darf z. B. nicht der Vergessenheit anheimfallen, dass man in Königsberg ein echt protestantisches Kultprinzip zur Tat machte, welches zu verwirklichen der Wittenberger Reformator wohl mehrmals gewünscht aber nie im Ernste gewagt hat!

Wissenschaftlich im einzelnen untersucht worden sind gewöhnlich nur die ersten beiden grossen Agenden 1525 u. 1544; u. zw. geschah das zum Zwecke des Vergleiches ihrer Anordnung, ihres Inhalts miteinander. So in Cosacks „Speratus“ (1861) und in Tschackerts „Urkundenbuch“ (= U. B. 1890). Die eigentlich wichtigste Frage aber, vor die alle evangelischen Agenden den Forscher um ihres Wesens willen stellen, wurde nur gestreift: Die Frage nämlich, ob und mit welchen Massnahmen die kirchenrechtliche Autorität in Einklang gebracht wird mit der im Protestantismus doch den Pfarrern wie den Gemeinden klar zu wahren Freiheit? Denn an die literarkritisch aufzudeckende Genesis solcher Kirchenbücher reiht sich fast als das Wichtigere die kirchenpolitische Geschichte ihrer Einführung und Durchführung. Blosser Inhaltsangaben verdeutlichen also längst nicht die gesamte bei Agenden geleistete Arbeit. Diese ist vielmehr in den Rahmen der Zeitgeschichte und der kirchenpolitischen Strömungen hineinzustellen. Deren gab es aber bekanntlich im letzten Jahrzehnt Albrechts noch immer so lebhaft, dass es durchaus untersucht zu werden verdient, ob der alternde Herzog nicht auch durch seine beiden letzten Agenden so oder so die leider an Parteiungen sich ausliefernden Gemeinden hat zusammenhalten wollen?

In einem gewissen Zusammenhange, z. T. als Stufen einer grossen Entwicklung versuchte man die ganze Reihe jener „Kirchenordnungen“ freilich auch schon früher vor Augen zu führen. Doch es blieb bei katalogartiger Aufzählung oder bei nur kurzen Erläuterungen. Solche boten Mislenta im Manuale Prutenicum 1626, Lilienthal i. Erläutert. Preussen II 153 (Extrakt aus Hartknoch) ein Anonymus<sup>1)</sup> i. Act.

<sup>1)</sup> Nach Rautenberg war es Beckhern.

Bor. I, 482, Hennig im Preuss. Archiv d. deutsch. Gesellsch. 1795, S. 8, Borowski im Anhang zur Ausg. d. pr. K.-Agende von 1789<sup>1)</sup> Hennig in seinen 5 Königsberger Univ.-Programmen 1803 ff. Ferner versprach eine „umfangreichere Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der altpreussischen Kirchenordnungen“ im Jahre 1861 der Professor an der Albertina und Konsistorialrat Dr. D. Erdmann. Aber die Berufung zum Generalsuperintendenten von Schlesien zwang ihn, seine Vorstudien abzubrechen. Wir danken ihm sowie der Kirchenbehörde jedoch die sehr verdienstliche Neuausgabe, welche als sogenanntes „Altpreussisches Kirchenbuch“ 1861 b. Gräfe u. Unzer erschien und u. a. auch die Agende von 1568 wieder zugänglich machte. Hier wird auf 21 Kleinfolioseiten durch Erdmann eine „Historische Einleitung über den Entwicklungsgang der altpreussischen Kirchenordnungen“ geboten, an der man einen hochwillkommenen Grundriss der grossen altpreussischen kirchenbehördlichen Veröffentlichungen (von 1525—68) besitzt. Nur ist für unseren speziellen Zweck der Zusammenhang zu sehr durchbrochen von der ausführlichen Behandlung der in vorliegender Arbeit beiseite zu lassenden Landes-, Visitations-, Verfassungs- und Lehrordnungen. Im ganzen freilich gedenken wir — für die Agendenliteratur — auch diese von Erdmann in ihrer Bedeutung und Notwendigkeit erkannte, jedoch leider über den Aufgaben des praktischen Amts dann fallen gelassene Arbeit zu tun. Nur ist gleich zu bemerken, die Fragestellungen sind seit 1861 komplizierter geworden, — z. B. durch eine These Tschackerts, die neuerdings wieder vertreten wurde, die 2. Kirchenordnung (von 1530) sei höchstens auf Syno-

<sup>1)</sup> „Preussische Kirchen-Agenda, die liturgische Formulare der lutherischen Gemeinen in Preussen enthaltend. — Nebst einer Abhandlung über liturgische Formulare überhaupt und die preussische besonders, aufs neue herausgegeben“. Kbg. 1789 b. Hartung. — Welche Belesenheit und Reformfreudigkeit Borowski als Liturgiker besass, behalte ich, nachdem sein Biograph Pfarrer Walter Wendland im 9. Heft d. Synodalkomm. f. ostpr. KG. beides dankenswert skizzierte, besondrer Untersuchung vor. — In jener Abhandlung will B. „nur das Erheblichste“ anführen. Dabei verwertet er an 50 liturgische Reformvorschläge selbst aus der englischen und der katholischen Kirche, eine staunenswerte Belesenheit für einen Mann der Praxis im abgelegenen Königsberg von damals.



den vorgelegt, nicht aber öffentlich eingeführt worden. Hier wird der zeitgeschichtliche Zusammenhang zeigen, bloss aus dem Fehlen gedruckter Exemplare einer Agende ist nicht schon zu schliessen, sie sei nur Entwurf geblieben.<sup>1)</sup>

Im vorliegenden Heft zeigen die zwei ersten Kapitel:

„Die massgebenden Persönlichkeiten bei der  
Kulturreform von 1523—25.“<sup>2)</sup>

## I.

### Der Vorkämpfer für grundsätzliche Erneuerung des Gottesdienstes in der Muttersprache — Georg von Polentz.

Bahnbrecher für die Reformation im alten Ordensstaate werden stets jene Männer heissen dürfen, die Herzog Albrecht bereits 1523/24, — während er selber noch als Hochmeister bei Kaiser und Papst vergebens Hilfe suchte gegen die Polen, — „im Reich“ für sich gewann und in seine neue Hauptstadt Königsberg vorausschickte: Briessmann, Speratus, Poliander. Jedoch, hätten sie nicht von vornherein auf entgegenkommendste Aufnahme, auf Schutz und Förderung rechnen können bei Georg von Polentz, samländischem Bischof und zugleich weltlichem Re-

<sup>1)</sup> Ursprünglich sollte dieser Stoff in meine Schrift (Heft 23 des Vereins für ostpr. Kirchengesch. — 4,25 M.): „Wie die Königsberger Reformatoren echtprotestantische Kultprinzipien früher und reiner verwirklichten als Luther.“ 1920. 48 S. Aßer die Setzerstreiks zwangen, zu den zeitraubendsten Umarbeitungen und zur Ausscheidung der literaturgeschichtlichen Parteen, da sie die Druckkosten verzehnfachten.

<sup>2)</sup> Vgl. das Titelbild, dessen Wiedergabe im Einverständnis mit Herrn Geheimrat Dr. Wagner, Direktor des Wilhelmsgymnasiums zu Königsberg, erfolgt. In dessen Aula ist es eins der schönsten Wandgemälde, eine Schöpfung von Emil Neide. Jedoch ist anzumerken, dass der Künstler sich die Freiheit nahm, auch solche Persönlichkeiten der älteren Kirche als anwesend darzustellen, welche die ihnen anvertrauten Seelen nicht durch Aenderung der von Alters her geheiligten Riten beunruhigen mochten und so nie eine „gebesserte“ Agende „einhellig“ annehmen konnten. — Nur so meinte der Künstler die Bedeutung jener Geburtsstunde der evangelischen Landeskirche Altpreussens klar zu veranschaulichen.

genten von ganz Preussen, solange Albrecht noch ferne war, sie hätten gewiss die von Luther ihnen in grossen Zügen vor die Seele gestellte Aufgabe nicht lösen können, den reformatorischen Gedanken mit allen Folgerungen daraus in den weitesten Kreisen lebendig zu machen. So aber verbreiteten und vertieften sie, zunächst in der Bürgerschaft und zwar wohl ebenso erfolgreich von der Kanzel herab wie durch persönliche Aussprachen jene Forderung, welche in die öffentliche Meinung Preussens hineingeworfen war durch das Sendschreiben des weitblickenden Wittenberger Gottesmanns: „An die herren Deutsch Ordens, das sy falsche keuschheit meyden vnd zur rechten Eelichen keuschheyt greiffen. Ermanung.“<sup>1)</sup> Sie konnten beweisen, wie nicht etwa umstürzlerische Lust, bloss die Fesseln des lange der Kirche sehr nützlichen Coelibates aufzulösen, hinter jenem Aufruf an die Gewissen stand, sondern das positive Gebot Gottes I. Mose 2,18: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei, Ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei! Sie vermochten es, auch solche, die sich mit Recht gegen Neuerungen von aussen argwöhnisch stellten, zu überzeugen, es sei nicht das Endziel, dass die „törichte und konfuse Ordensregel nicht mehr geachtet werde und der Hochmeister ein Weib nehmen könne“, sondern weit mehr, nämlich, dass er Preussen „in politicam formam“ bringe als erbliches Herzogtum. Da begann auch das kriegsmüde Volk einzusehen, die Coelibatfrage — zweifellos vor allem eine reine Gewissensfrage für die Einzelnen, die es anging — war zugleich, aufs Ganze gesehen, die Frage der Verfassungsreform an Haupt und Gliedern. Zu lange hatte man am eigenen Leibe zu spüren gehabt, wie der landfremde Nachwuchs oder richtiger Zuzug der Ordensoberen das auf seinen Schutz angewiesene Volk in

<sup>1)</sup> Kawerau in der Weimarer Ausg. datiert statt „den 28. März 1523“ (so Wittenberger Ausg.) diese Ermahnung auf den Dezember 1523. Gegen Kawerau (1891) Köstlin, Luther 5. Aufl. und Seraphim 1913 (s. u.) möchte ich bei der alten Datierung als der richtigeren bleiben mit Joachim III, 63 (1895) vgl. 243 (!). Denn eigentlich erklärt sich doch nur, wenn die Ermahnung zur rechten Keuschheit im April schon in Preussen bekannt war, Albrechts Klage an Busch nach Rom aus Nürnberg v. 8. 6. 23: Wir fugen euch auch klagende wissen, das doctor Martin bei etzlichen unsern teutzschen hern so vil gewirkt, das sie ehelichen stand anzunemen furgenommen.

Eroberungs- oder Verteidigungskriege verwickeln musste einfach aus dem ganzen alten Geiste der Regel und der grossen kampf-erfüllten Vergangenheit des Ordens heraus. Wie verlockend konnte da die Perspektive scheinen: Hätten wir nur einen ver-ehelichten Landesherrn; — dessen Interesse darf natür-lich von selber die Erhaltung des Friedens sein, des nun schon seit Tannenberg nie dauernd gesicherten langersehnten Friedens! Ohne das unnatürlich wirkende Gelübde der Keuschheit würden die übrigen Ordensherrn, sobald sie erst einmal „Landsässige, Amtleute oder sonst nütze Leut“ und mit den eingebornen Adelsfamilien ver-schwägert wären, statt dem nun doch überlebten Ordensruhmestreitbarer Ritter nachzujagen, auf ihren Aemtern und Gütern Frieden halten und möglichst zum Wohl der Bürger regieren — schon im Interesse der eben begründeten Erbfolge.<sup>1)</sup>

So und ähnlich mochte der gemeine Mann unter sich schluss-folgern. Wer das genannte Sendschreiben selber lesen konnte, fand zwischen den Zeilen seiner Einleitung kurz aber unleugbar gerade auch diesen Gedanken von den „landsässigen Amtsleuten“, die fortan das Vertrauen der ihnen anvertrauten Masse wieder-

<sup>1)</sup> Dies beweist klar auch A. Seraphim (Forschgn. z. brdbg. u. pr. Gesch. 1912, S. 23). Leider las ich diese „Neue Darstellung d. Gesch. Pr.“ (= Rec. v. Vota) erst während der Korrektur.

Die Zeugnisse dafür, dass damals die Saecularisation „im Einklang mit den Vornehmen und dem urteilsfähigen Teil der Untertanen“ geplant wurde, stellt Tschackerts letzte Anmerkung zu seinem 1. Kapitel ins Licht (S. 109 vgl. auch S. 38): „Der Adel hatte sich auf einer geheimen Ver-sammlung zu Bartenstein in der 2. Hälfte des Jahres 1524 dahin ausge-sprochen“ (dass die Verfassung des Ordensstaates geändert werde). Aus der Bürgerschaft aber schrieb der Königsberger Rentmeister Cleophas Breuer an Albrecht am 18. 12. 24: „Ich mag E. F. G. in Wahrheit zu schreiben, dass es sich in Preussen vielfältig geändert hat, und die Untertanen . . schlechte, wie ich es verstehe, einen Erbherren begehren und E. F. G. auch dafür annehmen wollen . . doch mit Bewilligung Polens. . . Wo aber nicht . . dass sie einen anderen Erbherren erwählen. Denn der geringe Mann öffentlich spricht, dass die Herren (gemeint sind die landfremden Ordensgebietiger) . . . aus dem Lande schaffen . . . Wo sie eine Erbschaft hätten, bliebe es im Lande.“ Dazu käme als voll-giltigster Beweis für die obigen Sätze das Krakauer Friedensinstrument. Es geht geradezu aus von der These, es fehlte seit Jahrhunderten schon zum Frieden der Erbherr.

gewinnen und dank solchem Vertrauen das durch all die Kriegszüge verarmte Land äusserlich und innerlich wiederaufbauen sollten. Es gehört nicht zu unserm Thema, weiter herauszustellen, wie Luther eben durch seine Aufklärungsschrift über die erzwungene Ehelosigkeit geistig der Vater oder doch ein entscheidender Berater bei der Verfassungsänderung von 1525 in unserer altpreussischen Heimat wurde. Genug, wenn skizziert ist, wie allgemein die von ihm ausgegebene Losung, Verständnis fand. Das aber ist das Verdienst der Briessmann, Speratus und Poliander. Sie klärten — was man von dem stürmischeren, bald ausgewiesenen Amandus weniger wird rühmen können — die Gewissensfragen, ob Gottes Wort oder päpstliches<sup>1)</sup> Gebot die Richtschnur sein solle. Sie vertieften nach Kräften die Einsicht der ihnen zugänglichen Kreise über die bevorstehende Saecularisation zum Wohle des Ganzen. Und das gewiss um so ernster, je näher der Tag rückte, wo der Waffenstillstand wieder zu Ende ging und — ohne jede Hilfe vom Kaiser oder von Rom — das Ordensland völlig sich selber überlassen war. Briessmann vor allem als erster Sendbote Luthers vermittelte dem sonst staatsmännisch durchaus selbständigen Polentz das geistige und geistliche Rüstzeug, um die grosse Leitidee zur Tat zu machen, um aus dem mönchischen zum Kampfe verpflichteten Ritterstaat, der in vergangenen Zeiten als Pionier für Kultur und Glauben ein gottgewolltes Mittel gewesen sein mochte,

---

<sup>1)</sup> Bekanntlich befahl Leo X. (6. XI. 1519) — aber nicht mehr (Joachim III, 64) Hadrian VI. (September 1523) dem Hochmeister, den Orden zu reformieren. (Vgl. Voigt Gesch. Pr. IX, 686.) Von dem Breve Leos meinte Faber i. d. Abhdlgn. d. Kgl. dtsh. Ges. Kbg. 1830 auf S. 218, diese bulla reformationis sei der Idee nach, ja vielleicht „vom Gruss bis zum Schluss“ vonseiten Albrechts d. h. seines Vertreters in Rom vorher entworfen wie andere auch. Dass derlei durchaus vorkam im Geschäftsgang des Prokurators, beweist u. a. Joachim, Politik: I, 48 u. III, 15 u. 243 (?). Dass dann Joachim, II, 99 Anmerkung die obige Meinung Fabers als „harmlose Auffassung“ dieses Reformationsbreve entscheidend abtut, sähe man gern begründet. Denn, was auf derselben Seite im Text von den beiden Schönberg steht, wie sehr sie gerade jene Vollmacht zur Reform an Haupt und Gliedern gewünscht, das spricht doch dafür, dass Leo nicht ganz von selber darauf kam, Albrecht völlige Reformfreiheit im Voraus zu gewähren: „Motu proprio . . . mandamus, quatenus dictum ordinem . . . visites et tam in capite quam in membris reformes.“

fortan ein friedliches erbliches „weltliches“ Herzogtum zu schaffen, — eine Idee, welcher jedenfalls, was die Erhaltung des durch Jahrhunderte so oft gebrochenen Friedens angeht, die nächsten 100 Jahre durchaus Recht gegeben haben. —

Doch uns soll hier die speziellere Frage beschäftigen: Haben nun jene 3 Prediger, welche Luther damals Preussens „3 Evangelisten“ nannte, auch bereits bahnbrechend wirken können für die Erneuerung der Formen des Gottesdienstes? Wurde auch die liturgische Seite der Verbesserung des Kirchenwesens zuerst von jenem Dreigestirn erfahrener Theologen in Angriff genommen? Etwa so, dass sie zuallererst privatim sich Formulare für ihre Amtshandlungen auf dem Schloss, im Dom und in der Altstadt ausarbeiteten? — Davon ist nichts überliefert. Doch begegnet ein solches Vorgehn, das besonders einem Speratus, dem Uebersetzer von Luthers Formula Missae ohne Bedenken zugetraut werden darf, nicht selten. So z. B. bei den Danziger Predigern einige Jahrzehnte später. Ob jedoch Briessmann und seine damaligen Amtsbrüder den eigentlichen Grund auch für den liturgischen Besitz der jungen Landeskirche Altpreussens legten, das lässt sich dennoch verschieden beantworten.<sup>1)</sup>

Zu bejahen ist es, wenn gedacht wird an die literarische Fertigstellung der ersten Agende in der zweiten Hälfte des Jahres 1525; zu verneinen aber, wenn man, weiter zurückgehend, sich umsieht, wer wohl vor der Ausarbeitung des Einzelnen zunächst mit einem liturgischen Reformprogramm in grossen Zügen vor die Oeffentlichkeit hinaustrat. Dies Verdienst, als erster öffentlich der ganzen Geistlichkeit Richtlinien dargeboten zu haben, wie vom wiederentdeckten Evangelium aus auch im Kultus sinngemäss alles neu werden müsse, gebührt dem ersten evangelischen Bischof

<sup>1)</sup> Eine genauere Antwort (s. u.) würde erst ermöglichen die Heranziehung von 3 Königsberger Nachdrucken einer Nürnberger Anweisung v. 23. X. 1524 „wie die misspreuch bey der Mess abgestelt“ . . . (vgl. Schwenke, Altpr. M.-S. 1896 S. 97). Leider fehlen diese Nachdrucke in den Archiven des Ostens. Nürnberg sandte sie und das Original — weil Unicum — nicht über den Corridor. Doch hoffe ich auf Excerpte bis zum Januarheft.

Georg von Polentz. Entscheidend waren seine Weihnachtspredigt von 1523, die seit dem 26. II. 24 rings im Land durch den Druck verbreitet wurde und sein Reformationsmandat Ende Januar 1524. Denn beide Zeugnisse sind ebenso grosszünftig wie grundsätzlich angelegt.

Polentz, der langjährige Freund und Kampfgenosse Albrechts war unter den Männern, die dieser nach Preussen brachte, nicht bloss der Zeit nach weitaus einer der Ersten: Er war bekanntlich bereits 1516 Hauskomthur in Königsberg, 1519 zum Bischof von Samland in Aussicht genommen und nach Erledigung sämtlicher Weihen und Bezahlung von 1488 Dukaten auch durch die Curie bestätigt.<sup>1)</sup> Zwei Jahre darauf wurde er noch dazu mit der Verwaltung des Bistums Pomesanien betraut und 1522 sogar stellvertretender Regent des Deutschen Ordens. Kraft dieser seiner Stathalterschaft ermöglicht er es Briessmann und den übrigen Predigern überhaupt erst, ihre neuen Gedanken ungestört zu verbreiten. Ja, bei ihm als praktischem Juristen und überaus vielseitigem Verwaltungsmann wäre, auch ohne die beiden ebengenannten persönlichen Zeugnisse, an sich vorauszusetzen, dass er sämtliche Seiten der Reform von seiner hohen Warte aus mit Interesse durchdachte, — auch die liturgische. —

Dies um so mehr, als in jenen alten Zeiten die Ordnung des Kultus keineswegs rein als Sache der Theologen betrachtet wurde. Vielmehr waren bei der noch sehr geringen Zahl und Leistungsfähigkeit der Schulen rings im Lande Kultus, Volks- und Jugendbildung untereinander sehr verwandte Gebiete. Deswegen z. B. behielt ja Luther in der deutschen Messe lateinische Chöre bei. Dem Regenten von damals konnte darum sehr wohl die rechte Handhabung und guter Besuch reichlicher Sonntags- u. Wochengottesdienste als ein Hauptmittel erscheinen für die ersehnte Hebung seiner Untertanen in der allgemeinen Bildung, die in jenen Tagen ja vorwiegend eine kirchliche war. Sollten nicht auch die dazu

<sup>1)</sup> Über obige Summen ist die durch Fugger vermittelte Quittung vorhanden (Nicolovius, D. bischöfl. Würde in Preussens ev. Kirche. Kbg. bey<sup>1</sup>Unzer 1834, S. 3). Dasselbst die Nachweisung, dass Leo hist. Pr. p. 378 Polentz Licentiat der Rechte nennt, und er die Kurie als Sekretär Julius II., den Kaiser als Gesandter kennen gelernt hatte.

gehörenden Fragen der Kirchenzucht, Ehegerichtsbarkeit und dergleichen verwandte Materien den Juristen Polentz schon längst beschäftigt haben? — Im XVI. Jahrhundert schwebt zudem unter dem Begriff, den wir heute mit dem Wort „Agende“ verbinden, sofern überhaupt diese „barbara vocabula“ (so Mislenta noch 1626) schon gebraucht wurden,<sup>1)</sup> nie bloss eine liturgische Sammlung vor, vielmehr zugleich eine Kirchenordnung, also ein weiter Bereich von Vorschriften für das kirchliche, religiöse, sittliche Leben des Volks im ganzen.

So stieg gewiss in einem Georg von Polentz der Wunsch nach einer evangelischen Kirchenordnung für seine 2 Bistümer schon sehr frühe auf. Wohl wurde, als Briessmann in Königsberg seine erste evangelische Predigt gehalten, der weit ältere Bischof dessen gelehriger Schüler in den Grundsprachen der Schrift wie in den Grundgedanken der neueren reformatorischen Theologie. Wohl machte er sich selber dadurch wiederum zum Schüler des Altmeisters von Wittenberg. Auch ist dessen erste liturgische Schrift „Von ordnung gottis dienst ynn der gemeyne 1523“ ihm von Briesmann jedenfalls erklärt worden.

Aber das eine grosse protestantische Grundprinzip des evangelischen Kultus hat Polentz mit seiner Weihnachtspredigt selbständig und warmherzig auf den Leuchter gestellt

<sup>1)</sup> Die Titel der 5 Bücher, die wir zu behandeln haben, s. u. — In ihnen kommt die Benennung Agenda noch nicht vor. (Die Mehrzahl heisst „Artikel der Ceremonieen“ und „Kirchenordnung“.) Jedoch gebrauchte man im Luthertum „Agendbüchlein“ (z. B. Nürnberg 1543, Worms 1560) schon vor den 70er Jahren, wo der Ausdruck auch in Titeln häufiger wird. Vor der Reformation bezeichnet seit dem XII. Jahrhundert Agenda ein Handbuch für den Priester (Manuale; später zum Unterschied von den Evangelischen Rituale genannt), in dem man die Formulare sich zusammen schrieb für Taufe, Eucharistie, Oelung, Begräbnis und vor allem für sehr viele Weihehandlungen (über Wasser, Salz, Feuer, Feldfrüchte, Lichter, Asche, Palmen, Kleider u. v. a. m.) Diese alle und die meisten der Sakramente entfielen im Protestantismus (vgl. u.: Erhard v. Queiss) — Also reformierte man eigentlich weniger die Agenda als die Ordnung des Hauptgottesdienstes, welche die ältere Kirche in den Missale-Büchern festgelegt hatte. Dennoch darf der Titel unserer Beiträge zur Literaturgeschichte mit Recht von „Agendenreformen“ sprechen. Denn nur dies Wort weckt ebenso anschaulich als rasch die rechte Vorstellung von dem, worum es sich handelt.

— dass nicht nur der Priester, nein die ganze Gemeinde — so weit das irgend möglich — den ganzen Gottesdienst mit vollem Verständnis mitmachen können, ja, dass eben dieses verständnisvolle, bewusste Teilnehmen in Demütigung und Erhebung, in Bekenntnis und Gelübde eigentlich das gottgefälligste weil die Herzen läuternde „Opfer“ sei.

Aeusserlich tritt dieser Grundsatz ins Leben durch das Verlangen, der gesamte Kultus soll in der Landessprache vor sich gehen. Innerlich ist aber damit zugleich eine ganz neue Auffassung vom Wesen des Gottesdienstes überhaupt gemeint. — Denn eine Erneuerung des Kultus in protestantischem Geiste ist noch keineswegs gegeben damit, dass Predigten in der Landessprache in den Mittelpunkt rücken.

Die deutsche Predigt kannte und schätzte man ja schon längst in der mittelalterlichen katholischen Kirche. Allerdings hat im Ordenslande unter den vorreformatorischen Bewegungen gerade das Auftreten von Predigermönchen sich nicht besonders bemerkbar gemacht.<sup>1)</sup> Mögen die Augustinereremiten und die Franziskaner in

1) Vgl. auch „Die Anfänge d. Ref. i. d. preuss. Landen ehemals poln. Anteils bis 8. 4. 1525“ Diss. v. Boetticher 1894 d. phil. Fak. Kbg. vorgelegt. S. VIII., wqnach die Brüder des gemeinschaftl. Lebens in ihrem 1473 zu Kulm errichteten, 1508 von den preuss. Ständen offiziell anerkannten studium particulare Predigten i. d. Landessprache pflegten. In Königsberg wurde jeden Sonntag in der Frühmette gepredigt. (Vgl. d. Kbg. Bäckerrolle 1507 citiert v. Bertha Quassowski i. d. Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Vereins 1919 S. 39 Anm. 10.) Angefügt mag hier auch werden, dass Ragnit z. B. 1452 nach dem Tode des Priesterbruders Lucas ausdrücklich wieder einen Prediger wünscht. Der Komthur bittet den Hochmeister: „E. E. G. wolle bestellen einen . . . der da predigen könne, denn das Volk da oben in Ragnit itzund wohl ankommen ist und fleissig zu der Kirche gehet, auf dass man fortan es enthalten mag im Dienste Gottes. Wäre es nun, dass einer hinauf käme, der eines wilden Lebens wäre, so wär zu besorgen, dass sich das Volk auch darnach möchte halten.“ (So mitgeteilt — leider ohne Quellenbeleg und mit geänderter Orthographie — durch Faber in den „Beiträgen zur Kunde Preussens“ V, 76 unter „Notizen den Rel.-Kultus z. Z. d. D. Ordens betr.“) — Leider beschäftigt sich der auf eingehenden Studien ruhende Aufsatz des Domcapitulars Dr. Krüger in der ZEG „Der kirchliche Ritus in Preussen während der Herrschaft des Deutschen Ordens“ mehr mit dem Brevier als mit dem Missale. Die Frage der Predigt um 1500 bleibt unberührt.



dem halben Dutzend von Männerklöstern, welche das Ordensland aufwies, mögen die um 1517 auftauchenden „Graumönche“ im Löbenicht, wie sie selber predigten so auch den Weltklerus zu fleissigerem Predigen veranlasst haben. Die Predigt galt doch als eine Nebensache — an Wichtigkeit nie zu vergleichen mit dem Messopfer. Auch, nachdem im Spätherbst 1523 Briessmann und Amandus geistesmächtig zu predigen begannen, und selbst wenn dabei all den Hörern, die sich hierdurch anfassan liessen, es sich offenbarte, wie sehr doch die Predigt die Brunnenstube des evangelischen Glaubens und Geistes sein müsse und wieviel die Herzen davon haben könnten, wenn Gottes Wort selber mit dem Beweis des Geistes und der Kraft in ihnen zu wirken vermöchte, — dennoch musste die erste Zeit das Messopfer mit seinem ganzen mystischen Schwergewicht die Hauptsache bleiben. Seine Idee, tägliche Wiederholung des Opfers Christi durch den Priester, ist zu überwältigend. Da kommt nichts anderes daneben so leicht auf. Zunächst wird also die Predigt bloss als eine Zugabe erschienen sein, je nach ihrer Stellung vielleicht als eine Vorbereitung oder als Ausfüllung des Uebergangs zum eigentlichen Hochamt, als besonderer Gottesdienst geübt durch besondere Prädikanten.<sup>1)</sup> — Jedoch der wahre Gottes-Dienst blieb die Verehrung Gottes durch das immer neue Darbringen von Christi allerheiligstem Opfer. Dabei aber war der ausführende Teil der Priester, die Gemeinde nur ein zuschauender Teil. Das blosses Dabeisein auch ohne wirkliches Verstehen dessen, was im Kultus vor sich ging, verbürgte damals bereits einen mystischen Segen. Selbst wenn damals Gebetbücher mit dem deutschen Text der Messe so verbreitet gewesen wären wie heute (vgl. u.) das unbestimmte Gefühl, schon durch die Teilnahme am Opfer des Priesters an sich etwas zu „gewinnen“ blieb eine grosse Hauptsache. Hat doch z. B. Hosius u. a. in einem massgebenden wissenschaftlichen — nicht etwa nur populär-erbaulichen Werke, dem *Dialogus trimembris* u. zw. im dritten Teile, *de celebrando sacro in vulgari lingua* noch 30 Jahre später 1556 (p. 133. 663) festgestellt: „Wenn man auch das Gebet, das man spricht oder die Schrift, die man liest, nicht versteht, hat man doch

1) Vgl. oben die Anm. über Ragnit.

einen Vorteil davon. In, nicht nur um jeden Menschen sind geheime göttliche Kräfte — virtutes — tätig, die ihm teils nützen, teils schaden wollen. Hören nun die Guten, denen die Sorge für die Seele oder den Leib des Menschen anvertraut ist, den Klang der Worte, die der Mund des Betreffenden spricht, ohne dass er selbst (!) ihren Sinn erfasst, so verstehen sie ihn doch, werden dadurch herbeigelockt und zum Beistand bewogen, während die bösen, die ihm schaden wollen, durch das blosses Hören (ohne Verstehen) geschwächt und vertrieben werden.“ Dieser ganzen Lehre über psychische Kräfte von ausserhalb des Menschen ohne Vermittlung des Worts und Verständnisses kann man überhaupt nur im Rahmen des Mittelalters gerecht werden. „Solchergestalt bewahrheitet sich der Spruch, dass alle Schrift von Gott eingegeben, nützlich ist.“ (!) — „Wenn man auch nicht versteht, wie es zugeht, man muss es nur glauben!“ „Verordnen doch die Aerzte gleichfalls eine Speise oder einen Trank, deren Nutzen nicht ohne weiteres erkennbar ist, sondern erst an der spätern Wirkung zutage tritt.“<sup>1)</sup> „Unter den Umständen aber ist eine Uebersetzung der Schrift und Einführung in die Landessprache im Kultus völlig zwecklos.“<sup>2)</sup> Dadurch würde nur die Einheit der Kirche gestört.“ Hier offenbart sich der eigentliche Gedankengang des bekanntlich durch Weit-

1) Diese und weitere Gedankenreihen des Hosius vgl. in Elsners „Bischof Hosius“, Königsberg 1911 bei Thomas u. Oppermann. (1,60 M.)

2) Die deutsche katholische Geistlichkeit dachte nicht so: 18 vorlutherische hochdeutsche Bibelübersetzungen sind des Zeugen. Noch heute sind 7 dieser Ausgaben (mit z. T. prächtigen Holzschnitten in Danzig und Elbing erhalten. (Insgesamt 10 Expl.) Vgl. Pf. Schwandts 102. Jahresbericht d. Dzger. Bibelgesellschaft, woselbst 2 Bogen d. wiss. Beschreibung vorluth. u. luth. Bibeldrucke gewidmet sind. (Insgesamt 28 verschiedene.) — Ferner gab es wenigstens in Mittel- u. Süddeutschland 1450—1520 rund 100 Ausgaben deutscher Postillen (d. h. Uebersetzungen der Episteln u. Evangelien sowie der lat. Messe) fürs Volk! — Vgl. Alzog, D. dtsh. Plenarien (Handpostillen) Freiburg 1874 — eine ganz überzeugende Ehrenrettung der rel. Volksbildung jener Zeit! Dennoch sagt Thalhofer-Eisenhofer, kath. Liturgik 1912, II, 136, dass „in weiten Kreisen ein lebensvolleres Verständnis unserer katholischen Liturgie müsse gefehlt haben.“ — Zu wenig beachtet wird meist, dass auch in Altpreussen vor der Reformation der heilige Eifer des Volkes, sich zu Bruderschaften zusammenzuschliessen (vom Bischof bestätigt) recht rege war. Beitr. z. Kuden Preussens, V. 312—22 m. Urkunde.

blick und Geistesschärfen hervorragenden polnischen Kirchenfürsten. Einheit ist alles — Einheit ist Macht. Wir verstehen, wie ihm, dem Kirchenmann und glänzenden Lateiner auch gegenüber liturgischen Problemen Einheitlichkeit geradezu Erbauung bietet. Doch, ob dasselbe möglich ist bei den einfachen Laien?

Dies ist die Frage, von der auch Polentz mehr als einmal ausgegangen ist. Zum Beweis dessen rede er selber nun zu uns durch seine Weihnachtspredigt. Die Einleitung führt aus: Evangelion bedeutet gute, süsse, tröstliche Botschaft, folglich ist „glawbe ein gantz vertrauen vnd ezuvor sieht auff göttliche gnade!“ Hierauf folgt die Klage, wahrer Glaube und das Wort Gottes vom Seligmacher, das die Seele fröhlich und voller Dankbarkeit macht, sei schon lange nicht mehr gepredigt worden; dagegen „Menschen-Tand, Philosophie oder aber gute Werke, wie die Mönche, darunter besonders Cartheuser und Franciscer sich selber zurecht machen und die Pfaffen den Leuten verkaufen.“ — Dann heisst es klar und entschieden: „Wir haben aber bissher solchen tewren schatz ganz gering geacht, ja wenig erkant, was glawb oder tawf sey. ezu dieser vnwissenheit hat auch fast sehr geholfen, das man in eyner unbekanten sprach, die der gemeyn man nicht vorstehet, tawfet hat . . . So aber die lewte, wen man ein kindt tauffet . . . vernemen die sprach vnd hörten mit fleiss ezu, wie man tawfet vnd wie man auss eim Heyden ein Christen macht, so wurden sie oft erinnert yhrer tawff vnd des Christlichen wesens!“

Da ist kein Zweifel: Die im Dome Kopf an Kopf gespannt lauschende Menge wird diese für einen Kirchenfürsten damals gewaltige Forderung der Landessprache bei den gottesdienstlichen Handlungen recht verstanden haben als das, was sie für ihn war, wie man aus seinen Worten noch heute heraushören kann, als eine Sache, mit der er heiligen Ernst machen wollte, mochte es ihm gleich seine Stellung kosten. Die ganze Predigt zeugt davon, es war für Polentz jene Idee eine ihn beglückende Entdeckung von prinzipiellstem Werte. Denn spricht er im bisherigen auch nur von der Taufe, gleich darauf heisst es ganz grundsätzlich: „Es ist yhe ein seltzam ding, das wir Christen an

Die erste Agende für die Landeskirche des Herzogtums Preußen  
wird den 10. Dezember 1525  
„auff dem Landtag furgetragen . . . einhelliglich fur gut angesehen bewilligt und angenommen“.



Rentmeister Breuer

Herzog Albrecht

Die Bischöfe  
Queiß und Polenz

Heinrich Keuß  
von Plauen  
Kornthur zu Bartenstein

Die Prediger  
Dr. Briesmann (Dom)

Dr. Speratus (Schloß)

Burggraf Peter  
von Pohna

Bischof  
Mauritius von Ermland  
(vergl. Schluß des Vorworts Seite 6)

Poliander (Amtsabt)

die lateynische sprache sollen gebunden sein; Und Christus gesprochen hat: Matth. 28 . . . wie solten sie alle volcker lehren vnd nicht in vornehmlicher odder bekanter sprach gegen yhn reden?“ Polentz entdeckt es sogar als „aus sonderlichem Rat Gottes geschehn“, dass kein Bibelbuch lateinisch geschrieben sei „erstlichen“ d. h. ursprünglich. Hier steht in ihm der Humanist auf mit seinem „ad fontes“ (zurück zum Originalwort gegenüber der Vulgata-Uebersetzung). Polentz fordert also „dass man furdt an alhye dewtsch tauffe!“ Denn daraus, dass wir uns das zu Herzen nehmen und uns bei deutschen Taufhandlungen immer wieder daran erinnern, was man bei seiner Taufe von Gott empfangen und was man ihm dabei gelobt hat, . . . „so werden ungeczweyfelt rechtschaffne gutte werck . . . folgen. Nehmlich, das wir dem tewfel, der sund, vnd der welt widerstreben durch die stercke des glawbens.“

Also nicht nur jenes erste Hauptstück evangelischen Glaubens, dass er sich klar wird über sich selber, erhofft und erwartet Polentz bestimmt von der Anwendung der Landessprache bei der Taufe, nein ausserdem auch das weitere Kernstück Lutherschen Glaubens, die immer neu lebendige Lust, den Ansporn zu guten Werken, der aus Dank für erlebte Gnade und Sündenvergebung kommt. Eine Forderung von grösster Tragweite ist es, die der Bischof hier anknüpft „Also werden auch abfallen alle nerrische gelubniss“. — Dann folgt ein abschliessender Protest gegen Winkelmessen und Totenmessen sowie überhaupt gegen den ganzen Opfercharakter der Messe. Das alles kann hier nur gestreift werden. Dagegen soll aus dem Mandat vom 28. I. 24 sein entschiedener Wille zu einer liturgischen Reform an Haupt und Gliedern klarer belegt werden. . . . *Secundum potestatem, quam Dominus nobis dedit, u. zw. zur Erbauung nicht zur Zerstörung, will der Bischof von sämtlichen nachgeordneten Geistlichen „ut in concionibus vestris promissiones divinas et baptismi vim populo accurate explicetis et frequenter inculcetis. Et facta populi lingua deinceps vernacula baptizetis maxime apud, quos Teutonica lingua viget. Sic itaque baptizantis et exorcisantis vox penetrabit animos (!) audientium . Hoc proderit, nedum infantulo, sed etiam circumstantibus, ut in dies reddantur firmiores ac ipsi meliores. Sicut enim Deus*

per omnes omnium gentium linguas (!) vult Evangelium et promissiones sanctas ita quoque variis linguis ac diversis labiis sua cupit Sacramenta conferri. Quid enim prodest sacramentum sine verbo et fide. Damit bekam auch der einfachste Geistliche einen klaren Grundsatz. Der Bischof aber versprach seinerseits: . . . „Porro, quod ad reliquas forte linguas attinet ut sunt Lithuanica Pruthenica atque Sarmatica dabimus operam Christo propicio ne ipsis quoque desit Christiana institutio!“ So früh taucht das hohe Verantwortungsgefühl, im Altpreussischen auch polnische, litauische usw. Agenden ausarbeiten zu müssen, auf.<sup>1)</sup>

Dazu wird dann am Schluss des Mandates den Pfarrern fleissiges Lesen auch der liturgischen Schriften Luthers ans Herz gelegt. Der Bischof verbreitete im März (vgl. Schwenke, AMS 33,93) durch die aus Danzig herbeordnete Presse des Hans Weinreich einen Neudruck von Luthers Taufbüchlein. Hiernach taufte man in Königsberg sicher seit 1524 deutsch.

Es wäre ungerecht, hier die Tatsache zu verschweigen, dass auch sonst z. B. im Ermlande Liturgiker der älteren Kirche darauf drangen, dass die Geistlichen bei der Taufhandlung den Eltern und Paten auf deutsch ins Gewissen zu reden oder überhaupt in der Muttersprache (in Masuren polnisch) ihnen kurz ihre Pflichten gegenüber dem Täufling einzuschärfen hätten. Das war z. B. die entschiedene Absicht der 1512 in Nürnberg bei Melchior Lotter ge-

<sup>1)</sup> Der Orden hatte schon 1310 (Act. Boruss. II, 82) das Altpreussische nicht mehr geduldet. Umso höher bewerte man des Bischofs Ziel. Noch zu Lebzeiten des Polentz ward es fast völlig erreicht. Zunächst allerdings erhielt die masurische Geistlichkeit, als sie in grösserer Zahl unter Herzog Albrechts Kirchenhoheit kam, noch eine lateinische Agende (1530 s. u.). Dann aber beschloss man bei der nächsten Kirchenordnung von vorne herein einen dreifachen Druck (1544). Am selben Tag kam sie deutsch, polnisch und lateinisch heraus (wohl für die Litauer, für die damals z. B. in Lyck noch litauisch gepredigt wurde, vgl. Koch, Masur. Visitationsrecesse in den von Adolf Bode herausgegebenen Ostd. Monatsheften f. Erz. u. Unterr.). Ins Altpreussische aber übersetzte im Todesjahr des Polentz Pfarrer Abel Will-Pobethen die Agende. Sie erschien 1551 zusammen mit dem altpreussischen Katechismus (dieser schon 1545 zum erstenmal). Der Antrieb ist jedesmal dem Herzog Albrecht zu verdanken. So machte er das Versprechen seines bischöflichen Freundes zur Tat; auch hierin eins mit ihm.

druckten Agenda communis (genauer: „Agenda sive Benedictionale commune agendorum cuilibet pastori ecclesiae necessarium“) jetzt zugänglich durch die äusserst dankenswerte, kritische Ausgabe des leider für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Dr. A. Kolberg, Prof. a. d. Akademie zu Braunsberg v. J. 1903 bei Rudowski-Brsbg.). Denn dort findet sich gegen den Schluss der Formeln für die Taufe die Anweisung: Sacerdos dicat ad levantes puerum vulgariter: Ich gebeut euch bei eurer Seelen Seligkeit, wenn das Kind kommt zu seinen Jahren der Vernunft, dass Ihr dasselbige Kind unterweist in dem rechten Glauben: Das V. U. Ave Maria und den Glauben: Und Gezeugniss geben, dass es habe den heiligen christlichen Tauf empfangen.“ Desgleichen unterlässt eine ähnliche Mahnung nicht die später von seiten des Bischofs Cromer, als Nachfolgers des Hosius und in Ausführung der Tridentiner Beschlüsse 1578 neu herausgegebene Agende.<sup>1)</sup> Zweifellos sind auch bei den nachgeordneten Stellen diese Anordnungen befolgt worden.

Wenn wir sie dennoch vereinzelt Ansätze nennen möchten, verglichen mit dem grundsätzlichen Programm des Georg von Polentz, welches bei sämtlichen liturgischen Handlungen das göttliche Wort in der Muttersprache für das Wirksamste hält, so liesse sich dagegen fragen, ob denn der Bischof von Samland — einstmals Kriegsmann und Jurist — wirklich allein von sich aus und selbständig dazu kam, eine Lanze für die Landessprache im Kult zu brechen?

Ob nicht vielmehr gerade in diesem Punkte die Abhängigkeit von Luther recht gross gewesen sein wird, zumal wenn dessen vertrauter Schüler Briessmann das erste Taufbüchlein vom Sommer 1523 dem Bischof erst mitgebracht oder doch nahegebracht hat? — Es wird bei Polentz weniger auf die Priorität des Reformgedankens ankommen als auf dessen tatkräftige Anwendung und Durchführung. In dieser Richtung aber bedeutet das Mandat vom Januar

<sup>1)</sup> Hierin scheint das Ermland besonders seelsorgerlich an die verschieden sprechenden Landeskinder (vulgariter = auch polnisch oder preussisch) zu denken. Die Agenden von Meissen 1512, Naumburg 1502 tun das ebensowenig wie die von Köln 1485 und Münster (in der Abschrift um 1500), die mir vorlagen.

1524 unbedingt einen entschiedenen Schritt vorwärts. Datiert man dasselbe nämlich mit Tschackert (U. B. 176) nach Luthers Erstdruck auf den 28. Januar, dann ist nicht, (wie z. B. Hartknoch (18 I.) und Arnoldt (15. I.) datieren) das in denselben Tagen aus Heilsberg d. d. 20. Jan. ergangene Edikt des Bischofs Mauritius Ferber von Ermland erst durch das Vorgehen des Polentz hervorgerufen. Vielmehr ist umgekehrt dessen Mandat die bewusste, prinzipielle Antwort auf den bekanntlich einen heftigen Ton wählenden Bannfluch aus Heilsberg. (Vgl. jedoch auch das Urteil im Spicileg. Cop. 321 beim Neudruck von Hipler und in dessen auf genauesten Studien ruhender Literaturgesch. d. Ermlands 1872 — S. 94: die Sprache des Edikts sei „scharf aber würdig und den kritischen Zeitverhältnissen durchaus entsprechend.“) Hipler meint allerdings noch, Polentz habe mit seinem Erlasse begonnen — d. 15. I. — und Ferber habe nur „ohne direkt auf das samländische Pastoral Schreiben Bezug zu nehmen,“ „doch die möglichen Folgen, die das erstere in der Nachbardiözese haben konnte paralisieren“ wollen. S. 92.) Dies Edikt ist ein zu charakteristisches Zeugnis für die ganze zugespitzte Lage der Dinge in Altpreußen schon Ende 1523 sowie für die danach fast naturnotwendige Stellungnahme des Vertreters der älteren Kirche, die daraus trotz des scharfen Tones vollauf zu verstehen ist, als dass nicht einige seiner Sätze hier Platz finden müssten: „Die Lästerungen der h. Sacramente, der makellosen Gottesmutter und aller Heiligen, der Ungehorsam gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit, wie er in dem Abfalle von der Kirche und in den Aufständen der Städte und der Bauern (— deren gab es also schon 1¾ Jahr vor dem bekannten samländischen Aufstand) zu Tage tritt, die Ablegung aller Scham und Sitte unter dem Vorwande evangelischer Freiheit (man erinnere sich an die Söldner und vergl. die Stellen bei Leo, Hist. pruss. 374 ff) — das sind die Kennzeichen und Früchte der neuen Lehre, die . . . auch von Welt- und Ordensgeistlichen . . . dem glaubenswilligen Volk gepredigt wird.“ . . . „In Schänken und bei Trinkgelagen wird die lutherische Gerechtigkeit und Freiheit, fortan alle Sünden begehen zu können, verkündigt . . .“ U. d. U. wird, so sind wir überzeugt, auch jeder evangelische Christ es verstehen, dass einem so und nicht anders über die Evangeliumsbotschaft be-



richteten Kirchenfürsten es heiligster Ernst war, wenn er fortfuhr: „. . . so muss umsomehr ich, von dessen Hand das Blut der Schafe wird gefordert werden, meine Hirtenstimme erheben . . . dass ihr Gott mit Bitten bestürmt, er möge . . . sein Volk mit dem Hauch des heiligen Geistes erfrischen, damit es zur Einheit wieder zurückkehre . . . zweitens, dass niemand solchen Lehrern Herberge und Gehör gebe, endlich dass Ihr die uralten . . . Riten treu beobachtet. — Wer aber . . . die Kirche . . . zerreißen wolle, den treffe Fluch und Schwert des Anathems.“

Es hat so sein sollen, dass Rom über diese Dinge vornehmlich nach dem Gesichtspunkte der Einheitlichkeit urteilte. Innerlich ausgesöhnt wird mit all den tieftraurigen Folgen der Glaubensspaltung am ehesten, wer im Verschiedensein der Glaubenslehren und Gottesdienstformen bei verschiedenen Völkern nicht eine Befleckung der Kirche Christi sieht, sondern nach dem Willen ihres Hauptes und seines grössten Apostels eben den ihr wesentlichen Reichtum an lebendiger geist-wirkender Individualität. Nur durch diese sich seelsorgerlich anpassende Verschiedenheit kann Christi Gemeinde zu allen Zeiten und an allen Orten allen alles werden oder wie Paulus und Luther sagen „jedermann allerlei werden, auf dass wir allenthalben ja etliche selig machen!“ (I. Kor. 9, „Den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche,“ u. I. Kor. 12: „Es sind Mancherlei Gaben aber Ein Geist, und es sind Mancherlei Aemter aber es ist ein Herr!“)

Doch zurück zum Thema. Polentz war in der Tat persönlich liturgisch lebhaft interessiert. Sonst wäre in seiner Osterpredigt von 1524 der folgende Passus unmöglich: „Ich kan nicht schweygen, ich muss ein öffentlich stucke yhrer . . . weisheit anzeygen, das man greyffen mag . . . Sie haben uffen sonntag, Septuagesimae genant, das Hallelujah nidder gelegt, so doch das Hallelujah nidder zu legen nichts anders ist, dan gotes lob nidder czu legen, vnd doch got alezeyt wil vnd sal gelobt werden, wie David sagt im 116. Psalm . . . und: solches der name mitbringet, dan Hallelujah ist cyn hebreysch wort, heisst zu latein Laudate dominum, zu deutsch: Lobt den Herrn.“ Das haben sie niedergelegt (d. h. für die Passionszeit abgeschafft, nämlich weil es sich da nicht schicke) und „doch syngen sie an die stadt: Laus tibi

Domine . . . Sage mir nur, was ist der Unterscheid? (nämlich dem Sinn nach, nicht dem Tone nach, ist doch beide Mal die Anrede an Gott dieselbe) . . . Solcher yrthumb kumpt aus dem unvorstande der heiligen schrift vnd der hebreyschen ezungen (= Sprache) . . . Darum sal man das Hallelujah allzeit halten“ — Diese Probe von des Bischofs liturgischem Ernst vor versammelter Gemeinde mag dem Gegenstand nach uns etwa kleinlich berühren. Doch auch Luther waren derlei Gedankengänge wichtig (Form. Miss. 1523 bei Richter, Evangel. Kirchenordnungen d. 16. Jhdts. I, 3b). Jedenfalls spürt man den Eifer, auch im Kleinen dem wahren Sinn der gottesdienstlichen Form nachzuspüren und erneut zum Sieg zu verhelfen.

Ein letzter Beweis, der noch die These von dem entschiedenen liturgischen Interesse des Bischofs Georg von Samland stützen möge, ist seine bekannte Weigerung vom Jahre 1526, den Herzog unter Vollziehung einer Messe zu trauen. Mit Recht sagt Tschackert, seit Nicolovius und infolge der kleinen Biographie des Polentz von dessen Verwandten und Namensvetter, die 1858 in Halle herauskam, sei über diese Sache vielerlei gefabelt worden, das Richtige aber wäre bei Cosack, Speratus S. 81/82 nachzulesen. Mit Cosack muss man jenes briefliche Ansinnen Albrechts an seinen Bischof für unklar gefasst halten. Doch dessen Antwort ist ein vollgiltiges Zeugnis der gewissenhaften Art, mit der er ein derartiges offizielles Auftreten grundsätzlich überlegt: „Doruff gebe ich e. f. g. vndertheniglich zuerkennen, das ich williglich e. f. g. zu ehren mich dazu gebrauchen will lassen e. f. g. mit Irem gemal zu treuenn nach christlicher ordenung mit einer christlichen vorrede vom elichen stande so viel mir gotte vorleyhenn will. (Also wohl auch mit selbstentworfenem Formular) Aber das ampt der messe zu halten bin ich ungeschickt, Hab mich auch desselbigen gantzlich abgethan . . . vnd bey mir beschlossen, ob got wil diese papistische tracht als Kasel, korkappen ader der gleichen nimmer mhèr zu tragen ader zu gebrauchen. Es sal michs auch widder papst noch keyser nicht vermögen . . .“

Dann schlägt er Poliander vor. — Doch der Herzog scheint sich dem evangelischen Empfinden seines bischöflichen Freundes

angepasst zu haben. Denn Christoph von Gattenhofen meldet vom Sonntag 1. Juli dass „die vertreuung der von Samlandt mit ainer christenlichen ermanung, was der eelich standt auf sich hat, gethan.“

Am Montag darauf, so heisst es nachher in derselben Quelle, „hat mein gnediger herr von Samlandt die ewangelisch (d. h. vom Opferbegriff gereinigte) mess auf teutsch (!) gesungen und doctor Poliander das gotlich wort vorkündigt“.

Nur darum aber sind wir so ausführlich auf des ersten evangelischen Bischofs höchst persönliche Stellungnahme zu diesen Fragen eingegangen, nur darum wurde besonders belegt, wie ein tiefreligiöser Eifer ihn trieb, nicht nur ein Interesse des Verwaltungsmannes, damit der Leser selber ein Urteil sich bilden könne, ob man mit Tschackert S. 132 sagen kann:

„Dass nicht die beiden juristisch gebildeten Bischöfe sie (die erste Agende) verfasst haben können, in deren Namen sie ausging, wird man von vorneherein annehmen dürfen.“

Von Georg von Polentz handelte dieses erste Kapitel. Erhard von Queiss wird im Zusammenhang des folgenden Kapitels seine Würdigung finden.

## II.

### **Herzog Albrechts rühriges liturgisches Interesse bis zum Erlass der I. Agende von 1525.**

So oft unsere preussische Landeskirche sich das Werden ihrer ersten Einheitsagende von 1822/9 vergegenwärtigt, wird sie — trotz aller Vorbehalte gegen Einzelheiten der äusseren Form und gegen die Zwangsmassregeln bei ihrer Einführung — sich dankbar vor Augen zu halten haben das von tiefer Freimütigkeit getragene und in unermüdlicher eigener Arbeit sein Bestes versuchende liturgische Interesse Friedrich Wilhelms III.<sup>1)</sup> — So

1) Um zu beurteilen, dass diese Wertschätzung keineswegs übertrieben ist, sehe man in Wangemanns „Kirchl. Cabinettpolitik Fr. W. III.“ die Doppelseite 110/111 ein. In nicht weniger als elf Spalten liegt da ein „eigenhändiger Entwurf“ von 1817 vor uns. Zehn verschiedene alte Agenden (von den preussischen die von 1558/9) hat hier Fr. W. III. genau excerpiert, wie vom Confiteor bis zum Schlusseggen der Gottesdienst verlief in Brandenburg, Pommern, Sachsen, Braunschweig, Wittenberg u. a. m.

legt sich die Frage nahe, ob bei dem Fürsten, der sich in Altpreussen mit ähnlicher landesväterlicher Sorgfalt gerade für das Kirchenwesen mit verantwortlich gefühlt hat, ein ähnliches direkt liturgisches Interesse feststellbar ist gegenüber den Agenden, die zu seiner Zeit herausgegeben wurden?

Jedenfalls will es etwas heissen, dass 1525/6, 1530, 1543/44, 1558/9 und noch 1567/8, also vom ersten bis letzten Jahr seiner Regierung nicht weniger denn fünf Mal neue Gottesdienstordnungen ausgearbeitet wurden. Und das nicht bloss unter seinen Augen, nein auf seine höchsteigene Anregung. Denn jedesmal, besonders aber 1544 u. 58 zeigt sein Briefwechsel oder die Vorrede der betr. Agende, wiesehr das Problem der besten evangelischen Gottesdienstordnung ihn beschäftigte. War Er es doch, in dessen Landen dasselbe zuallererst eine grosszügige und offizielle Lösung fand. Denn früher als sonst irgendwo wurde bei uns in Altpreussen die umfassende Agendenreform zur Tat. (Vgl. D. J. Smend, D. ev. dtsh. Messen bis zu Luthers dtsh. Messe. Göttingen 1896.) Aber auch in reiferen Jahren (1544) bewegten den Herzog, um ein besonderes Beispiel seiner liturgischen Interessen vorwegzunehmen, ganz persönliche Bedenken seiner Religiosität und Toleranz z. B. zur Entscheidung gegen das Elevieren der Hostie. Diesen alten, vielfach noch gern gesehenen Brauch liess er damals bei der agendarischen Neuordnung nach seinen eigenen Umzügen (Visitationen) streichen. Und doch hatte aus kirchenpolitischen Gründen kein Geringerer als Bischof Speratus sich entschieden gegen die Abschaffung ausgesprochen. (S. u.) So lohnt es gewiss, zu fragen, worin wohl des Herzogs unbestreitbares liturgisches Interesse wurzeln mochte?

Vor dem Einzug Albrechts in sein preussisches Land als in sein neugewonnenes fortan im Frieden und frei zu reformierendes Herzogtum dürfen Spuren von liturgischem Interesse oder gar von einer Betätigung in dieser Richtung füglich nicht erwartet werden. Immerhin ist bemerkenswert, dass bereits 1516 ein „Illuminist“ d. h. Initialenmaler und „Formschreiber“, welchen sich der Ordensmeister von Livland aus Bremen bestellt hatte, zu dessen Aerger von Albrecht festgehalten wurde „damit er die veralteten

Mess- und Chorbücher verneue und illustriere“ (vgl. Pr. Prov.-Bl. 1864, 383). Dahinter wird nicht bloss ein künstlerisches Interesse stecken.

Jedenfalls aber finden sich dann schon vor den ersten Berührungen mit Luther Anzeichen von einer lebhaften Ueberzeugung, wiesehr doch im Gottesdienste einer die Herzen anfassenden Predigt zentrale Bedeutung gebühre. Es war auf dem Reichstage zu Nürnberg und man beratschlagte über einen „Gedenkzettel, wie es mit den Predigern gehalten soll werden“ (U.-B. 118). Da durchstrich der junge Hochmeister in dem ursprünglichen Vorschlage des Entwurfs, dass die Prediger sollten gehalten sein, das Evangelium nach bewährten Schriften und Auslegung der vier Lehrer, nämlich Hieronymus, Augustin, Gregor und Ambrosius, zu lehren, mit eigener Hand die Namen dieser vier Kirchenväter und schrieb zu dem Worte Auslegung hinzu „christlich“ — Das bedeutete damals schon soviel wie erwecklich und auf den Glauben allein gerichtet. — Im gleichen Sinne schrieb Albrecht im Juni 1524 (U.-B. 230) an Polentz, er solle allenthalben Prediger, die des Evangeliums anhängig und desselben kundig seien, aufs Land hinaus senden; ebenso im April 1525 (U. B. 346) an seine Königsberger, er sende ihnen einen „tapfern christlichen“ Prediger. Diese ganze Rührigkeit wird ursprünglich zurückgehn auf die von ihm ausgangs 1522 schon mit tieferem Interesse für die ganze neue Methode gehörten Predigten Osianders in Nürnberg, den er bekanntlich noch 20 Jahre später seinen „geistlichen Vater“ genannt hat.

Als dann der junge Hochmeister in der Herbsttagen 1523 zweimal den Reformator selber aufsuchte, traf er bei ihm durch eine glückliche Fügung mit Speratus zusammen. Der war damals auf seine gewaltige Predigt im Wiener Stephansdome hin „Von dem hohen gelübd der Tauff . . (auch gegen d. Coelibat) bereits aus der ihm so lieben Iglauer Gemeinde vertrieben worden. Wird nicht Speratus, zumal er seine Verdeutschung von Luthers Formula Missae gerade um diese Zeit plante oder bereits begann, um sie seinen Iglauern zu widmen, damit sie die Reform ihres Kultus fortführten auch für den Fall, dass er nie zu ihnen zurück dürfe, . .

wird Speratus nicht dem hohen Gaste auch dies sein ihm so liebes Unternehmen geschildert haben?<sup>1)</sup> Gewiss, er, der gleich Luther durchdrungen war von dem Ideal gemeinsamen deutschen Gesanges im Gottesdienst, der dafür selber Gemeindelieder dichtete, war so recht der Mann dazu, auch Albrecht in den Bann liturgischer Zukunftsprogramme zu ziehn.

Leider ist es unmöglich, hier einzugehn auf die vielen Zukunftspläne, welche — seit dem Besuch Wittenbergs nur um so lebhafter — der letzte Hochmeister, vor seiner Rückkehr nach Preussen seinerseits im Geiste hin und her erwog. Wuchsen sie doch um so mehr, je mehr sein vierjähriger Waffenstillstand mit Polen abzulaufen drohte, ohne dass das Oberhaupt der römischen Kirche und der in Spanien weilende Kaiser die ersehnte entscheidende Vermittlung oder irgendwelche wirkliche Hilfe leisteten. Doch ist hervorzuheben, einige Zeit vor dem Ende Februar spätestens ganz fest gewordenen folgenschweren Entschluss, nunmehr direkt mit Polen unterhandeln zu lassen, müssen die zwei kurzen äusserst energischen Reformationsmandate seiner beiden Bischöfe Polentz und Queiss den Herzog nicht wenig beeinflusst haben. Einmal das Mandat des Polentz vom Ende Januar 1524 zwecks Einführung der Landessprache bei den wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen, das wir bereits kennen. Noch mehr aber das im Dezember 1524 als „zum neuen Jahr“ ausgegangene Mandat des Erhardt von Queiss. Dieses weist in 22 Thesen — leider der einzigen Urkunde für das liturgische Interesse des Herrn von Pomesanien — ein ganz scharf umrissenes Reformationsprogramm auf. (U. B. 300.) Grundsätzlich lässt es sich nicht erst in dogmatische Begründungen ein, sondern es wird einfach „verfügt“. Dabei hält ausgerechnet von dem liturgischen Gesichtspunkt aus gleich der erste Grundsatz die Quintessenz der neuen reformatorischen Gedankenwelt vor Augen — ein Beweis, wie sehr der Mann der Praxis dahintersteht:

I. Erstlich bishero habt Ihr gehalten 7 Sacramenta, die unrecht sein; forthin soll vor allen Dingen eurer Seligkeit Grund-

<sup>1)</sup> Nach Schlings Ausgabe der ev. K. Ordnungen war freilich Luther selber erst im November fertig mit der F. M. Aber das scheint uns obige Vermutung nicht auszuschliessen.

festen sein der Glaube und sollet nicht mehr Sacramente haben denn die Christus eingesetzt hat . . .

VI. Es soll fortmehr kein Läuten noch Messe noch Vigilien über die Todten gehalten werden; denn es ist ihnen nichts nütze, auch damit nichts geholfen.

VII. Es soll forthin kein Wasser, Salz, Asche, Palmen, Lichter, Kräuter und dergleichen geweiht werden. Denn das ist alles Menschen Tandt und ist nirgends zu nütze. (Wie vielerlei Weihungen für die Volksfrömmigkeit damals ganz gewöhnlich geworden waren, dazu vgl. die von Kolberg edierte „Agenda communis“ v. 1505, 12, 20 Braunsberg 1903.)

VIII. Man soll kein Begräbnis oder Begängnis über die Todten halten (sic) auch nicht für sie beten. Denn sie sind in Gottes Hand und Gericht.

X. Es sollen Bischöfe sein und bleiben, nicht Chrysam-Bischöfe, auch nicht Weihbischöfe, die da predigen und Gottes Wort rein lehren und auslegen und der Kirche vorstehn. — Steckt nicht auch in diesem zehnten „Thema“ bereits die grundsätzlichen neue Auffassung des Kultus? — Nicht Weihhandlungen mehr zu besorgen, sondern für Wortgottesdienste zu sorgen ist vornehmste Pflicht der Seelenhirten.

XIII. Es sollen die Gesänge und Gebete in der Kirche deutsch gehalten werden, damit es jedermann verstehe. Das Salve Regina soll man nicht singen. Denn es gereicht Gott zur Verkleinerung. Die Ceremonien der heiligen Taufe soll man deutsch begehren ohne Chrysam und Oel.

XIX. Die tägliche Messe ist ein Greuel Gottes. Darum soll sie forthin in keiner Kirche und nirgends gehalten werden.

Niemand kann diese bis auf Tschackerts Zeiten lange vergessenen, kürzlich wieder durch Nietzkis ostpreussische Reformationsfestschrift gebührend bekannt gemachten 22 „Themata Episcopi Riesenburgensis“ durchstudieren ohne zu sehen, dass ihrem Verfasser ein konsequentes Reformprogramm vor der Seele stand. Dazu aber stelle man sich noch vor, dass Queiss damals als Bote des Herzogs für die Tagfahrt vom Dezember 1524 alle kirch-

lichen Neuerungen der Hauptstadt<sup>1)</sup> mit eignen Augen gesehen hatte und dann auf der Weiterfahrt im eignen Bistume sich öffentlich so kühn und rascher noch als Polentz zu ihnen bekannte. Wie genau konnte er also, zurückgekehrt zu seinem Herrn, diesem mit dem allerpersönlichsten Interesse sein Ziel und Zukunftsbild ausmalen: Preussen reformiert nach den Grundsätzen des Wortes Gottes. Und das geschah in den Tagen, wo Albrecht von seinem Oheim Sigismund das Ordensland friedlich zum freien Lehn erhalten sollte.

Mochte immerhin der König von Polen über den Tag von Krakau an Johannes Dantiscus, der damals sein Gesandter in Rom war, die beruhigenden Worte schreiben, mit denen dieser „*innocentiam tuam*“ sollte, nämlich, dass bei den Verhandlungen über Frieden und Lehen *de religione nil inter nos actum!* (Vgl. Bocks Leben Albrechts S. 191 Anm.) Dennoch war damals längst wenn auch nicht auf der Zunge aber um so mehr im Herzen des jungen Herzogs der grosse Gedanke lebendig, durch die Saecularisation seines Landes dessen Reformation in kirchlichen Dingen so gewiss weiterzuführen, wie ja die Idee zur Saecularisation ursprünglich aus dem Geiste des grossen Reformators Gestalt gewonnen hatte — damals, als er seinen getreuen Sendlingen gen Preussen seine weitschauenden Weisungen mit auf die Reise gegeben. (U. B. 237.)

Darum dürfen nach alledem an dem liturgischen Interesse Albrechts auch vereinzelt Tatsachen andern Characters nicht irremachen wie z. B. die, dass der Hochmeister Mitte Mai 1524, als noch durchaus ein Lavieren zwischen Kaiser und Papst geboten war, seinen Königsberger Bischof anwies, auf dem Schlosse die tägliche Messe doch beizubehalten — nämlich vorläufig (U. B. 221). Das tat er, weil ihm jener den Klostersturm im Löbenicht gemeldet hatte, dass „*Her Omnes im Thum und Altstadt die Altaria*“ abgebrochen<sup>2)</sup> „damit sie mehr Raum haben mögen Predigt zu hören“. Er tat es ferner nur darum, weil der Papst dann, wenn man jetzt zu Königsberg und andern Orten das Singen der Messe und Zeiten abstelle, könne „Schuld

<sup>1)</sup> Vgl. Kapitel III.

<sup>2)</sup> Das Vorgehn der Prediger und Bürger in allen Details sowie die Schilderung der öffentlichen Meinung Königsbergs 1524, vgl. Kapitel III.



geben, dass wir alles auf einmal (!) fallen lassen!“ Ebenso liess er unter dem 8. November 1524 zwar an Polentz offiziell die Weisung ergehen, „die unchristlichen Gebräuche abzustellen,“ „damit päpstlicher Heiligkeit nichtzuwider getan werde“. Jedoch er liess wiederum — in einem Privatbriefe vom selben Datum — den Bischof keinen Tag lang im Zweifel, dass er jene Anordnung „zu einem Scheine von wegen des Legaten (Campeggi) und seines hitzigen Gemütes habe stellen müssen“. Es dürfe und solle unentwegt das kirchliche Reformprogramm in allen Stücken durchgeführt werden. Das war im Druck diplomatischer Komplikationen diplomatisch, wenn man will zweizüngig geredet. Als Beweis von Albrechts beständigem Interesse für die Reformen des Kultus aber ist es unanfechtbar und doppelt gewichtig.

Dass Kulturreformen klar vor Albrechts Seele standen, bezeugen auch seine ersten Regierungshandlungen, nachdem zu Krakau die *pax perpetua* abgeschlossen war. Bekanntlich bittet der junge Herzog — noch auf der Reise durch Schlesien von Brieg aus — Spalatin um „ain tapfern christlichen Predigern so bald ir solchen ankommen köndt“. (U. B. 346.) Nach dem Einzug in seiner Hauptstadt wird sodann bereits auf dem ersten Landtage, den 25.—31. Mai gleich nach der Huldigung der Bischöfe und der Stände und noch vor dem Eidschwur der letzten sechs renitenten Ordensherrn festgesetzt, Verhandlungsgegenstand für den nächsten Landtag sei neben den Steuerfragen bereits die Vorlegung der ersten Agende. Beweis hierfür ist uns, dass keine drei Wochen später der Herzog eigenhändig *ad conventum Bartholomei habendum de rebus christianis D. M. Lutherum literis christianissimis accivit, pollicitus missurum, quotquot vellet, equitum, qui advenientem sub fide publica deducerent.*

Gewaltig rasch also sollte es gehn und für seine damalige Finanzlage ungeheuer viel also wollte es sich der Herzog kosten lassen. Denn die Reiter hätten doch mindestens über die Grenze des polnischen Preussens hinaus entgegenreiten müssen. Leider ist die briefliche Einladung Albrechts, deren Inhalt soeben wiedergegeben wurde, verloren gegangen. Diese Urkunde von des Herzogs persönlichstem Interesse an der Agende und ihrem ersten Grund-

riss hat Spalatin noch vor sich gehabt. — Sehr zu bedauern ist, dass Luther an eine so weite Reise nicht hat denken können. Noch viel mehr zu bedauern aber ist, dass auch Luthers Antwortschreiben verloren ging. In einem Brief an Briessmann vom Juli bezeugt er „scripsi ad principem Adelbertum simul de ceremoniis instituendis“ (U. B. 369/70).

Glücklicherweise tritt hier ein anderer Lutherbrief in etwas in die Lücke, in dem gleichfalls Grundsätze für neue Agenden entwickelt werden und zwar gerade in jenen Tagen. Das ist Luthers Schreiben an die Livländer.

Unter dem 17. Juni 1525 formuliert der Reformator da „Allen lieben Christen in Liefland sampt ihren Pfarrherrn und Predigern“ (Erl. Ausg. 53, 315) seine evangelischen Grundsätze über den Wert oder Unwert der Gleichförmigkeit in liturgicis: „So man einerlei Weise vornimmt, so fehlt man darin und macht ein nöthlich gesetz (!) daraus wider die Freiheit des Glaubens. Setzt man aber und stellt nichts, so . . . machet man soviel Rotten als Köpfe sind; welches dann ficht wider die christliche . . . Einträchtigkeit . . . Ob nun wohl die äusserlichen Ordnungen in Gottesdiensten als Messen, Singen, Lesen, Täufern nichts tun zur Seligkeit, es ist doch das unchristlich, dass man darüber uneinig ist . . . und nicht viel mehr achtet die Besserung der Leute als unsern eignen Sinn und Gutdünken.“

„Denn, obwohl die äusserlichen Weisen und Ordnungen frei sind und dem Glauben nach zu rechnen mögen an allen Orten zu allen Stunden durch alle Personen geändert werden, so seid Ihr doch der Liebe nach zu rechnen, nicht frei, solche Freiheit zu vollziehn, sondern schuldig, Acht darauf zu haben, wie es dem armen Volk leidlich und besserlich sei.“

Ist's nicht als hörte man den ewig klassischen Kanon der heiligen Schrift, wie Paulus ihn predigt in den Kapiteln, die von der Rücksichtnahme auf die Schwachen handeln? Ist es wirklich ein unrechtes sacrificium intellectus gewesen, wenn ganze Generationen von Geistlichen die Rücksicht auf die Gemeinde der eigenen privatim vielleicht lang schon fortgeschritteneren Einsicht über-

geordnet haben.<sup>1)</sup> Luther schreibt den Livländer Pastoren — und dieselben Grundgedanken wird er auch den altpreussischen Reformatoren vorgelegt haben —: „Wo nun Euer Volk sich daran ärgert, dass Ihr so mancherlei uneinige Weise führet, irret und irre darüber wird, da hilft Euch nicht, dass Ihr wollt fergeben: Ja, das äusserliche Ding ist frei. Ich will's an meinem Ort machen wie mir's gefällt. Sondern, Ihr seid schuldig, zuzusehen, was andern daran gelegen ist, und solche Freiheit des Glaubens vor Gott im Gewissen (d. h. für Euch im Innern still) zu halten und doch daneben Euch zum Dienst gefangen zu geben (anzubehalten zur Assimilation) den Nächsten zu gut und Besserung.“ Die Gemeinde aber soll — offenbar durch Predigten über Wert und Unwert der Liturgie — aufgeklärt werden, „dass sie die Einigkeit (= äusserliche Gleichheit der Form) nicht für nötiges Gebot annehmen“ — doch auf der andern Seite gilt: „Das sei gesagt den Predigern, dass sie die Liebe (!) und ihr Recht ansehen gegen das Volk und bräuchen nicht des Glaubens Freiheit, sondern der Liebe Knechtschaft oder Untertänigkeit gegen dem Volk. (Das also der Kanon für die Praxis.) Des Glaubens Freiheit aber behalten sie gegen Gott. (D. h. man kann auch um der Gemeinde willen zeitweise — bis sie auch harte Speise verträgt — die eigne bessere Ueberzeugung zurückstellen.) — Rotten und Zweiung aber müssen sein, meint Luther, damit die Guten bewähret werden. —

Es lässt sich leicht denken, wie Luthers Brief u. Rat aufgenommen wurde, zumal er nun in Person nicht am guten Werke mithelfen konnte. — Drei Wochen schon nach der vergeblichen Einladung an Luther — also ganz selbständig ihm gegenüber — liess der Herzog unter dem „sechsten Tage des Heumonates (Juli)“ um gemeinen christlichen Glaubens willen sein erstes öffentliches Bekenntnis zu der ihm vorschwebenden Neuordnung der kirchlichen Einrichtungen ins Land hinaus gehn. Darüber sagt Jacobson in seinen Quellen des Kirchenrechts u. a.:

Es wurde darin 1. den Pfarrern auferlegt, das Evangelium lauter und rein, treulich und christlich zu predigen, darüber zu

<sup>1)</sup> Als typisch vgl. z. B. die Mahnungen von Schleiermachers Vater an Schleiermacher (Schleiermachers Leben in Briefen ed. Jonas).

wachen, dass jeder solcher Predigt gemäss lebe und dass nicht falsche Lehrer den Glauben unterdrücken (!) „welcher diesem Christenlichen befelich nicht nachfolgen wirdt, sondern anderst, denn was Christus Wort sint, lehren thut oder czu lehren gestattet (sic) denselbigen wollen wir mit nichten in unserm Herzogthumb leiden. Interessant ist auch Punkt 5, der jedem untersagt, religiöse Gespräche an unpassenden Orten zu führen, was, wie unser I. Kapitel erwähnte, auch der ermländische Bischof hatte monieren müssen.

Bemerkenswert ist ferner auf dem am 13. Juli ins Amt Mohrungen geschickten Exemplar die Notiz an Peter von Dohna dortselbst, er, der Burggraf möge den 24. VIII. (Bartholomäi) zum Landtag erscheinen, man wolle sich „der Hülfe halben, um die der Herzog gebeten (d. i. d. Steuer) und andere christliche Ordnung antzurichten endlich entscheiden“. Also beides, die Grundlage der innern ebenso wie die der äussern Reform liegt hier dem Herzog gleich dringend am Herzen. Kirchenordnung und Finanzen erschienen ihm gleich wichtig in dem durch Kriege so verwilderten Land

Doch es kam anders, wie geplant. Der Landtag fiel aus. Den Herzog riefen eilende Boten nach Schlesien, und bald darauf brach der bekannte Bauernaufstand im Samland los. Erst am 28. Oktober stellte der heimkehrende Landesherr die öffentliche Ordnung wieder her. Nicht ohne die *virgo ferrea*, vornehmlich aber durch entschiedenes persönliches Auftreten. Selbst Polentz musste ja aus Königsberg weichen. Kommunistische Idealisten hatten dort die 3 Städte in eine zusammenwerfen wollen. Des Bischofs Schlusswunsch bei der Meldung dieser Vorfälle, Gott helfe uns balde (zu Martini) gesund zusammen, war blosser Wunsch geblieben. Erst zu Nicolai (6. 12.) fand die Tagfahrt statt.

Charakteristischerweise liess der Herzog, mitten im Aufruhr doch um die kirchlichen Reformen besorgt, kurz vor dem Landtag neben Speratus, der bereits d. 25. VII. „in rhat geschworen hatte“ noch 2 Geistliche, Briessmann und Poliander, in dies sein engeres Regierungskollegium aufnehmen. So hatte er denn das theoretisch und praktisch in liturgieis erfahrene Dreigestirn von Theologen mit Sitz und Stimme sich zur Seite gesetzt, als die Beratungen über die Agende anhoben.

# Ein neues Kantbuch.

Von **Otto Schöndörffer.**

## I.

Als Ergänzungs- und Erläuterungsband für die von ihm in Gemeinschaft mit anderen herausgegebene Gesamtausgabe von Kants Werken hat Ernst Cassirer die Schrift „Kants Leben und Lehre“ erscheinen lassen.

Sie möchte den Lesern, die „mitten im Studium von Kants Werken stehen, mit seiner Lehre also noch nicht in irgend einem Sinne „fertig“ zu sein glauben, einen Weg weisen, der von der Peripherie des kritischen Systems zu seinem Mittelpunkt, von der Mannigfaltigkeit der Einzelfragen zu einem freien und umfassenden Ueberblick über das Ganze des Kantischen Denkens führt“. Eine Gesamtansicht von Kant und seiner Lehre möchte sie geben, wie sie Schiller und Wilhelm von Humboldt besessen haben, gegenüber der heute so weit ausgedehnten Detailforschung, die „die lebendige Anschauung von dem, was Kants Philosophie als Einheit und als Ganzes bedeutet, häufig eher gehemmt als gefördert hat“.

Ebenso sollen von Kants Leben nur die grossen und durchgehenden Züge und das, was den „Sinn“ seiner Lebensführung ausmacht, hervorgehoben und dabei gezeigt werden, wie Charakter und Lehre sich bei ihm gegenseitig bedingen. —

Dies letztere scheint mir Cassirer so glänzend gelungen zu sein, dass das Zusammenarbeiten der Darstellung von Leben und Lehre Kants dem Buch eine charakteristische Note gibt, die es von vornherein aus der Zahl der andern Kantbücher heraushebt und ihm etwas Künstlerisches verleiht. Mit Recht betont meines Erachtens Cassirer, dass es „die wesentliche Aufgabe jeder Darstellung des Lebens eines grossen Denkers ist, zu verfolgen, wie die Individualität immer fester mit ihrem Werk verschmilzt und sich scheinbar ganz in ihm verliert und wie dennoch ihre geistigen Grundzüge im Werke erhalten bleiben und erst durch dasselbe zur Klarheit und Sichtbarkeit gelangen.“

Ob das freilich noch bei vielen andern grossen Denkern so der Fall sein mag wie bei Kant? Ob noch bei vielen andern Per-

sönlichkeit und Werk so aus einem Gusse sein mögen wie bei ihm? Kant ist mir darin, vielleicht neben Spinoza, immer als das Musterbeispiel eines „wahren“ Philosophen, eines Philosophen *κατ' ἐξοχήν* erschienen.

Wie der grosse Dichter „alles das, was ihn erfreut oder quält oder sonst beschäftigt, in ein Bild, ein Gedicht verwandelt, . . . wie alle seine Gedichte nur Bruchstücke einer grossen Konfession sind“ und dabei zugleich Kunstwerke, die ihr eigenes, allgemein-menschliches Leben in sich haben und zu jedem, der die Stimme der Dichtkunst überhaupt vernimmt, sprechen, wie also der Dichter „das Einzelne zur allgemeinen Weihe ruft,“ so setzt auch der wahre Philosoph sein individuelles Denken, ja selbst oft auch seine persönlichen Erlebnisse in die abstrakte Allgemeinheit der Vernunft um, macht seine Werke zum Gedankenausdruck des Denkens der Menschheit, und umgekehrt seine Persönlichkeit zum konkreten Muster der allgemeingültigen Wahrheit. In dem Werke des wirklichen Philosophen, der lebt, was er lehrt, und der lehrt, was er lebt, der mit „dem Gewissen philosophiert,“ bleibt in Uebereinstimmung mit dem Werke des Künstlers, die Persönlichkeit des Schöpfers bewahrt, ohne dabei die Sachlichkeit des Ergebnisses irgendwie zu beeinträchtigen, während beim blossen Gelehrten jene völlig ausgelöscht werden muss, wenn diese herausgebracht werden soll. (Vgl. Cassirer. S. 345.)

So führt Cassirer aus (S. 129, 385, 443), dass für Kant „sein Leben, von dem Augenblick an, in dem er die kritische Lehre konzipiert hatte, gleichsam keine selbständige und losgelöste Bedeutung mehr besitzt, sondern nur noch das Substrat für die geistige Aufgabe ist, die es zu bewältigen galt.“ Und als Kant den Konflikt mit der preussischen Regierung hatte, da befreite er sich innerlich von diesem persönlichen Erlebnis, ganz wie der Dichter, dem ein Gott es gab, zu sagen, was er leide, dadurch, dass er im „Streit der Fakultäten“ allgemeingültig darstellte, wie weit die Macht des Staates die gelehrte Forschung zu beschränken, berechtigt ist. Er kommt also dadurch über alles Schwere im Menschenleben hinweg, dass er jedes Erlebnis aus dem persönlichen Gebiet ins allgemeinemenschliche überträgt. Und so ist es denn verständlich, wie von

Kants Person „bei aller ihrer Schlichtheit von früher Jugend an eine Kraft ausging, die jeder Lage des Lebens, in die er gestellt wurde, gewachsen war und sich in jeder Achtung erzwang; und wie seine Natur gleichsam von selbst seiner Umgebung und den äusseren Verhältnissen die bestimmende Form gab.“ (S. 33.) —

Abgesehen von dem überaus geschickten In-eins-Arbeiten des Charakters Kants mit seinem Werke wird Cassirer, in seiner Darstellung, der Persönlichkeit Kants voll gerecht — was viel sagen will — und gibt ein eindrucksvolles, plastisches Bild von ihr.

Auch von dem vielbesprochenen Zusammenstosse Kants mit der preussischen Regierung am Ende seines Lebens gibt C. eine eigene und sehr beachtenswerte Darstellung. Er meint, der eigentliche Mangel und Irrtum Kants bei dieser Gelegenheit habe wohl darin bestanden, dass er „objektiv zweifellos zu gering von dem Einfluss dachte, den seine Persönlichkeit hätte üben können, weil er dasjenige, was seine Philosophie als ideelle Macht im Gesamtleben der Nation bereits bedeutete, noch keineswegs völlig zu überblicken und abzuschätzen vermochte. Um diesen Irrtum zu vermeiden, hätte er sich über seine geschichtliche Umgebung in ganz andern Masse herausgehoben fühlen müssen, als es bei ihm je der Fall war, — hätte er auch seiner individuellen Person eine Kraft des unmittelbaren Einflusses zuschreiben müssen, die er ihr niemals zugestanden hat.“

Im Grunde bedeutet das ja ziemlich dasselbe, wie wenn Arnoldt, Kants Handeln mit dem Lessings in ähnlichem Falle vergleichend, sagt (Bd. VI S. 185): „Kant war eben nicht „der Freieste der Freien“ zumal seinem Könige gegenüber nicht,“ aber es ist doch von einer andern Seite und deshalb in einer andern Nuance gesehen und ausgeführt.

Und wenn ich selbst früher in einem Aufsätze dieser Zeitschrift den Worten Charlottens von Schiller im ganzen zugestimmt hatte, die da meint: Kant wäre eine der grössten Erscheinungen der Menschheit überhaupt gewesen, wenn er imstande gewesen wäre, Liebe zu empfinden: aber da dies nicht der Fall gewesen sei, sei etwas Mangelhaftes in sein Wesen gekommen — so widerspricht zwar auch C. dieser Ansicht nicht, ergänzt sie aber feinsinnig mit

den Worten (S. 441): „Aber um so reicher und feiner war in ihm der Affekt entwickelt, den er selbst als ethischen Grundaffekt ansah und in dem er die bewegende Kraft für alles konkret-sittliche Handeln zu erkennen glaubte. Sein Verhältnis zu den Einzelnen war geleitet und beherrscht durch die allgemeine Achtung von der Freiheit der sittlichen Person und ihres Selbstbestimmungsrechts. Und diese Achtung blieb ihm nicht abstrakte Forderung, sondern sie wirkte in ihm als unmittelbar lebendige, jede Einzeläußerung bestimmende Triebfeder. Durch diesen Zug gewann Kant jene „Höflichkeit des Herzens“, die wenn nicht mit Liebe gleichbedeutend, so doch der Liebe verwandt ist.“

## II.

C. hat sein Buch in sieben Kapitel eingeteilt, die die Ueberschriften tragen: 1. Jugend und Lehrjahre, 2. Die Magisterjahre und die Anfänge der Kantischen Lehre, 3. Der Aufbau und die Grundprobleme der Kritik der reinen Vernunft, 4. Erste Wirkungen der kritischen Philosophie. Die „Prolegomena“. Herders „Ideen“ und die Grundlegung der Geschichtsphilosophie, 5. der Aufbau der kritischen Ethik, 6. Die Kritik der Urteilskraft, 7. Letzte Schriften und Kämpfe. Die „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ und der Konflikt mit der preussischen Regierung.

Dieser reiche Stoff ist in klarer und im ganzen allgemeinverständlicher, wenn auch etwas abstrakter Sprache behandelt. Der Fortgang der Darstellung hat vielfach geradezu etwas Spannendes. C. lässt den Ausspruch Arnolds, dass Kants Leben sich durchaus nicht so einfach und regelrecht abgewickelt habe, wie man es gewöhnlich darstellt, sondern dass es immer der gemeinen Ansicht der Menschen zuwider gelaufen sei und er das, was man als Unternehmen von ihm erwarten durfte, entweder überhaupt nicht oder erst zu viel späterer Zeit unternahm und es dann so grandios und vollendet ausführte, dass seine Leistung Staunen erregte und so wiederum erst recht aller Erwartung widersprach — Cassirer lässt, sage ich, diese Ansicht für die gedankliche Arbeit Kants in allen Punkten gelten. Und so bringt denn auch seine Darstellung



von Kants philosophischer Entwicklung in ihrem Fortgange dem Leser eine Ueberraschung nach der andern und lässt ihn nicht aus der Spannung kommen.

Die Unterscheidung und Stufenfolge der Orientierung überhaupt, die Kant in seinem Aufsatz „Was heisst: sich im Denken orientieren“ aufstellt, wendet C. auf Kants eigene gedankliche Entwicklung an: auf die physich-geographische Orientierung folgt bei ihm die mathematische, die dann von der logischen oder intellektuellen aufgenommen wird. Aus dem empirischen Geographen, der „die Natur“ sucht, um den „Menschen“ zu finden, wird zum Schluss der „Geograph der Vernunft,“ der es unternimmt, den Umfang ihres gesamten Vermögens nach bestimmten Grundsätzen auszumessen. Kant ist zunächst aufs eifrigste bemüht, Anschauungsmaterial zu erlangen, der Stoffbetrieb herrscht vor, die „exakte sinnliche Phantasie“, die Kraft der Synthese überwiegen weitaus — im Gegensatz zu der späteren Zeit — die analytische und kritische Kraft. Die üblichen Schlagworte von „Rationalismus“ und „Empirismus“, die man als Richtschnur zur Darstellung von Kants Geistesentwicklung zu brauchen pflegt, weist C. m. E. mit Recht zurück. „Denn gerade dies bezeichnet die ursprüngliche Grundrichtung in Kants Forschen und Denken: dass ihm von Anfang an eine tiefere Einheit des Empirischen und Rationalen vor Augen steht, als sie bisher . . . zur Geltung gelangt war.“ Auch die strittige Datierung und Reihenfolge einzelner Schriften Kants lässt C. ziemlich unberücksichtigt.

Er zeigt uns in knapper, aber klarer und, wie gesagt, höchst interessanter Darstellung, wie Kant nach mannigfachen „Umkip-pungen“ allmählich in langem und schwerem Ringen folgerichtig zur kritischen Lehre gelangt.

Zu einer Entfernung von den Bahnen der landläufigen Philosophie brachte ihn das Problem der Teleologie. Wohl auch ihm hat, ebenso wie Goethe, Rousseau und Voltaire, das Lissaboner Erdbeben vom Jahre 1755 den Anstoss zu tieferem Nachdenken gegeben. In dem „Einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“ finden wir schon ein eigentümliches Vorspiel der künftigen transzendentalen Methode insofern, als

schon in ihm „die letzte Rechtfertigung für die Setzung der Existenz als absolute Position darin liegt, dass ohne diese Setzung die Möglichkeit der Erkenntnis nicht zu begreifen wäre.“ (S. 66.) „Den Keim zu einer Umgestaltung der Philosophie“ trägt aber erst die Preisschrift der Berliner Akademie „Untersuchungen über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral“ in sich: nicht darauf kommt es an, „den Inhalt unserer Erkenntnis um jeden Preis zu erweitern, sondern dass wir die Grenzen des Bekannten und Unbekannten, des Gegebenen und des Gesuchten streng innehalten und uns und andere nicht über sie hinwegtäuschen.“ (S. 71.) Die Metaphysik vermag nichts zu erfinden. Versucht sie das, so gerät sie auf eine schiefe Ebene, und wie weit sie dann kommen kann, das zeigen die Träume des „Geistersehers“ Swedenborg, dieses „Erzphantasten“. In der genialen Schrift über ihn (1766) hält Kant der Metaphysik des Uebersinnlichen den Spiegel vor. Aber unter aller Skeptik ihr gegenüber, die uns Kant jetzt in der Nähe Montaignes und Humes zeigt, ruht der feste Grund der tiefsten Ueberzeugung, die Kant während seines ganzen Lebens nicht verlassen hat, von der Sicherheit der Mathematik und der mathematischen Physik in der Newtonschen Form, und der Unerschütterlichkeit sittlicher Ideale, in der ihn die Lektüre Rousseaus noch bestärkte. In diesen beiden Punkten weiss er sich von Hume von vornherein durch eine tiefe Kluft getrennt. Und mochten ihn die erst 1765 herausgegebenen *Nouveaux Essais sur l'entendement humain* von Leibniz wieder, in der Inauguraldissertation vom Jahre 1770, der alten Metaphysik näher führen, die endgültige Lösung brachte doch erst nach zwölfjähriger Riesenarbeit, die selbst ein Kant „um keinen Preis“ noch einmal auf sich nehmen mochte, die Kritik der reinen Vernunft.

### III.

Die Darstellung der Kritischen Lehre nun, wie sie C. gibt, ist — wie sollte es anders sein? — in vielfacher Hinsicht ein Meisterstück. Wenn ich ihr trotzdem nicht in allen Punkten zustimme, so weiss ich wohl, dass ich mir damit in den Augen vieler selbst mein Urteil spreche.

Der erste Punkt freilich, bei dem ich einen Einwand erhebe, betrifft mehr das Aeussere der Darstellung. Denn dass die Kritik der r. V. nicht anthropologisch oder psychologischer, sondern logisch aufgefasst werden muss, ist seit Cohens und Richls Arbeiten wohl kaum mehr zu bestreiten. Diese Auffassung kommt aber zugestandenermassen bei Kant nicht klar zum Ausdruck. Die Kritik „zeigt überall“, wie Windelband (Präludien II, 281) sagt, „die Eierschalen der psychischen Anthropologie“. Es liegt das m. E. weniger daran, dass Kant selbst, erst im Verlaufe seiner Arbeit, mehr und mehr zur Klarheit gekommen ist, als daran, dass er sich in seiner Darstellung natürlicherweise zunächst auf den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes stellt und seine Ausdrücke daher ebenfalls zunächst die vulgäre Bedeutung haben und diese erst allmählich im Fortschreiten der Untersuchung von selbst wandeln. Darauf nun hätte C. m. E. ausführlicher eingehen müssen. Er hätte m. E., um dem Leser, der sich ja erst mit seiner Hilfe in Kant zu rechtfinden soll, verständlich zu werden, aus seiner immanenten Kritik heraustreten und eine explicite, mindestens Kant selbst gegenüber, üben müssen.

Noch mehr gilt das von dem Einwand, auf den ich jetzt zu sprechen komme. Er wiegt an sich schwerer und trifft den Kern der kritischen Lehre. Ich schicke voraus, dass ich bei den folgenden Bemerkungen, die selbstverständlich mehr andeuten als beweisen wollen, nur dieses eine Buch Cassirers berücksichtige, seine andern Arbeiten aber und die Werke anderer Philosophen, die eine ähnliche Ansicht vertreten, nicht in den Kreis meiner Betrachtungen ziehe. Denn sonst müsste ich ein dickes Buch darüber schreiben.

Mein Einwand bezieht sich nämlich auf die Auffassung Cassirers von dem vielberufenen „Ding an sich“.

C. kommt zu dem Endresultat, „dass das Absolute nicht sowohl „gegeben“ als vielmehr „aufgegeben“ ist (S. 320), dass das Uebersinnliche . . . . die Projektion eines in der Erfahrung unerreichen Zieles über die Grenzen der Erfahrung hinaus bedeutet“ (S. 371), dass das „wahrhaft Intelligible“ ein „Intelligibles der Vernunftaufgabe“ ist (S. 448).

Mir scheint diese Auffassung irreführend und einerseits zu wenig, andererseits zu viel von dem Intelligiblen auszusagen.

Das Reale, auf dem alles, nicht nur die Dinge der Aussenwelt, sondern auch das Ich ruhen, das zu leugnen unmöglich ist, das für uns aber nur in der Form der Erfahrung erkennbar ist (vgl. Erich Franz, *Das Realitätsproblem in der Erfahrungslehre Kants*. Berl. 1919. S. 55), verflüchtigt sich bei dieser Auffassung völlig. Wir verlieren den Boden unter den Füßen, und die ganze Erscheinungswelt wird zu einer Schattenwelt, bei der man nicht einmal weiss, was denn den Schatten wirft. Man kann von Cassirers Darstellung dasselbe sagen, was Kant von Fichtes Philosophie in seinem Brief an Tieftrunk vom 5. April 1798 (XII 239) behauptet: sie hat etwas „Gespensterhaftes“, obgleich ja ab und zu von dem „transzendentalen Grund, auf dem die Erscheinungswelt ruht“ (S. 371), oder von „dem Intelligiblen, das der Erfahrung zum Grunde liegt“ (S. 447) und ähnlichem die Rede ist.

Woher die Empfindungen kommen, worauf das Ich ruht, bleibt bei C. unverständlich. Eine Aufgabe bezieht sich doch immer nur auf die Zukunft; wo bleibt die Gegenwart und die Vergangenheit? Wer stellt die Aufgabe? — Alle diese Fragen bleiben unbeantwortet.

Zugegeben: Die Bezeichnung „Ding an sich“ ist falsch. Zur Konstituierung eines „Dinges“ gehören die schematisierten Kategorien, und diese haben im Uebersinnlichen keine Bedeutung, geschweige denn Gebrauch.

Zugegeben auch: Das Ding an sich ist auf theoretischem Gebiet nur ein Grenzbegriff, d. h. (nach Marcus *Logik* 1911, S. 96) „ein logischer Gegenstand, der ein Nichtgegenstand der Erkenntnis ist“. — Mache ich den Versuch, ihn näher zu bestimmen, so sehe ich bald ein, dass ich über Negationen nicht hinauskomme: etwas, was ausserhalb der Sphäre des menschlichen Denkens liegend gedacht wird, kann unmöglich mit dem Denken, und noch weniger mit der Sprache erfasst werden. Aber trotzdem haftet diesem Grenzbegriff etwas Positives an, insofern als nach Kants bekanntem Ausspruch „in allen Grenzen auch etwas Positives ist“ (cf. Rosenkranz III 128, 126. 286, II 214, VIII 98). eben das Begrenzende selbst, mag dieses auch völlig unbekannt sein und bleiben müssen.

Nach dem bisher Ausgeführten enthält die Auffassung des Intelligiblen als Aufgabe zu wenig: sie genügt nicht zur Erklärung der Erfahrung.

Aber andererseits verlangt sie zuviel. Die gestellte „Aufgabe“ enthält in sich einen Widerspruch. Nicht nur dass sie eine „endlose“, eine „ewige“ Aufgabe ist, bedingt diesen Widerspruch. Nein, selbst wenn wir sie gelöst oder vollendet denken, behält sie (wenigstens auf theoretischem Gebiet) diesen Widerspruch. Es ist gerade so, als wenn uns die Aufgabe gestellt würde, ein Dreieck aus zwei gegebenen Seiten zu konstruieren. Denn „Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen dringt zwar“ — wer weiss wie weit — „ins Innere der Natur“ (Kant II 227 Ros.), aber selbst „wenn uns auch die ganze Natur aufgedeckt wäre“ (ibid.), so wäre zwar die Erkenntnis der Erscheinungen als solcher vollendet, die Aufgabe in diesem Sinne also gelöst, aber in der Erkenntnis des Intelligiblen wäre man nicht einen Schritt weiter gekommen: die eigentliche Aufgabe erweist sich als sinnlos; denn „jeder erkennende Geist kann alles nur so zu Gesicht bekommen [also auch nur so erkennen], wie es für ihn aussieht, wenn er es sieht, aber nicht so, wie es aussieht, wenn es niemand sieht“. (Lotze, Logik 485). „Ein Bewusstsein, von dem die Dinge ihrer Wirklichkeit, ihrem Sein nach abhängig wären, könnte nur ein göttliches sein, dessen Erkennen zugleich ein Schaffen und Hervorbringen der Welt wäre.“ (Erich Franz, Das Realitätsproblem in der Erfahrungslehre Kants. Berlin 1919, S. 68.)

Diese Skepsis oder dieser Agnostizismus scheint mir durchaus nicht „tatlos“ und „hoffnungslos“ sein zu müssen, wie C. (S. 448) meint. Regulieren ja unser Erkennen, Handeln und Fühlen die Ideen. Ob aber das „wahrhaft Intelligible“ eine Welt der Tat oder eine Welt irgendeiner Art des Seins ist, das freilich bleibt mir verschlossen. Es ist und bleibt das ewige Geheimnis, das unsichtbar, sichtbar neben uns webt.

Das sind in flüchtiger Andeutung meine Einwendungen gegen Cassirers Darstellung der kritischen Philosophie.

Im übrigen ist sie, wie schon gesagt, vortrefflich. Ich hebe in ihr noch als besonders gelungen und belehrend hervor: die pa-

rallele Gegenüberstellung von theoretischer und praktischer Philosophie innerhalb der ganzen Darstellung, ferner die durchaus beachtenswerte Bemerkung, dass Kants geschichtsphilosophischen Schriften „für den inneren Fortgang des deutschen Idealismus eine kaum geringere Bedeutung zukommt, als sie die Kr. d. r. V. in dem Kreise ihrer Probleme besitzt“ (S. 237); sowie die, dass auch Kants erstes kritisches Werk über die Ethik, die Grundlegung zur Metaph. d. S., das Produkt eines mehr als zwölfjährigen Nachdenkens ist; und endlich vor allem den Nachweis, dass keineswegs die Analogie der Urteilskraft zum Verstande und zur Vernunft für Kant den eigentlichen Leitfaden zur Entdeckung der Probleme der Kr. d. U. gebildet hat, wie man es meistens liest, und dass keineswegs seine Vorliebe für die kunstreiche und künstliche Gliederung des Systems sich hierbei besonders wirksam erwiesen hat. Auch die Zusammenfassung des ästhetischen Problems mit dem der Naturteleologie wird von C. trefflich und schlagend gerechtfertigt. Ebenso ist die Charakterisierung der „Religion i. d. Gr.“ als einer Kompromisschrift ausgezeichnet, wenn ich auch die Ansicht, dass Kants Befangenheit dem Judentum gegenüber ihren letzten Grund in seinen ersten pietistischen Jugendeindrücken hat, nicht teile.

Alles in allem also ist Cassirers Buch zweifellos ein Werk auf dem Gebiete der Kantforschung, das jedem Leser Gewinn bringt und von jedem Interessenten daher gelesen werden sollte. Es ist ein Werk aus einem Gusse.

# Vom Einfluss ostpreussischer Schriftsteller auf Frankreich.

Von Studienrat **Dr. Arthur Laudien.**

Wir Deutschen neigen dazu, jedem Dinge auf den Grund zu gehen. So ist in unserer Literaturgeschichte gern die Rede von dem Ursprung und der Geschichte eines Problems, wobei wir uns dann meistens als Schüler der Fremde, sei es der Antike oder der neueren und neuesten Auslandsliteratur, bekennen. Wohl wird auch das Eigene, was deutscher Geist dazutat, gebührend gewürdigt, aber in einem Punkte scheinen wir zu bescheiden zu denken: in der Nachwirkung unserer Literatur auf das Ausland. Bei unserm eigenen Schweigen gewinnt es den Anschein, als könne von solcher Nachwirkung kaum die Rede sein, und die Fremden sind nicht immer so selbstlos, frei zu bekennen, was sie Deutschland danken. Da wäre es eine doppelt wichtige Aufgabe unserer literarischen Forschung, genannten Zusammenhängen nachzugehen.

Ich habe im Folgenden nicht die Ergebnisse eigener Forschung vorzulegen, ich lehne mich an eine Arbeit des ehemaligen Metzger Professors Th. Süpfle<sup>1)</sup> an und stelle daraus zusammen, was ich über den Einfluss gebürtiger Ostpreussen auf Frankreich finde. Möge mein Artikel andere zu eingehenderen Veröffentlichungen einladen.

G o t t s c h e d.

Im Jahre 1635 war in Strassburg von dem elsässer Sprachmeister Martin der „Acheminement à la langue allemande“ herausgegeben, wohl die früheste deutsche Grammatik für Franzosen, die in erster Linie militärischen Zwecken dienen wollte. Ihr folgte in den nächsten hundert Jahren zwar noch manche ähnliche, aber „ein tieferer Blick in den Bau und das Wesen der deutschen Sprache wurde den Franzosen erst von dem Augenblick an möglich, wo man es unternahm, eine von einem deutschen Meister selbst geschriebene Grammatik für dieselben nutzbar zu machen. Dies geschah im

---

<sup>1)</sup> Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der literarischen Einwirkung. 3 Bände, Gotha, 1886—1890.

Jahre 1753, in welchem die seit 1748 in der Ursprache veröffentlichte „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst von J. Chr. Gottsched“ fast zu gleicher Zeit in zwei französischen Uebersetzungen, die eine in Strassburg, die andere in Paris erschien. Beide Bearbeitungen erfreuten sich günstiger Aufnahme und wurden wiederholt neu aufgelegt.“

Gottsched ist streng genommen überhaupt der erste Deutsche, dem Frankreich vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts grössere Beachtung geschenkt hat. Seine Bemühungen um die Hebung der deutschen Bühne als Theoretiker wie als Dichter wurden von französischen Schriftstellern rühmend anerkannt; vor allem gelang es dem in Paris lebenden geistvollen Friedrich Melchior Grimm, die Verdienste seines früheren Lehrers bei den Franzosen in das vorteilhafteste Licht zu setzen. Zu Gottscheds Ehre aber sei es gesagt, dass er den Franzosen nie gegen seine Ueberzeugung schmeichelte, dass er sich im Gegenteil sein selbständiges Urteil über französische Persönlichkeiten und Vorgänge wahrte und bei seinem regen vaterländischen Gefühl französische Ueberheblichkeit selbst auf die Gefahr eines Konflikts aufs nachdrücklichste bekämpfte. — Sein „Sterbender Kato“ wurde von dem Kritiker Fréron als die Morgenröte eines glänzenden deutschen Theaters gepriesen und erlebte noch 1769 die Ehre einer Uebersetzung ins Französische, als die deutsche Literatur schon Besseres aufzuweisen hatte.

„Sogar als Philosoph wurde Gottsched in Frankreich einzuführen gesucht. Noch im Jahre 1760 erschien in einer französischen Zeitschrift eine rühmende Anzeige seiner „Ersten Gründe der gesamten Weltweisheit“ (1734). Die Art und Weise, in welcher die Philosophie darin behandelt ist, wird als eine neue, weit klarere und methodischere, als diejenige, welche an den französischen Unterrichtsanstalten befolgt wird, bezeichnet. Ja, es wird dabei sogar der Wunsch ausgesprochen, dass man eine Uebersetzung des Gottschedschen Buches den jungen Franzosen in die Hände gäbe, um mit grossem Erfolge die Leere auszufüllen, welche in ihrem Kopfe das unverständliche Kauderwelsch, das man sie lehre, gewöhnlich zurücklasse. Zwei Jahre später erfuhren die „Ersten Gründe“ eine Uebersetzung in das Französische durch eine deutsche Gräfin.“



Für die Zeiten eines Haller, Gellert, Gessner, Klopstock, die alle in Frankreich bestes Verständnis fanden und anregend wirkten, treten Persönlichkeiten unseres Ostens nicht besonders hervor. Man mag sagen, Gottsched hätten die Franzosen wegen seiner französi- sierenden Geschmacksrichtung besonders geschätzt. Richtig daran ist höchstens, dass diese Seite Gottscheds Frankreichs Interesse wecken konnte; erhalten wurde es dann aber durch den Wert der deutschen literarischen Leistungen. Man findet dies ausgesprochen in dem Urteil, das Claude Joseph Dorat in seinem Buch „Idée de la poésie allemande“ über die deutsche Literatur seiner Zeit fällt: „Was die deutschen Dichter immer vor allen vorteilhaft unterscheiden wird, das ist eine Kraft der Naivetät, welche mit ihren Sitten und ihrer Empfindsamkeit zusammenhängt, die sie in der Betrachtung, jener Schule des Genies, schöpfen. Die meisten ihrer Werke rühren uns, ohne zu starken Mitteln zu greifen, stimmen uns weich und führen zuletzt jene köstlichen Tränen herbei, welche vom Herzen kommen und welche der Geist nie entlockt: die deutschen Dichter sind nämlich einfach und wahr, sie schildern eine reine, edle, menschenfreundliche Seele.“

#### Kant.

Kant den Franzosen nahe zu bringen, mochte bei dem herrschenden Materialismus jener Zeit und der Unbeliebtheit so abstrakter Gedankenarbeit gewagt erscheinen; und doch wurden die „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ etwa zwanzig Jahre nach ihrem Erscheinen ins Französische übertragen und in den gebildeten Kreisen mit warmem Interesse aufgenommen: Kant sei ebenso ein Mann von Geschmack wie ein guter Metaphysiker; es zeige sich hier eine neue Gattung, in welcher sich kühne und zugleich anziehende Züge finden. Rasch fand dann sein Entwurf „Zum ewigen Frieden“ einen (ungenannten) Uebersetzer und auf diese Weise weitgehende Beachtung. In diesem Entwurf war auch weiter ausgeführt, was er in den gleichfalls französisch übersetzten „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ über die Vervollkommnung des Menschengeschlechts gesagt hatte. Mit Lessing und Herder gehört Kant somit zu jenen

Entwicklungsphilosophen, die die Urheber unserer jetzigen Philosophie der Geschichte geworden sind. „Was die Franzosen seitdem Aehnliches hervorgebracht haben, ist zum grossen Teil Nachahmung und Anwendung der deutschen Ideen.“

Die Gesamtheit der Kantischen Philosophie wurde wiederholt der gebildeten Welt Frankreichs dargestellt. Der bedeutendste Vorkämpfer Kants in Frankreich ist Ch. Villers in zahlreichen Schriften, die unter anderem namentlich Frau von Staël und Cuvier für den Königsberger Weisen gewannen. In der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaft gab es leidenschaftliche Kämpfe für und wider die neue Weltanschauung. Im ganzen war die Zeit für ein Verständnis Kantischer Metaphysik nicht günstig. Erst der Zeit eines Cousin und Guizot war es vorbehalten, jene Lehre für die philosophische Entwicklung Frankreichs fruchtbar zu machen. Guizot dankt z. B. seine sittliche Strenge und seine Vorliebe für allgemeine Ideen durchaus unserem Landsmann, und wie er in seinen Denkwürdigkeiten selbst sagt, las er Klopstock, Schiller, Herder, Kant weit mehr als Condillac und Voltaire.

### Herder.

Schon 1777 sprach Herder seine Freude darüber aus, dass die Franzosen, die wir so lange nachgeahmt hatten, nun uns nachzuahmen begännen. Dass er selbst den stärksten Einfluss auf sie ausüben werde, ahnte er gewiss nicht. Seine Abhandlung über den Ursprung der Sprache wurde als treffliche Ergänzung der Darlegungen von Diderot und Condillac herangezogen. In den nächsten Jahren wurden mehrere seiner Schriften ins Französische übersetzt. Der erste Franzose, der eingehende Bekanntschaft mit Herders umfassendem Geiste machte, war Degérando. In zahlreichen Aufsätzen suchte er Herders Gedanken seinen Landsleuten zu vermitteln; noch in hohem Alter (1842) erklärte er Karl Gutzkow gegenüber, dass er den Schriften jenes sein Bestes verdanke.

Die französische Revolution war der weiteren Annäherung beider Völker ein Hindernis, auch die Napoleonischen Eroberungszüge waren nicht dazu angetan, die geistigen Bänder neu zu knüpfen. Aber in engerem Kreise blieb die Achtung der französischen

Bildung vor der deutschen bestehen. Die Gattin des genannten Degérando sagt einmal: „Die Deutschen sind heute, wie wir zur Zeit Ludwigs XIV. waren. Nächst Kant, Klopstock, Gessner und Haller, die Sie schon kennen, empfehle ich Ihnen Schiller, Goethe, Herder. . . . Alle diese haben Meisterwerke geschaffen, die mich entzücken, und alle anderen Schriften scheinen mir im Vergleich zu den ihrigen schwach, gedankenlos und geistesarm.“ Und Villers erklärt die Deutschen für die wahren Griechen des neueren Europa. „Es müsse mehr Vergeistigung, wissenschaftlicher Ernst und Uneigennützigkeit in die französische Bildungsweise übergeleitet werden; dazu müsse der deutsche Geist helfen.“ Am wirksamsten jedoch wurde Frau von Staëls bekanntes Buch über Deutschland.

Zach. Werner und E. Th. A. Hoffmann.

Die Restaurationszeit ist diejenige Periode der französischen Geschichte, in welcher dem deutschen Geist in Dichtung und Philosophie am meisten gehuldigt wurde. Unter unseren deutschen Romantikern sind hier zwei Ostpreussen zu nennen, Werner und Hoffmann.

Das Religiös-Mystische bei Werner machte auf unsere Nachbarn Eindruck. Sein „Luther“ und „Der 24. Februar“ wurden in die Chefs-d'oeuvre des théâtres étrangers aufgenommen. Beyle stellte den Verfasser sogar über Schiller.

Ueber Hoffmann sagt Süpflé (II 151 ff.) unter anderem folgendes: „Eine wahrhaft zündende Einwirkung auf die französische Romantik wurde durch die Schriften von E. Th. A. Hoffmann ausgeübt. Durch sie lernten die Franzosen ein nahezu ganz neues poetisches Gebiet, die lockende Welt des Phantastischen in der blendendsten Beleuchtung kennen. In ihrer verstandesmässigen Literatur war das Wunderbare nur selten aufgetaucht und vom Talente nie ernstlich genommen worden. . . Und eben damals, in der fieberhaften Zeit der französischen Romantik, welche aus Ueberdruß an dem Konventionellen und den engen Schranken, welche der Phantasie entgegenstanden, nach Neuem begierig lechzte, musste der Zauber der Hoffmannschen Geisterwelt den lebhaftesten Eindruck ausüben. Es war in der Tat eine wahre geistige Erschütterung. Die

Erzählungen des Berliner Romanciers, welche sich nicht bloss durch eine originelle, bald beängstigend, bald erheiternd wirkende Erfindungsgabe, sondern auch durch die Anmut kunstvoller und fesselnder Darstellung einschmeichelten, wurden von unsern Nachbarn mit Entzücken gelesen und wieder gelesen, sie wurden mit Begeisterung in den weitesten Schichten der Bevölkerung aufgenommen, sie wurden sofort volkstümlich.“

An Hoffmann knüpft in Frankreich eine lebhaft literarische Bewegung. Die jüngeren Schriftsteller erblickten in ihm das Ideal eines romantischen Dichters, ja sie überboten ihn oftmals noch an Bizarrerie, die nüchterne, strenge Poetik eines Boileau wurde nicht mehr geachtet. Mehr als das Humorvolle reizte diese Nachfolger das Grausige und Exzentrische. Es sei an die Erzählungen von Ch. Nodier, G. de Nerval, Th. Gautier, B. de Latousche, E. Sue erinnert. Auch Balzac zeigt manche Anlehnung an ihn, und George Sand, die da erklärte, Hoffmann von Jugend auf nie gelesen zu haben, ohne sich immer in ein „Gebiet berauscher Poesie“ versetzt zu fühlen, hat manche seiner Motive und Situationen benutzt. Noch Erckmann-Chatrion steht im Banne Hoffmannscher Phantastik.

Seit den Zeiten der Romantik ist der Einfluss Deutschlands auf Frankreich ein recht starker geblieben; kleine Schwankungen blieben freilich bei dem mannigfachen Wechsel der politischen Beziehungen nicht aus. Aber von unseren Ostpreussen hat niemand der Späteren mehr so stark gewirkt wie Hoffmann; annähernd stark vielleicht der Danziger Nachkantianer Schopenhauer, der in Frankreich einige Zeit Modephilosoph war, insonderheit bei den Damen.

Im ganzen hat Deutschland und nicht am wenigsten unser Osten ideale Güter dem Nachbarlande gebracht und veredelnden Einfluss auf dieses geübt, „während uns Frankreich oft wie aus einer Pandora'schen Kiste mit den bedenklichsten Gaben überschüttete.“

---

# Ferdinand Gregorovius als Dichter.

Von **Max Lehnerdt.**

Johannes Hönig, Ferdinand Gregorovius als Dichter. [Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgeg. v. Max Koch und Gregor Sarrazin Neuere Folge. 39. Heft.] Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, 1914. VIII u. 292 S. 8<sup>o</sup>.

Das Ergebnis der Volksabstimmung vom 11. Juli 1920 wird uns Ostpreussen, wie wir hoffen, die Schmach ersparen, die Vaterstadt von Ferdinand Gregorovius unter polnischer Herrschaft zu sehen. War er doch trotz seines jahrzehntelangen Aufenthalts in Italien, trotz aller weltbürgerlichen Neigungen ein tief empfindender Vaterlandsfreund, den die Aufrichtung des Deutschen Reiches in innerster Seele beglückte, vor allem auch ein treuer und dankbarer Sohn seiner ostpreussischen Heimat. Wie viel er ihr verdankte, hat er im späteren Alter zu wiederholten Malen bekannt, am schönsten bei Gelegenheit seines Besuches in Ostpreussen im Jahre 1860. Das alte Ordensschloss seiner Vaterstadt, in dessen Räumen der Knabe aufwuchs, regte seine Phantasie aufs mächtigste an: ohne jene Neidenburger Ritterstürme hätte er vielleicht die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter nicht geschrieben, heisst es in den „Römischen Tagebüchern“. In einem seiner schönsten Gedichte preist er „die alte Burg der Neide“, deren deutsche Heldengeister ihn einst erzogen hätten, —

Ein ahnend Weltbesinnen  
War's, das von jenen Zinnen  
Mir in die Seele floss;  
Was ich gesagt, gesungen,  
Hat sich hervorgeschwungen  
Aus dir, du Vaterschloss.

Noch im Tode bewies er der Heimatstadt seine Treue, indem er ihr sein Vermögen und die Nutzniessung seiner Schriften zur Ausbildung armer Kinder ohne Unterschied des Bekenntnisses vermachte.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Die Einkünfte aus dem hinterlassenen Vermögen von 65 000 Mark und den immer spärlicher fließenden Verlagsgeldern betragen jährlich etwa 3300 bis 3400 Mark. Von diesem Betrage wird hauptsächlich armen

Die Kunst seiner Landschaftsschilderung bewährte der spätere Verfasser der „Wanderjahre in Italien“ zuerst an seiner engeren Heimat: seine 1852 erschienenen „Sommeridyllen vom samländischen Ufer“ geben das früheste literarisch-bedeutsame Bild dieser anmutigen Küste und des dort herrschenden sommerlichen Strandlebens. Auch gewisse Charaktereigenschaften von Gregorovius wäre man geneigt, mit seinem Ostpreussentum in Verbindung zu bringen: seine freiheitliche Gesinnung, sein starkes Unabhängigkeitsgefühl, die kritische Betrachtung von Menschen und Dingen, Tiefe und Innigkeit der Empfindung, damit verbunden aber eine spröde Abneigung, sein Gefühlsleben der Welt zu offenbaren, die ihn dazu veranlasste, alle an ihn gerichteten Briefe zu vernichten und die Rückgabe oder Vernichtung der seinigen von seinen Freunden zu verlangen.

Es ist, wenn ich nicht irre, ein Ausspruch Theodor Mommsens, wonach ein grosser Geschichtsschreiber ohne eine bedeutende dichterische Begabung seiner Aufgabe nicht gerecht werden könne. Und in der Tat wird es dem blossen noch so scharfsinnigen Quellenstudium nicht gelingen, ein anschauliches Bild der Vergangenheit hinzustellen, wenn diese nicht in der Phantasie des Geschichtsschreibers und in der Kunst seiner Sprache Leben und Gestalt gewonnen hat. Bei Gregorovius war der dichterische Trieb ein so starker, dass er zunächst seine schriftstellerische Tätigkeit ausschliesslich beherrschte und sich erst spät der geschichtlichen Betrachtung unterordnete. Erst als er den Plan zu seiner Geschichte der Stadt

---

Kindern Schulgeldfreiheit oder -Ermässigung gewährt. Daneben sind an Witwen und Waisen auch bare Unterstützungen und Kleiderstoff gegeben worden. Aus den ersparten Verlagsgeldern ist auf dem Neidenburger Schlossberg ein Denkmal für den Vater des Geschichtsschreibers errichtet, zu dem die Stadt noch einige hundert Mark zugeschossen hat. Die der Stadt gleichfalls vermachte Bildersammlung (Photographien, Ansichtskarten u. a.) ist ebenso wie das von H. Schumacher gemalte Bild von Gregorovius im Kriegsjahre 1914 bei der Einäscherung des Rathauses verbrannt. Bücher, Manuskripte und Briefe sind nicht nach Neidenburg gekommen, sondern dem Staatsarchiv in München überwiesen worden.

Obige Angaben beruhen auf Mitteilungen des Herrn Bürgermeisters Kuhn, die mir durch Herrn Superintendenten Gettwart-Neidenburg übermittelt wurden.

Rom im Mittelalter fasste, hatte er sich für den Beruf des Geschichtsschreibers entschieden, aber selbst in der späteren Zeit seines Lebens erschien ihm bisweilen die Rückkehr zu den „leichtgeschürzten Musen“ als ein wünschenswertes Ziel. Auch seine geschichtlichen Werke ruhen insofern auf dichterischer Grundlage, als sie durchaus mit Enthusiasmus geschrieben sind, er wählte nie einen Gegenstand zur Behandlung, an dem er nicht einen starken innerlichen Anteil nahm, und in bezug auf den sprachlichen Ausdruck war er nach den Worten eines seiner Beurteiler „so ganz Künstler, dass er fortwährend nach Form rang“.

Die Bedeutung der dichterischen Begabung für das gesamte Schaffen des grossen Geschichtsschreibers sowie der Wert seiner poetischen Werke selbst verdienen ohne Frage die eingehende Behandlung, die er nach dieser Seite hin in dem eingangs dieser Zeilen angeführten Buche Johannes Hönigs gefunden hat. Mit grosser Liebe für seinen Gegenstand, eindringender Vertiefung und gutem Urteil verbindet der Verfasser eine erschöpfende Kenntnis der Gregoroviusschen Werke und der über ihn vorhandenen Literatur; dazu ist die Arbeit in fliessender und gewandter Sprache geschrieben und von Druckfehlern fast völlig frei.<sup>1)</sup>

Der Begriff des Dichters wird von Hönig im weitesten Sinne gefasst und das gesamte Schaffen von Gregorovius unter Berücksichtigung seiner dichterischen Grundlagen in Betracht gezogen. Die Arbeit ist sehr klar und sachgemäss gegliedert: ein kürzerer allgemeiner Teil handelt über die literarischen Quellen zu Gregorovius' Leben und Schaffen, gibt einen Abriss seines Lebens und schriftstellerischen Entwicklungsganges mit besonderer Berücksichtigung der dichterischen Arbeiten und Pläne und schliesst mit einem Kapitel über Gregorovius' dichterische Neigungen im Lichte der Kritik. Der dann folgende Hauptteil enthält die Sonderuntersuchung zu Gregorovius' Werken, die hier, was durchaus zu billigen ist, nicht in zeitlicher Folge, sondern nach Gruppen geordnet

<sup>1)</sup> S. 17, Z. 7 ist Siebenhorns statt Siebenhaars, S. 248, Z. 25 Rosminianer statt Rosminiar zu lesen. In dem Zitat aus Kraus, Essays II, 146 auf S. 24 muss es heissen: Gr. war nie eine heitere Natur. Der „Judicher Wald“ S. 15, Z. 19 ist ein aus den Römischen Tagebüchern übernommener Druck- oder Lesefehler (statt „Juditter“).

behandelt werden: sie gliedern sich in eigentliche Dichtungen, dichterische Uebersetzungen, Reiseschilderungen und die übrigen Schriften, unter denen die grossen Geschichtswerke natürlich an erster Stelle stehen.

Das früheste literarische Erzeugnis des jugendlichen Gregorovius sind Konrad Siebenhorns Höllenbriefe an seine lieben Freunde in Deutschland, die er 1843 unter dem Namen Ferdinand Fuchsmund veröffentlichte, eine kecke Satire auf die politischen und kirchlichen Zeitverhältnisse, voll jugendlicher Unreife, aber witzig und geistreich, so dass ein Kenner der jungdeutschen Literatur sie den bekannten „Glossen und Randzeichnungen aus unserer Zeit“ von Ludwig Walesrode an die Seite stellt. Nicht ohne Bedeutung ist Hönigs Hinweis auf ein zugrunde liegendes antikes Muster, nämlich Lukians Totengespräche. Die versteckten Anspielungen auf Königsberger Verhältnisse veranlassen vielleicht einen Kenner dieser Zeit, sich eingehender mit dem Büchlein zu beschäftigen; sie sind übrigens, soweit ich sehe, von geringer Wichtigkeit und auch nicht so zahlreich, wie H. S. 66 annimmt.

Aus dem Jahre 1845 stammt der Roman „Werdomar und Wladislaw, aus der Wüste Romantik“, eine von Jean Paul beeinflusste romantisch-sentimentale Liebesgeschichte voll abenteuerlicher Verwickelungen, die nach jungdeutscher Art mit Satire und Ironie durchzogen ist. Das Buch ist bei aller Unreife, Formlosigkeit und Geschraubtheit der Sprache die erste wirkliche Dichtung von Gregorovius, in die er manches Selbsterlebte verflochten hat. Dazu gehört vor allem die auf Jugendeindrücke zurttckgehende Begeisterung für den Freiheitskampf der Polen, der er auch in der kleinen Schrift „Die Ideen des Polentums“ vom Jahre 1848 und in den im folgenden Jahre veröffentlichten „Polen- und Magyarenliedern“ Ausdruck verlieh. Die kleine Sammlung ist Nikolaus Lenau zugeeignet, der im Verein mit Platen und Heine Gregorovius' Lyrik am meisten beeinflusst hat.

Von mehreren dramatischen Plänen, mit denen Gregorovius sich beschäftigte, ist nur einer zur Ausführung gekommen: die 1851 veröffentlichte Tragödie „Der Tod des Tiberius“. Als Drama ist das Werk verfehlt und vervollständigt den Eindruck, dass Gregoro-



vius' Begabung auf lyrischem und mehr noch auf epischem Gebiete lag; trotzdem ist es ein wichtiger Merkstein in seiner schriftstellerischen Entwicklung: es zeigt einen Bruch mit der jungdeutschen Manier, auch bei Darstellung historischer Gegenstände die eigene Zeit zu schildern oder zu verspotten und bemüht sich um eine objektive und von Tendenz freie Gestaltung seines Stoffes. Deutlich zeigt sich ferner die Einwirkung von Schillers Wallenstein in Charakterschilderung und Sprache. So bereitet sich hier die später vollzogene Wendung zur Antike und der deutschen Dichtung der klassischen Zeit vor. Seine Vertrautheit mit dieser beweist die im Jahre 1849 erschiene Schrift „Goethes Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen entwickelt“, die allerdings, wie Hönig S. 21 richtig hervorhebt, nicht als literargeschichtliche Forschung, sondern als sozialistisch-demokratische Tendenzschrift aufzufassen ist.<sup>1)</sup>

Jene Wandlung aber vollzog sich unter dem Himmel Italiens, das ihn, wie einst Winckelmann und Platen, mit Zaubergewalt an sich zog und lange Jahre festgehalten hat. Dass er sich bei Antritt seiner Reise (April 1852) noch durchaus als Dichter fühlte, zeigen die Worte seines Tagebuchs: „Alle meine Lebensgeister, so hatte ich mir eingebildet, sollten sich in diesem Lande steigern und schöpferische Ideen in Fülle in mir entzünden.“ Diese romantische Sehnsucht konnte freilich nicht in Erfüllung gehen, und die Enttäuschung darüber schlug ihn aufs tiefste nieder. Aber es war ein Grösseres und Besseres, das er in dem ersehnten Lande finden sollte: es brachte ihm seine künstlerische Läuterung und die Erkenntnis seiner wahren Aufgabe und Bestimmung.

Was er zunächst gewann, war ein mehr objektives Verhältnis zu den Gegenständen, die Vertiefung in sie und ihre Darstellung um ihrer selbst willen. Er lernt den Segen einer darauf gerichteten Tätigkeit kennen: es waren die Schilderungen über Korsika, die später in Buchform erschienen, die erste Arbeit, „deren Stoff er der grossen Natur und dem Leben selbst abgewonnen hatte und die ihm

---

<sup>1)</sup> Über Gregorovius' Tätigkeit bei der „Neuen Königsberger Zeitung“ in den Jahren 1848 bis 1850 vgl. jetzt H. H. Houben, Ferdinand Gregorovius als Journalist, Deutsche Rundschau v. Mai 1917. S. 223 ff.

dann den festen Boden unter die Füße stellte.“<sup>1)</sup> Damit verbunden war die Weiterentwicklung seines Sinnes für die Form. Seine schriftstellerischen Arbeiten werden einheitlich und nach Gattungen unterschieden, auf die Wahl der Worte, die Würde und Kraft des Ausdrucks wird ein dauernd steigender Wert gelegt, die Einwirkung der Antike wird immer stärker fühlbar.

Sie erreicht ihren Höhepunkt in dem Epos „Euphorien, eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen“, die nicht nur in der Form, sondern auch dem Stoffe nach im Altertum wurzelt. Aber das behandelte Problem ist durchaus modern: „Die Entwicklung einer freischaffenden Künstlernatur, die durch die Macht des Genius die Sklavenfesseln sprengt“ (Hönig S. 110). Es ist Gregorovius' bekannteste Dichtung (sie erlebte acht Auflagen) und war ihm die liebste; er hatte vieles, was sein Inneres bewegte, darin verwoben. Das anmutige, von heiterer Stimmung durchflossene Werkchen erfuhr eine unverdient scharfe Beurteilung durch Friedrich Hebbel, mit dem sich Hönig in treffender Weise auseinandersetzt. Er schliesst daran eine Besprechung der von dem Grafen v. Schack herausgegebenen Gedichte des Nachlasses sowie der dichterischen Uebersetzungen, auf die an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann. Erwähnt sei nur, dass hier Gregorovius' einstige Neigung zur Romantik noch in seiner Wertschätzung der italienischen Volksdichtung hervortritt, von der er meisterhafte Uebersetzungen lieferte.

Gregorovius' Dichtung, deren Entwicklung wir an der Hand von Hönigs Ausführungen gefolgt sind, versiegte so gut wie ganz, seit sein grosses Lebenswerk der Geschichte Roms seine Arbeitskraft in Anspruch nahm. In strenger Selbstkritik war er seinen Weg als Dichter gegangen, sie führte ihn schliesslich zu der Erkenntnis, dass das höchste Ziel seiner Begabung nicht auf diesem Gebiete lag, wie das in Bewährung seiner Kunst, die Geister zu unterscheiden, auch der grosse Dramatiker am Schluss seiner Anzeige des „Euphorien“ ausgesprochen hat. In der Landschaftsschilderung und in der Geschichtsschreibung hat Gregorovius sein Höch-

---

1) Röm. Tagebücher S. 2.

stes geleistet; es wäre nicht geschehen ohne seine dichterische Gabe, die er in weiser Selbstbeschränkung in beider Dienst stellte.

Schon Hebbel zollte den Schilderungen im „Euphorion“ das höchste Lob; und von dem Landschaftsschilderer Gregorovius rühmt R. M. Meyer in seinem Buche über die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, es habe in der Deutung der historischen Physiognomie von Land und Leuten schwerlich einen grösseren Meister gegeben als ihn, der an schriftstellerischer Kraft Alexander v. Humboldt ebenso weit übertreffe, wie dieser seinen Meister Georg Forster übertroffen habe. Auch in Gregorovius' Beschreibungskunst kann man eine Entwicklung wahrnehmen von den noch vielfach an jungdeutsche Muster erinnernden „Sommeridyllen vom samländischen Ufer“ über die überwiegend dichterisch, stellenweise romantisch gefärbte Darstellung in dem Buche über Korsika bis zu den formvollendeten Schilderungen der „Wanderjahre in Italien“, in denen Natur, Stimmung und geschichtliche Erinnerungen zu einer künstlerischen Einheit verschmolzen sind. Es sei nur an den Aufsatz über Capri und die berühmte Schilderung der epheumspennenen Ruinenstadt Ninfa erinnert, die meiner Empfindung nach an poetischer Schönheit auch über die Behandlung des gleichen Gegenstandes in den „Gedichten“ den Preis davonträgt.

Dem letzten die übrigen Schriften behandelnden Kapitel mögen nur einige allgemeine Bemerkungen über das dichterische Element in Gregorovius' geschichtlichem Hauptwerk entnommen werden; ein Eingehen in Einzelheiten und restlose Scheidung zwischen quellenmässigem Stoff und den Erzeugnissen schöpferischer Phantasie ist ja hier in der Tat eine fast unlösbare Aufgabe. „Den Poeten unter den Historikern“ nennt F. X. Kraus den verstorbenen Freund; darin liegt nicht etwa der Vorwurf der Oberflächlichkeit und der Vernachlässigung ernster Forschung. Auch als wissenschaftlicher Arbeiter hat Gregorovius seine Pflichten nicht leicht genommen und zumal für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter Stauenswürdiges geleistet. Aber bei allen seinen Geschichtswerken tritt von vornherein die gefühlsmässige Anteilnahme an dem Stoffe stark hervor, bei keinem mehr als bei dem genannten Hauptwerke. Die Art, wie der Plan dazu in seinem Gemüte ent-

steht, ist geradezu als ein dichterisches Erlebnis zu bezeichnen, und das Bewusstsein, an einem Kunstwerk zu schaffen, hat er auch während der Arbeit nie verloren. Der Stil ist der „einer ruhigen und epischen Darstellung, die sich oft zu dichterischer Pracht und Anschauung erhebt“, zumal bei den glänzenden Schilderungen einzelner Kulturepochen und Charaktere. Die geschichtliche Entwicklung steht ihm unter dem Einfluss von Ideen, für die er Partei ergreift oder gegen die er sich wendet. „So erhält das Werk eine Tendenz, die aber nicht aus äusseren Beweggründen hineingetragen wird, sondern aus der Persönlichkeit des Verfassers mit lauterer Absichten erwächst und zur subjektiven Gewalt der Dichtung gesteigert erscheint.“

Das lehrreiche Buch Hönigs kann allen Freunden des grossen Geschichtsschreibers, des grössten unter den Ostpreussen seiner Zeit, wie ihn Franz Rühl in seiner Gedächtnisrede nennt, warm empfohlen werden. Gegen einen Punkt freilich muss Widerspruch erhoben werden: das ist eine in dem Buche hervortretende Unbilligkeit in der Beurteilung von Gregorovius' Charakter. Hönig zeilt ihn (S. 190) der Unwahrhaftigkeit, weil er in seinen Idyllen vom samländischen Ufer sich eine Kenntnis Thüringens und des Harzes zuschreibe, obwohl er beides noch nie gesehen hätte. Dagegen hat sich bereits Houben in dem oben angeführten Aufsätze (*Deutsche Rundschau*, Mai 1917, S. 232) mit der Bemerkung gewandt, dass wir von Gregorovius' ersten literarischen Jahren zu wenig wüssten, als dass eine Reise nach Thüringen und dem Harz ausgeschlossen erschiene; er führt eine Stelle aus einem unveröffentlichten Briefe von Gregorovius an seine Stiefmutter vom 5. Februar 1850 an, worin er eines Freundes Louis Kohler gedenke, „mit dem ich 1848 die deutsche Reise machte.“ Dieser Freund ist der bekannte Königsberger Musiker und Musikpädagoge Louis Köhler (1820—1886), dessen Gregorovius noch in einem Briefe vom 2. November 1886 mit besonderer Liebe gedenkt. Frau Professor Margarethe Zander in Königsberg, eine Tochter Louis Köhlers, der ich die Kenntnis dieses Briefes verdanke, bestätigt aus eigener Erinnerung, dass ihr Vater im Jahre 1848 mit Gregorovius zusammen eine Reise nach Thüringen und dem Harz gemacht und häufig davon gesprochen hat.

Der gegen Gregorovius' Wahrhaftigkeit erhobene Vorwurf fällt somit in sich zusammen. Jedoch auch Eitelkeit und Missgunst glaubt Hönig (S. 52) bei ihm zu entdecken, ja er bezeichnet sie als den grössten Fehler in seinem Charakter. Aber wenn Gregorovius auf das ihm verliehene römische Ehrenbürgerrecht einen übermässigen Wert legte und über eine ihm verkehrt erscheinende Auffassung seiner Arbeiten leicht verletzt war, so ist dieses berechnete Selbstgefühl noch keine Eitelkeit; und sein schiefes Urteil über Männer wie Ranke und Mommsen und vertrauliche abfällige Aeusserungen über Mommsens Persönlichkeit erklären sich wohl auch hinlänglich aus der Verschiedenheit seiner Anlage und als eine Gegenwirkung gegen ihm ungerecht dünkende Beurteilungen und Kränkungen, die er durch sie erlitten zu haben glaubte oder auf ihre Einwirkung zurückführte. Es ist unwissenschaftlich und zeugt von geringer Kenntnis der menschlichen Natur, gelegentliche Aeusserungen in Gesprächen, Briefen und Tagebüchern auf bestimmte Charaktereigenschaften zurückzuführen und dem Gesamtbild einer grossen Persönlichkeit einen sittlichen Makel anzuheften.

## Anhang.

### Aus Gregorovius' Schulzeit.

Der Wunsch, über die verhältnismässig unbekannt gebliebene Entwicklung des jugendlichen Gregorovius einiges Neue zu erfahren, veranlasste mich, an Herrn Studienrat W. Johne in Gumbinnen die Bitte zu richten, in den Akten der Abiturienten-Prüfungen des dortigen Gymnasiums Nachforschungen anzustellen. Es gelang Herrn Johne, alle wesentlichen auf die Prüfung bezüglichen Dokumente aufzufinden, nämlich die Konferenzverhandlung vor der Prüfung mit der Beurteilung der Prüflinge, den eigenhändig geschriebenen Lebenslauf Ferdinands nebst dem Verzeichnis der deutschen und fremdsprachlichen Lektüre, die schriftlichen Prüfungsarbeiten (ausser dem lateinischen Aufsatz), das Protokoll über die mündliche Prüfung und endlich einen Schriftwechsel des Gymnasialdirektors Prang mit dem Land- und Stadtgerichtsdirektor Gregorovius, Ferdinands Oheim, bei dem er während seiner Gum-

binner Schulzeit in Pflege war, sowie ein Schreiben des jungen Gregorovius an den Provinzial-Schulrat Professor Dr. Lucas in Königsberg mit der Bitte, seinen früheren Abgang von der Schule zu genehmigen. Die Urschrift des Reifezeugnisses selbst ist nicht aufzufinden gewesen. — Herrn Johne spreche ich für seine Bemühungen, insbesondere für die sorgfältige Abschrift der wichtigsten Schriftstücke auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aus.

Wir erhalten das Bild eines in beschränkten Verhältnissen aufgewachsenen strebsamen jungen Menschen, der jedoch seiner Begabung nach durchaus nicht über seine Mitschüler hervorragt und in keiner Weise die bedeutsame Entwicklung und die hervorragenden Leistungen seiner späteren Jahre vorausahnen lässt. Ja der Direktor trägt sogar Bedenken, ihn zu der Prüfung zuzulassen, und rät seinem Oheim in einem Briefe vom 2. Juni 1838, Ferdinand seiner Jugend wegen noch ein Jahr auf der Schule zu lassen, damit er sein Wissen überhaupt und besonders seine mathematischen Kenntnisse erweitere und befestige und mehr Reife des Urteils und des Charakters erlange. Darauf erwidert der Oheim mit folgendem Schreiben:

Hochverehrter Herr Direktor!

Bey meiner gestrigen Nachhausekunft fand ich Ihre geehrte Zuschrift vom 2. Juni c., die ich dahin ganz ergebenst zu beantworten die Ehre habe:

Mein Neffe Ferdinand Gregorovius ist nicht 17, sondern bald 18 Jahre alt, und hat das hiesige Gymnasium durch 6 Jahre von Tertia ab besucht, namentlich auf Tertia 2 Jahre, auf Secunda 2 Jahre und auf Prima 2 Jahre gesessen. Er hat mir und seinem Vater die Freude gemacht, dass er stets gute Zeugnisse über seine Führung, seinen regelmässigen Schulbesuch und seinen befriedigenden häuslichen Fleiss beybrachte, und ich — in dessen Hause er nun schon durch 6 Jahre sich aufgehalten — hatte öfters Gelegenheit, mich von seiner Solidität und Charakterfestigkeit zu überzeugen. Warum soll er nun noch durch ein Jahr länger auf der Schule gehalten werden? Etwa damit er noch mehr Charakterfestigkeit erlange? Und ist die Erlangung von Charakterfestig-

keit von der Erreichung einer gewissen Zahl von Jahren abhängig? Sollte das Letztere der Fall seyn, was ich jedoch bezweifele und bestreite, so weiss ich nicht, wie das hiesige Königliche Gymnasium es verantworten wolle, dass es bisher sehr oft noch viel jüngere Jünglinge zur Universität entlassen. Bey der Abiturienten-Prüfung dürfte es wohl vorzüglich auf den Besitz der erforderlichen Kenntnisse ankommen, wenn gegen die Sittlichkeit des Geprüften nichts oder doch wenigstens nichts Erhebliches zu erinnern ist. Gegen die sittlich gute Führung des Ferdinand Gregorovius haben die Herren Lehrer Nichts zu erinnern gefunden, und ob er die erforderlichen Kenntnisse sich angeeignet, mag er in der mit ihm vorzunehmenden Prüfung beweisen. Haben daher Ew. Wohlgeboren die hohe Güte, und lassen meinen genannten Neffen zur Abiturientenprüfung zu, denn mein Bruder ist wahrlich nicht im Stande, ihn noch durch ein Jahr auf der Schule zu unterhalten, er müsste den Plan, diesen seinen Sohn studieren zu lassen, gänzlich aufgeben, wenn er nicht schon zu Michaelis d. J. die Schule verlassen könnte, was doch bey den so sehr guten Anlagen dieses jungen Mannes nur zu bedauern seyn würde. Es ist übrigens auch der Wille meines Bruders, dass sein Sohn jetzt das Abiturienten-Examen mache, und es ist auch der Wunsch meines Neffen, der wahrlich — besonders im letzten halben Jahre — mit der grössten Anstrengung selbst mit Aufopferung seiner Gesundheit sich hierzu vorbereitet, indem er selbst Nächte hindurch gearbeitet.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung Ew. Wohlgeboren er-  
gebenster

Gumbinnen, den 6. Juni 1838. Gregorovius.

Hierauf erfolgte ein zweites ziemlich geharnischtes Schreiben des Direktors Prang, der sich über die Form des Briefes und die darin enthaltene „schnöde Zurückweisung eines guten Rates“ beklagte. Der Oheim erwidert am 9. Juni in sehr energischem Tone, weist die ihm zugefügten Kränkungen zurück und verbittet sich alle ferneren Zuschriften. Er habe die beiden Briefe des Direktors an seinen Bruder gesandt, damit er bestimme, ob sein Sohn sich unter diesen Umständen der Prüfung unterziehen soll. Der Direktor möchte die Entscheidung des Bruders abwarten und bis zu deren

Eingang den Neffen an der schriftlichen Prüfung teilnehmen lassen.

Ferdinand Gregorovius reichte nun seinen Lebenslauf und die vorgeschriebene Uebersicht über die deutsche und fremdsprachliche Lektüre ein und wurde zu der Prüfung zugelassen. Das Verzeichnis des Gelesenen deutet auf keine besondere Liebhaberei und geht über das Gewöhnliche nicht hinaus; der Lebenslauf lautet, wie folgt:

„Ich Ferdinand Adolph Gregorovius bin den 19. Januar 1821 in Neidenburg geboren, wo mein Vater bis 1835 den Posten eines Kreis-Justiz-Rathes bekleidete und noch jetzt lebt, meine Mutter aber schon 1831 gestorben ist. Ich besuchte theils die dortige Stadtschule, theils genoss ich den Privatunterricht meines Bruders, des jetzigen Rectors in Willenberg. Ausgang des Jahres 1832 gab mich mein Vater auf das Gymnasium nach Gumbinnen, wiewohl es ihm äusserst schwer wurde, mich neben mehreren andern erwachsenen Söhnen ausser dem Hause zu unterhalten, besonders da er seit dem Jahre 1835 seines hohen Alters wegen seinen Posten niederlegen musste. Um sich einige Erleichterung zu verschaffen, kam er vor einigen Jahren bei der hiesigen Friedensgesellschaft um Unterstützung für mich ein, die er jedoch nicht erhalten konnte. Ich kam im Oktober 1832 nach Tertia, wo ich zwei Jahre blieb, und dann nach Sekunda versetzt wurde, welche Klasse ich ebenfalls nach zwei Jahren verliess. Seit Michaeli des Jahres 1836 geniesse ich demnach den Unterricht in der ersten Klasse des hiesigen Gymnasii und beabsichtige jetzt, in diesem Jahre das Abiturienten-Examen zu machen, um, falls ich glücklich bestehen sollte, die Universität in Königsberg zu beziehn.“

In der Zeit vom 14. bis zum 22. Juni wurde die schriftliche Prüfung abgehalten, deren Ergebnis sich in keinem Fache über die Zensur genügend erhebt; im Hebräischen „entsprach die Arbeit nicht ganz den Forderungen“, und in der Mathematik lautet das Prädikat „wenig mehr als mittelmässig“. Ich beschränke mich darauf, Thema und Beurteilung des deutschen Prüfungsaufsatzes mitzuteilen. „Ueber die Ruhmbegierde als Beweggrund zur Tugend. Mit willkürlicher Zuziehung von Virgil. *Aeneis* X 468: *sed famam*



extendere factis, Hoc virtutis opus, und Vellejus Patereulus II, 113: quae probanda essent, non quae cuique probarentur sequar.“ Das Urtheil lautet: Die deutschen Arbeiten genügten gewöhnlich, obgleich einige auch nur oberflächlich ausfielen. — In vorliegender Prüfungsarbeit, welche ziemlich leserlich geschrieben ist, geschicht der Uebergang zum Hauptgegenstande unvorbereitet und sprungweise; in der Abhandlung selbst geht der Vf. nicht tief genug auf den Gegenstand ein und stützt sich auf falsche Annahmen. Der letzte Theil (welcher übrigens nicht völlig beendet erscheint), der Nachweis, dass die Ruhmbegierde ein würdiger Beweggrund zur Tugend nicht sein dürfe und könne, verräth eine gewisse wohlangebrachte Wärme des Gefühles. Die Sprache ist rein und meist fließend.

Die Arbeit erscheint ziemlich genügend.

Hamann.

In einer vor der mündlichen Prüfung abgehaltenen Konferenz wurde folgendes Urtheil über den Prüfling Gregorovius abgegeben:

a) Sittliches Betragen

aa) gegen Mitschüler: freundlich und gefällig;

bb) gegen Vorgesetzte: G. hat sich durch ein bescheidenes und auch sonst gebührieliches Betragen stets empfohlen.

cc) im Allgemeinen: recht gut.

Die zum Besuche der Universität erforderliche Reife hat man, abgesehen von seiner Jugend, keine Veranlassung ihm abzusprechen.

b) Anlagen und Fleiss: G. hat, bei gewöhnlichen Anlagen, in allen sprachlichen Lehrgegenständen, desgleichen in Geschichte, Geographie und Physik regelmässigen Fleiss bewiesen, auch in der Mathematik guten Willen gezeigt. — Die schriftlichen Arbeiten waren gewöhnlich mit Fleiss angefertigt und wurden pünktlich abgeliefert. — Der Schulbesuch war regelmässig.

Prang. Petrenz. Hamann. Sperling. Janson.

Gregorovius trat mit 4 Mitschülern in die mündliche Prüfung ein, die am 26. Juli 1838 unter dem Vorsitz des Provinzial-Schulrates Prof. Dr. Lucas abgehalten wurde. Sie erstreckte sich auf

folgende Fächer: Latein, Griechisch, Mathematik, Französisch, Geographie, Geschichte, Deutsch, Religion, Physik, Naturbeschreibung, philosophische Propädeutik und Hebräisch. Drei von den Prüflingen wurden sogleich einstimmig für reif erklärt, desgleichen Gregorovius, über den jedoch der Oberlehrer Sperling bemerkte: es habe derselbe in der Mathematik stets guten Willen, aber keine sonderlichen Anlagen für diese Wissenschaft gezeigt, auch vor seiner Aufnahme in das Gymnasium (von Tertia ab) nur einen sehr dürftigen und mangelhaften Unterricht darin gehabt. Durch Fleiß habe er es indessen und namentlich in den geometrischen Teilen der Wissenschaft bis zu dem Masse von Kenntnissen gebracht, welches von ihm gefordert werden könne. —

Schliesslich sei noch das im Eingang erwähnte Gesuch des angehenden Studenten an den Schulrat Lucas mitgeteilt:

Hochwohlgeborener Herr,

Höchstverehrter Herr Schulrath!

Bei der letztthin von Ew. Hochwohlgeboren im hiesigen Gymnasio gehaltenen Prüfung befand auch ich mich unter den Abiturienten und hatte das Glück, für reif zur Entlassung auf die Universität erklärt zu werden. Die Entlassung der Abiturienten aus dem hiesigen Gymnasio soll erst am Schlusse der Schule für das Sommer-Semester, also Ende Septbr., vielleicht auch erst in der ersten Woche des Octobr. c. erfolgen, und schon am 22. Octbr. c. sollen die Vorlesungen auf der Universität in Königsberg ihren Anfang nehmen. Ich kann aber nicht directe von hier nach Königsberg gehen, muss vielmehr vorher zu meinem Vater, dem pensionirten Kreis-Justiz-Rath Gregorovius in Neidenburg reisen, damit im elterlichen Hause meine Bette<sup>1)</sup> und Wäsche ausgebessert und überhaupt die zu meiner Ausrüstung erforderlichen Anordnungen getroffen werden. Neidenburg ist aber von Gumbinnen 25 Meilen und ebenso weit von Königsberg entfernt, ich würde mich also, wollte ich den Immatriculations-Termin und den Anfang der Vorlesungen nicht versäumen, bei meinen Eltern garnicht aufhalten können, wenn ich erst nach dem 7ten Octobr. c. von hier abreisen sollte. Haben daher Ew. Hochwohlgeboren die hohe Geneigtheit,

<sup>1)</sup> So!

zu gestatten, dass ich schon früher und zwar am 22. Septbr. e. vom hiesigen Gymnasio entlassen werde, dieserhalb das Nöthige an den Herrn Gymnasialdirector Prang zu erlassen, und mich davon in Kenntniss zu setzen. Ich würde diese Bitte nicht wagen, wenn mich die gehorsamst angeführten Umstände nicht dazu nöthigten, und wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, dass Ew. Hochwohlgeboren mir meine Dreistigkeit gewiss gütigst verzeihen werden. Mit aller Ehrerbietung Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster

Gumbinnen, den 27. August 1838. Ferdinand Gregorovius.

Es ist anzunehmen, dass dieses Gesuch von dem Oheim für Ferdinand Gregorovius aufgesetzt wurde. Den gewünschten Erfolg scheint es nicht gehabt zu haben, da nach dem gedruckten Programm des Gymnasiums von Mich. 1838 bei der feierlichen Entlassung der Abiturienten der Abiturient Gregorovius die Abschiedsrede gehalten hat. —

Gregorovius gedenkt seiner Gumbinner Schulzeit an zwei Stellen der Römischen Tagebücher. Bei seinem Besuche der Heimat im Sommer 1860 fuhr er auch nach Gumbinnen. (Tageb. S. 129.) „Dort habe ich die schönsten Kinderjahre vom 11. bis zum 17. auf dem Gymnasium verlebt und ich hatte den Ort seit 21 Jahren nicht gesehen. Ich eilte in das Haus meines Onkels — die Empfindungen der Kindheit drangen mächtig auf mich ein . . . Mittags speiste ich beim Direktor Hamann, meinem ehemaligen Lehrer im Deutschen und in der Geschichte.“

Eine direkte Beziehung auf die obigen Mittheilungen hat folgende Stelle (S. 33 vom April 1856):

„Ich erinnere mich, dass ich als junger Mensch einmal einen wirklich prophetischen Traum hatte. Vor dem Abiturientenexamen im Gymnasium zu Gumbinnen träumte mir, dass der Professor die Ode *Justum ac tenacem propositi virum* mir zu erklären gab. Ich übte sie sofort gut ein. Als ich nun am Tage der Prüfung mit meinen Mitschülern in den Saal ging, sagte ich ihnen, dass und wodurch ich wüsste, welches meine Aufgabe sein würde. Sie lachten mich aus. Der Professor Petrenz<sup>1)</sup> griff nach dem Horaz

<sup>1)</sup> In der Althauschen Ausgabe der Röm. Tagebücher steht irrtümlich Petranj.

und sagte zu mir: Schlagen Sie die Ode auf *Justum ac tenacem propositi virum!* Die Mitexaminanden sahen mich staunend an, und ich bestand sehr glänzend.“ — In der Tat wurde ihm nach dem Protokoll die Stelle aus Horaz *Carm. III, 3 V. 1—15* vorgelegt, die er „im ganzen richtig und geläufig“ übersetzte.

Von einem dritten der an der Prüfung beteiligten Lehrer spricht er in einem kürzlich veröffentlichten Briefe an seinen Freund Paneritius vom 26. Sept. 1859 (*Deutsche Rundschau* April 1916. S. 156): „Ist noch bei dem dortigen Gymnasium (in Thorn) der treffliche Professor Janson<sup>1)</sup>, weiland mein Lehrer im Griechischen auf der Schule von Gumbinnen, so bitte ich ihm zu sagen, dass ich nicht aufgehört habe an ihn mit dankbarer Verehrung zu denken.“

## Eichendorff und die Marienburg.<sup>2)</sup>

Von **W. Ziesemer**, Königsberg.

Die Wiederherstellung der Marienburg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand unter dem Zeichen der Romantik: ein Romantiker war der Anreger, ein Romantiker der Historiker der Wiederherstellung.

Max von Schenkendorfs leidenschaftlicher Aufsatz im „Freimüthigen“ vom 26. August 1803 „Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preussen“, der mit den Worten schliesst: „Wer retten will und kann, der rette bald, denn Eile ist nöthig“, machte starken Eindruck. Der König hatte schon im Juni 1802 in Schlobitten die eben erschienenen Kupferstiche des Gilly-Frickschen Werkes gesehen und seine Verwunderung darüber ausgesprochen, dass „in Preussen eine solche herrliche Antiquität existire“.<sup>3)</sup> Jetzt verfügte

1) Nicht Janzow, wie a. a. O. gedruckt ist. Prof. Janson, ein Schüler Lobecks, starb 1870.

2) Vortrag, gehalten am 25. März 1920 in der Königl. Deutschen Gesellschaft.

3) B. Schmid, *Die Denkmalpflege in Westpreussen 1804—1910*. Danzig 1910. S. 3.

er, dass „für die Erhaltung des Schlosses Marienburg als eines so vorzüglichen Denkmals alter Baukunst alle Sorge getragen werden solle.“<sup>1)</sup> Am 26. Mai 1806 ordnete er weiter an, eine Wiederherstellung des Schlosses auszuführen, angeregt vielleicht durch die Königin Luise, die die Frickschen Kupferstiche schätzte und schon 1804 bei dem Abbruch des Graudenzer Schlosses die Rettung des dortigen Schlossturms durchgesetzt haben soll.

In den schweren Jahren nach der Niederlage Preussens trat der Gedanke an eine Wiederherstellung der Marienburg in den Hintergrund. Andere Aufgaben waren wichtiger. Aber grade in jenen Jahren stärkte und erbaute man sich an der preussischen und deutschen Vergangenheit, die auf das deutsche Mittelalter gerichtete romantische Poesie wirkte mächtig auf Gemüt und Verstand, und der historische Sinn wurde in vielen Geistern lebendig. In der Provinz Preussen nicht geringer als in andern Gegenden. Hier fand damals das Königshaus eine Heimstätte, hier pulsierte ein reges geistiges und politisches Leben, hier litt man unsagbar unter dem französischen Druck, hier sah man zuerst die Trümmer der grossen Armee, hier begann die begeisterte Erhebung vom Jahre 1813. Der innere Gewinn dieser Zeit bestand u. a. darin, dass man mit Bewusstsein stolz wurde auf das Ehrwürdige, was das Vaterland besass. Hunderte und Tausende sahen nun in dem stolzen Hochmeistersitz an der Nogat ein vaterländisches Heiligtum. In ganz Preussen findet Schenkendorf Widerhall, wenn er bei der Stiftung des Eisernen Kreuzes an das Kreuz der Deutschordensherren erinnert:

An der Nogat grünen Wiesen  
Steht ein Schloss in Preussenland,  
Das die frommen deutschen Riesen  
Einst Marienburg genannt.

An der Mauer ist zu schauen  
Bildnis, leuchtend gross und klar,  
Bildnis unser lieben Frauen,  
Die den Heiland uns gebar.

1) a. a. O. S. 4.

Lieb und Glaube wollten geben  
 Jener Fülle milden Reiz,  
 In den Lüften sah man schweben,  
 In den Fahnen hoch das Kreuz.

Als der Krieg 1815 beendet war, regte der neuernannte Oberpräsident von Westpreussen, Theodor von Schön, in Berlin die Ausführung der Wiederherstellung der Marienburg an: er fand überall nicht nur Zustimmung, sondern lebhaftige Theilnahme.

In seinem Schreiben an den Kanzler von Hardenberg vom 22. Oktober 1815 schilderte Schön den Verfall eines so schönen Denkmals deutscher Vorzeit und machte Vorschläge zur Sicherung vor weiterem Verfall und zur Wiederherstellung des Schlosses. Hardenberg genehmigte am 25. Dezember 1815 die Vorschläge und erwartete weitere Pläne. Darauf trat Schön mit dem Geh. Oberbaurat Eytelwein in Verbindung, welcher ihm den Magdeburger Architekten Costenoble empfahl, der sich durch ein Werk über altdeutsche Baukunst als geeignet ausgewiesen hatte. Costenobles architektonische Zeichnungen wurden von Schinkel geprüft, der Pfarrer Dr. Haebler in Marienburg sammelte mit bewundernswertem Fleiss alle auf das Schloss sich beziehenden geschichtlichen, namentlich baugeschichtlichen Nachrichten, die Archive wurden nach alten Plänen und Handschriften durchsucht. Das Kriegsministerium erklärte sich bereit, die Intendantur und das Proviantamt aus den Räumen des Schlosses zu entfernen. Hardenberg erwirkte beim König, dass die aus dem Verkauf von französischen Militäreffekten in Danzig herrührenden Gelder zu einem Marienburg-Fonds verwendet werden sollten, und überwies am 14. Juli 1817 die Summe von 9258 Talern.

Am 3. August 1817, dem Geburtstage des Königs, begann der Bau. Wenige Wochen später berichtet Schön an Hardenberg und Schinkel über den guten Fortgang des Baus und namentlich über die allgemeine Theilnahme an diesem Werk. Die Bauern aus dem Werder stellten kostenlos Fuhrn zur Beseitigung des Schutts: in 6 Wochen waren 481 Wagen gestellt worden. Theod. v. Schön war die Seele der Wiederherstellung. Er verstand es, Architekten und Historiker, die Gebildeten Ost- und Westpreussens, einflussreiche

Persönlichkeiten Deutschlands, nicht zuletzt den kunstsinnigen Kronprinzen, für das Werk zu interessieren — in idealem aber auch materiellem Sinne. Er erwirkte im Juli 1818 bei Hardenberg die Genehmigung, dass Personen oder Körperschaften es übernehmen sollten, einzelne Teile des Schlosses herzustellen. Er gab diese Genehmigung bekannt, und schon am 27. August konnte der Landrat von Culm berichten, dass in seinem Kreise 500 Taler gesammelt seien. Elbing übernahm die Auslegung des grossen Remters mit Fliesen. Auf Schöns Veranlassung erreichte Schinkel, dass die königlichen Prinzen die Herstellung der Fenster dieses wundervollen Raumes übernahmen. Körperschaften und Privatpersonen haben in jener armen Zeit durch Jahre hindurch immer wieder opferfreudig Beiträge gespendet und somit Kunst und Nationalsinn gefördert. Die ost- und westpreussischen Städte brachten 4043 Taler, die ostpreussischen Stände 3350 Taler, die katholische und evangelische Geistlichkeit über 4000 Taler, die Gerichtsbehörden über 3000 Taler, die Universität und die Gymnasien 653 Taler, die Offiziere des I. Armeekorps allein fast 2000 Taler, mehrere Königsberger Kaufleute 290 Taler, Feldmarschall v. Yorck 2120 Taler, Freih. v. Stein 202 Taler, Hardenberg 1200 Taler, die Familie v. Reuss 1000 Taler, Küchmeister von Sternberg 60 Taler. Im ganzen kamen aus freiwilligen Beiträgen 56 656 Taler zusammen, eine bewundernswerte Leistung, die für unsere beiden Ostprovinzen stets eine Ehre sein wird. Die Mitglieder des königlichen Hauses, allen voran der Kronprinz, spendeten nach und nach 29 261 Taler. Die Summe der von 1817 bis 1842 vereinnahmten und verwendeten Gelder betrug 146 520 Taler.

Von Johannes Voigt, der 1817 Professor der Geschichte und Direktor des Staatsarchivs in Königsberg geworden war, laufen jahraus, jahrein geschichtliche Notizen ein. Er selbst schreibt 1283 einen Führer durch das Schloss und 1824 eine Geschichte Marienburgs. Büsching veröffentlicht 1823 eine Beschreibung des Marienburger Schlosses. Schinkel ist wiederholt in Marienburg, um Gutachten aufzunehmen, Landschaftsdirektor von Hindenburg überweist noch 1842 Gelder für das Schloss — so sehen wir Köpfe und Hände tätig für die Wiederherstellung, alles aber

unter der nie ermüdenden Leitung Schöns, dem die Beschäftigung mit der Marienburg die Lieblingsarbeit geworden ist. Jeden, der mit ihm in Berührung kam, wusste er für die Marienburg zu gewinnen. So verstand er es auch, Eichendorffs Interesse an der Marienburg zu erregen und ihn zur Mitarbeit zu gewinnen, bald nachdem er ihn kennen gelernt hatte.

Im Herbst 1819 hatte Eichendorff die Assessorprüfung bestanden und wurde darauf als Hilfsarbeiter im Kultusministerium beschäftigt. Schon im Juli 1820 teilte ihm Minister Altenstein, der E.'s Arbeitsweise schnell schätzen gelernt hatte, mit, dass er ihm die kommissarische Verwaltung der Stelle eines katholischen Regierungs- und Schulrats in Danzig übertragen werde, die durch die Ernennung des Domprobsts Karl von Matthy zum Bischof von Culm erledigt worden war. Eichendorff schrieb daraufhin an den Oberpräsidenten von Schön, erhielt aber zunächst keine Antwort. Erst im Frühjahr 1821 konnte E. nach Danzig übersiedeln. Der Rationalist trat dem katholischen Mitarbeiter anfangs kühl entgegen. Aber schon nach wenigen Wochen der Zusammenarbeit fühlte Schön das Bedürfnis, dem Minister von Altenstein seinen Dank zu sagen, dass er ihm „einen so unterrichteten, klarsehenden und wie ich schon fast glaube, guten Mann“<sup>1)</sup> zugewiesen habe. Daher sorgte Schön für die baldige feste Anstellung Eichendorffs als Regierungsrat, die im Oktober 1821 mit einem Gehalt von 1200 Talern erfolgte.

Eichendorff wohnte im Winter in der Langgasse, im Sommer in dem sog. Silberhammer bei Langfuhr, einem schönen Landhause, das damals dem Grafen Fabian zu Dohna gehörte.<sup>2)</sup> Dies Haus liegt hoch auf den Hügeln, die nach Oliva führen, der Wald beginnt dicht hinter dem Garten, man hat von ihm einen weiten, weiten Blick zu den Häusern von Zoppot und Oliva, den Türmen von Danzig und über die See bis nach dem fernen Hela. Hier ist Eichendorffs schönste Idylle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ entstanden, hier auch seine dramatische Satire „Krieg den Philistern“.

<sup>1)</sup> Sämtliche Werke, hrsg. W. Kosch, XII. 260 ff. Vgl. auch *Die Grenzboten* 70 (1911), S. 172 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. *Altpr. Monatsschr.* X. 488 ff.



Im August 1823 wurde E. für einige Zeit als Vertreter Schmeddings ins Ministerium berufen, und Altenstein fühlte sich veranlasst an Schön zu berichten, wie sehr E. ihm „durch seine musterhafte Tätigkeit und Art zu arbeiten und sich zu benehmen“, teuer geworden sei.

Als Schön 1824 Oberpräsident von ganz Preussen geworden war, wurde E. als Regierungsrat nach Königsberg berufen und blieb in dieser Stellung bis 1831. Er wohnte zunächst mit Schön im Schloss (Turmstube), danach Lange Reihe Nr. 7. Er gehörte zu einem angeregten Kreise gebildeter Männer, dem u. a. Joh. Voigt, Karl Rosenkranz, Aug. Hagen, Fried. Wilh. Schubert, Karl Schnaase angehörten, er wurde Mitglied der „Kgl. Deutschen Gesellschaft“, seine näheren Amtsgenossen waren die Schulräte Dinter, Busolt, Dr. Lucas. Vor allem war er ständig mit Schön zusammen, der ihn immer mehr schätzte und einen Freund und Berater in ihm sah. Das persönliche Verhältnis beider wurde von Jahr zu Jahr inniger. Eichendorff begleitete seinen Vorgesetzten und Freund auf vielen Dienstreisen, wir finden beide in Gumbinnen, Stargardt, Frauenburg und wiederholt in Danzig und Marienburg.

Da ist es natürlich, dass E. mit Schöns Lieblingsarbeit, der Wiederherstellung der Marienburg, bekannt und vertraut wurde. Schön zog ihn zur amtlichen Mitarbeit an diesem Werk heran, und E. lebte sich so in diese Tätigkeit hinein, dass er für diese zehn Jahre geradezu als Schöns rechte Hand dabei bezeichnet werden kann.

Die amtlichen Schriftstücke über die Marienburg, aufbewahrt im Marienburger Schlossarchiv, enthalten auch die Entwürfe der Schreiben, die Schön an Personen und Körperschaften gerichtet hat. Viele dieser Entwürfe stammen in jenen Jahren der Zusammenarbeit von Eichendorffs Hand und sind dann von Schön durchkorrigiert und unterschrieben worden.

Eichendorffs Tätigkeit auf diesem Gebiet beginnt 1822 und reicht bis zum Mai 1831, also bis zu seiner Berufung ins Ministerium.

Zunächst hatte E. die Aufgabe, sich an die katholische Geistlichkeit Westpreussens zu wenden, die die innere Ausschmückung der Schlosskirche übernommen hatte, mit der Zahlung der erforderlichen Gelder aber im Rückstande geblieben war. E. schrieb an den Bischof von Culm, Herrn von Matthy, an verschiedene Geistliche in Danzig, Marienburg, Graudenz und mahnte an die Ausführung der übernommenen Verpflichtungen. Am 7. Juli 1824 ist er in Marienburg und nimmt eine Verhandlung auf, nach der die dortige katholische Geistlichkeit und Gemeinde einen goldenen Kelch der Schlosskirche überweist. Die Frauen Königsbergs stifteten eine Pultdecke für den Altar der hochmeisterlichen Kapelle, die Mälzenbrauer Königsbergs sechs in ihrem Besitz befindliche alte Oelgemälde, die preussischen Kurfürsten darstellend; die Verhandlungen mit beiden führt Eichendorff. Auf seine Bitte schenkt der Bürgermeister zu Braunsberg die auf dem dortigen Rathause stehenden alten Ritterrüstungen für die Marienburg. E. schreibt an den Kultusminister von Altenstein, die Beamten seines Ministeriums möchten die Ausschmückung der hochmeisterlichen Kapelle übernehmen; Nicolovius habe bei den damals eingetretenen Abzügen der Beamtengehälter Bedenken, das dürfe aber von keinem Einfluss sein: „es kommt hier nicht auf das Mehr oder Minder des Beitrages an — Schön fügte hinzu: nur die Gabe wird genommen, auf der weder Seufzer noch Thräne haftet —, sondern auf den guten Willen und die ausgesprochene Theilnahme an dem grossen Kunstwerke, welches dem geistlichen Ministerium in jedem Betracht am nächsten liegt.“ Herr v. Woisky auf Basien bei Wormditt, in dessen Besitz 2 alte Gemälde waren, ist bereit, sie zur Anfertigung einer Kopie nach Königsberg zu senden: das eine stelle Hans von Baysen dar, das andere einen maurischen Krieger, den Hans v. B. bei Abaul in Portugal besiegt habe; „beide Gemälde . . . haben ihren geschichtlichen Wehrt, sie sind aber durchaus von keinem Künstler verfertigt.“ Eichendorff bat daraufhin Prof. Voigt um ein Gutachten über den historischen Wert dieser Gemälde und Voigt antwortete: „Die geschichtlichen Angaben über Hans von Baysen sind hier richtig. Um so mehr könnten die Gemälde von geschichtlichem Werthe seyn und ihre

rohe Kunst dürfte der Geschichte nichts schaden. Es kann ein wahres Gesicht auch schlecht gemahlt seyn.“

E. schreibt weiter an den Chef des Generalstabs des I. Armeekorps und bittet, die Offiziere des Korps mögen die Herstellung der Zinnen des Schlosses übernehmen. Ein weiteres Schreiben richtet er an Herrn Küchmeister von Sternberg auf Grottken bei Neidenburg, den letzten dieser Familie, mit der Bitte, zum Andenken an den Hochmeister Küchmeister ein Fenster im Gang vor dem Sommerreiter zu stiften. Im selben Sinne schreibt er an den Fürsten Reuss von Plauen in Trebschen bei Züllichau und erinnert dabei an den grossen Vorfahren, dessen Andenken hier würdig geehrt werden könne. Die Anfertigung beider Fenster übernahm — nach langem Schriftverkehr mit Schinkel und Altenstein — der Breslauer Maler Höcker, an den E. ebenfalls mehrere Schreiben gerichtet hat.

Den General Rühle von Lilienstern bittet er, für die 2. Auflage des Voigtschen Führers durch die Marienburg den Grundrissplan unentgeltlich in Berlin herstellen zu lassen. E. selbst schreibt 1825 eine kurze Besprechung der 2. Auflage dieser Schrift — handschriftlich in den Akten:

„Die Erinnerung vergangener Grösse geht belebend durch alle Zeiten. Darum die nun auch im Auslande wachsende Theilnahme an der Marienburg, an deren Heldenmale sich die schönsten Erinnerungen der Weltgeschichte knüpfen. Um so willkommener daher wird jedem Freunde deutscher Kunst und Geschichte und insbesondere denen, die nach dem grossen Kunstwerke wallfahrten wollen, ein treuer, wegekundiger Führer seyn, der — wie in dem vorgenannten, mit einem übersichtlichen Grundriss versehenen Werkchen geschieht — nicht nur erklärend durch alle Gemächer der denkwürdigen Burg führt, sondern auch die freudigen Gedanken weckt, die in den Hallen wohnen.“

Eichendorff schreibt an den König und bittet um weitere Bewilligung des jährlichen Zuschusses von 400 Talern, an das Oberlandesgericht zu Marienwèrder wegen Benutzung eines Schlossflügels als Landgericht, an den Grafen Lottum wegen Einrichtung des Jesuitengebäudes zum Landwehrzeughaus, an den Kriegs-

minister wegen Benutzung des Nordflügels für die Domänenintendantur. Zahlreiche Schreiben sind an den Bauleiter Gersdorff gerichtet, andere behandeln Ankäufe von Grundstücken auf dem Schlossgelände.

Ganz besonders aber war Eichendorff in den rechtlichen Streitigkeiten über die Schlosskirche tätig. Es handelte sich dabei um die Frage, wem die Schlosskirche gehöre. Sie war seit langem von der katholischen Geistlichkeit benutzt worden, der Regierung lag daran, das rechtliche Verhältnis klarzustellen. Daher schrieb E. an den Landgerichtsdirektor Hartwich und den Bürgermeister Hüllmann in Marienburg und bat um Vorbereitung dieser Frage, er selbst werde im Januar 1824 zur Feststellung dieser Angelegenheit in Marienburg eintreffen. Nach dieser Verhandlung berichtet E. an den Bischof von Ermland, Prinzen von Hohenzollern: „es ist gerichtlich festgestellt, dass die Marienburger Pfarrgemeinde durchaus nicht den geringsten Anspruch auf die dasige Schlosskirche habe, dass diese letzte lediglich eine Königliche Kapelle sey.“ Er bitte daher, dass kein Parochialakt mehr in der Schlosskirche vorgenommen werde und dass auch die polnische Predigt eingestellt werde. Beides wurde auch angeordnet. Bald darauf starb der Delegat Zamoyski in Marienburg, der im Schloss wohnte, und bei der Wiederbesetzung der Pfarrstelle fühlte sich die Regierung interessiert, dass jetzt die gänzliche Trennung von Pfarrkirche und Schlosskirche durchgeführt werde. E. berichtet am 20. Okt. 1825 an den Minister und den Bischof von Ermland und geht darin auf die Einräumung der Schlosskirche an die Jesuiten im Jahre 1655 zurück; bei Aufhebung des Jesuitenordens zog der Staat dessen Vermögen ein, erhielt also auch die Schlosskirche und das Jesuitengebäude, 1800 erhielt der Marienburger Pfarrer das Jesuitenhaus als Wohnung; die Kirchengemeinde habe daher kein Recht an beiden Gebäuden, sondern der Staat. In einem weiteren Schreiben vom 13. Mai 1826 wird E. selbst als Verwalter dieser Kirche vorgeschlagen: „Da die in Rede stehende Schlosskirche ohne Gemeinde und lediglich als Königl. Kapelle zu betrachten ist, so scheint es mir notwendig, dass die Verwaltung derselben königlich sey und etwa von dem Intendanten geführt werde. Ein Vor-

steher der Kapelle würde auch nur von der Kgl. Regierung gesetzt werden können, und da es angemessen erscheint, zum Vorsteher einen Katholiken zu erwählen, so stelle ich ergebenst anheim, hierzu vielleicht den H. Reg. Rath von Eichendorff zu ernennen und demselben wegen seiner Entfernung zugleich einen geeigneten Mann am Orte, auf dessen Konfession es sodann nicht ankäme, zu substituiren.“ Unterschrieben ist dies Schriftstück von Eichendorff und von Schön gegengezeichnet. Es kam nicht zu dieser Uebernahme, später wurde der Landrat Hüllmann Verwalter. Jahrelang dauerten die Verhandlungen wegen der Neubesetzung der Pfarrstelle in Marienburg, der Stelle eines Hofkaplans der Schlosskirche, der Uebernahme der Lorenzkapelle durch den Staat usw.: Eichendorff war in allen diesen Dingen der Vertreter der Regierung, der Mitarbeiter Schöns.

Noch auf ein Schriftstück weise ich hin, von E.'s Hand, aber wohl nur die Abschrift eines Briefes Schöns vom 18. Febr. 22 aus Marienwerder: „Während der Zeit des Schriftwechsels mit dem Feldmarschall York ist auch der Prozess, welcher jeder Heiligsprechung vorhergeht, vollführt. Man will nemlich im Publiko wissen, dass trotz der hohen Teilnahme der Kgl. Familie an Marienburg und trotz dem erklärten Willen Sr. Majestät des Königs in der Sache von Seiten der geheimen Polizey geforscht sey, ob bey dem, was in Marienburg geschieht und bei der Stiftung des F. M. York nicht etwas Demagogisches zu Grunde läge, und man sagt, dass der zu jeder Heiligsprechung nöthige Advokat des Teufels selbst nichts habe finden können. Wie diese Massregel im Publiko erscheint, darf ich nicht erst schildern, genug, auch der Prozess der Heiligsprechung ist vollführt.“

Der Stil in all den Schriftstücken aus Eichendorffs Hand zeigt nichts Besonderes, es ist der übliche unpersönliche Aktenstil.<sup>1)</sup> Wichtig für die Forschung ist: E. wurde in diesen zehn Jahren seiner amtlichen Tätigkeit im Osten mit allen Einzelheiten der Wiederherstellung vertraut, er kannte die Burg selbst durch wiederholte Besuche ganz genau, er lebte sich in die Geschichte der Marienburg liebevoll hinein.

<sup>1)</sup> Vgl. unten.

Um das Gesagte zu belegen, mögen zwei Schreiben Eichendorffs ausführlich mitgeteilt werden.

1.

Gumbinnen, d. 14. October 1825.

An des Kgl. Staats-Ministers Herrn Freiherrn v. Altenstein Excellenz  
in Berlin.

Es wäre für die noch fehlenden Malereyen im Saale der Königl. Familie zu Marienburg nach der Aeusserung des HE. Geh. Oberbauraths Schinkel dringend wünschenswerth, den Maler Höcker aus Breslau wieder auf einige Zeit in Marienburg selbst beschäftigen zu können. Der Marienburger Schlossbaukasse fehlt es indess leider an dem nöthigen fonds, um hierzu etwas beitragen zu können. Ew. p. erlaube ich mir daher ganz ergebenst zu ersuchen, den Vortrag des HE. p. Schinkel über die vorhandenen Mittel zur Ausführung dieses Planes geneigt annehmen zu wollen, und wenn diese hinreichend befunden werden, dem p. Höcker gefälligst auf Ein Jahr Urlaub nach Marienburg zur Vollführung der dort nöthigen Malerarbeiten zu ertheilen, mich aber von dem Verfügten geneigtest in Kenntniss setzen zu lassen.

An den Kgl. Geheimen Oberbaurath p. Herrn. Schinkel, Hochwohlgeboren  
in Berlin.

Ew. p. danke ich für die mir in betreff der Marienburg gemachten Mittheilungen vom 5t. ganz ergebenst.<sup>1)</sup> Ich theile vollkommen den Wunsch, dass HE. Höcker aus Breslau wieder auf einige Zeit in Marienburg beschäftigt werden sollte, leider aber sieht sich die Marienburger Schlossbaukasse wegen Malereyenfonds jetzt ausser Stande, hierzu etwas beizutragen. Ew. p. stelle ich daher ganz ergebenst anheim, für die dort vorhandenen Mittel zur Ausführung dieses Planes dem Herrn Minister v. Altenstein gefälligst Vorschläge machen zu wollen, welchen ich heut hiervon benachrichtiget und ihn ersucht habe, demnächst dem HE. Höcker auf Ein Jahr Urlaub nach Marienburg zu bewilligen.

<sup>1)</sup> Schinkel schreibt in seinem Brief vom 5. Okt. u. a.: Mit Herrn Höcker geht es leider schlecht, denn er lässt nichts von sich hören, dagegen geht es bedeutend besser in diesem Jahr mit unserem Mahler Müller, der wieder einige besonders gelungenen Fenster aufgestellt hat und im künftigen Frühjahr alles vollendet zu haben hofft . . . Sehr wünschenswerth wäre es, wenn Euer Excellenz den HE. Höcker wieder auf einige Zeit nach Marienburg schaffen könnten, denn dort scheint ihm die technische Hülfe sehr geworden zu seyn, die er jetzt wahrscheinlich schmerzlich entbehrt.

An den HE. Conducteur Gersdorf, Wohlgeboren

in Marienburg.

Ew. p. benachrichtige ich gantz ergebenst, dass der HE. Geh. Oberbaurath Schinkel nach einem Schreiben desselben vom 5. d. Mts. die Zahlungen von resp. 18 r. 12 sgr. und 390 r. für Reparatur der Interimsfenster und Anfertigung von Schutzfenstern von Drath im Prinzlichen Rempter daselbst bereits nach Danzig an den HE. Reg.-Hauptkassen-Controllleur Wander abgesendet hat.

(gez. Schön.)

Eichendorff.

2.

Königsberg, d. 22. September 1827.

An den HE. Fürsten Reuss v. Plauen, Durchlaucht

zu Trebschen bei Züllichau.

Ew. p. beehre ich mich, meinem gegebenen Versprechen gemäss, nunmehr die Rechnung über den Ausbau der Façade des Marienburger Schlosses, welche der grosshertigen Gesinnung der Fürstlichen Familie Reuss von Plauen ihre Wiederherstellung verdankt, gantz ergebenst zu übersenden.<sup>1)</sup> Die Rechnung ergiebt, dass der Bau bedeutend mehr gekostet hat, als der ursprüngliche Anschlag besagte. Aber Liebe und Freude an der Sache fordert jedes Werk, vorhandene Bestände von Materialien wurden dazu verwendet, Reste vollführter Stiftungen mit hinzugezogen und so war es möglich, die Herstellung würdig zu vollenden, ohne die Güte der Stifter nochmals mit neuen Beiträgen in Anspruch zu nehmen. Das Werk steht nun in voller alterthümlicher Pracht da, durch das darauf eingehauene Wappen bezeichnet als ein bleibendes Andenken an den grossen Hochmeister Reuss v. Plauen, an dessen Namen sich so erhebende Erinnerungen knüpfen, und zugleich als ein freudiges Zeugniß, dass der hohe Sinn des edelen Geschlechts noch lebendig da ist und dass die Nachkommen des grossen Ahnherren würdig sind.

Nur ein Umstand stört noch den erhabenen Eindruck des Ganzen. In der grossen Halle der Marienburg nemlich, durch welche man den oberen zum grossen Rempter führenden Gang betritt, befinden sich in der gedachten Façade noch zwei leere Fenster, deren Schmucklosigkeit um so unangenehmer auffällt, da das gegenüberstehende Fenster mit der Abbildung des letzten Hochmeisters, Markgraf Albrecht von Brandenburg, geziert ist. Als der passendste und würdigste Schmuck dieser Fenster erscheinen die Bildnisse derjenigen beiden Hochmeister im vollen

<sup>1)</sup> Der Bürgermeister Hüllmann hatte die detaillirte Rechnung über die Wiederherstellung der Plauenschen Façade dem Oberpräsidenten am 25. August 1827 eingereicht; danach waren 2732 Rth. 6 Sgr. verausgabt.

prachtvollen Ornat ihrer Würde, deren Familien sich noch erhalten haben, nemlich des Fürsten Reuss v. Plauen und der Küchmeisters v. Sternberg. Ein solches Bild, unter welches sodann der Name der Familie verzeichnet werden sollte, würde eine Ausgabe von etwa 150—200 r. verursachen. Die Ausschmückung des einen Fensters in der angegebenen Art hat die Familie Küchmeister v. Sternberg bereits übernommen und ich halte es daher für meine Pflicht, die Familie, welche den gefeyerten Namen des Hochmeisters Reuss v. Plauen führt, auf diese sich darbietende Gelegenheit aufmerksam zu machen, das Andenken ihres grossen Vorfahren, welches,<sup>1)</sup> in der Wieder-Errichtung der Facade schon geehrt ist, durch dieses Bild noch mehr zu verherrlichen. Einer geneigten Aeusserung in dieser Angelegenheit sehe ich gantz ergebenst entgegen.<sup>2)</sup>

(gez. Schön.)

Eichendorff.

Ehe ich auf Eichendorffs weitere Beziehungen zur Marienburg eingehe, will ich kurz die Frage aufwerfen, ob und wieweit diese Kenntnis der Marienburg auf seine Dichtung eingewirkt hat.

Im allgemeinen ist wohl festzustellen, dass Eichendorffs romantische Anschauung vom Mittelalter und Rittertum längst bestimmte Formen angenommen hatte, so dass sie durch die genauere Bekanntschaft mit dem Ordensrittertum keine wesentliche Aenderung erhielt.

In seiner Lyrik haben wir nur zwei Gelegenheitsgedichte, die sich auf Marienburg beziehen: „Der Liedsprecher“ entstand, als der Kronprinz zu einem Festmahl am 20. Juni 1822 im Sommerremter erschien. Ein Freund Eichendorffs, Kniewel aus Danzig, trug im Kostüm eines alten Liedsprechers das Gedicht während der Tafel vor:

Nun hebt sich wieder fröhlich  
 Dein Haus im Morgenschein,  
 Die Jungfrau, minneselig,  
 Schaut weit ins Land hinein.

Das zweite Gedicht „Will Lust die Tor' erschliessen“ entstand, als die Kaiserin von Russland das Marienburger Schloss besuchte.

<sup>1)</sup> Von hier bis „verherrlichen“ Aenderung Schöns; E. hatte nur geschrieben: würdig zu ehren.

<sup>2)</sup> Der Fürst v. Reuss setzte sich mit seinen Verwandten, den Fürsten von Schleiz, Greitz etc. in Verbindung, und die Familie stiftete nach einem Schreiben vom 28. März 1828 die Summe von 150 Thalern.



Hier in Königsberg dichtete E. sein historisches Trauerspiel „Der letzte Held von Marienburg“.<sup>1)</sup> Es kann kein Zweifel sein, dass die persönliche Kenntnis der Marienburg und der Ordensgeschichte für die Entstehung dieses Werkes von stärkstem Einfluss gewesen ist. Er war mit dem Historiker des Deutschen Ordens und der Marienburg, mit Johannes Voigt, eng befreundet. Einer seiner Amtsgenossen war Dr. Lucas, über dessen Interesse an altdeutschen literarischen Stoffen wir orientiert sind. Dr. Lucas las das Drama in der Kgl. Deutschen Gesellschaft am 5. Oktober 1829 vor<sup>2)</sup> — in Eichendorffs Abwesenheit. Der Dichter benutzte als Quellen Voigts „Geschichte Marienburgs“ (1824) und die von Voigt und Schubert 1823 herausgegebene Chronik Johans von Posilge — dieses Buch besass E., da er auf S. XIX als Subscribent aufgeführt ist —, ferner Voigts „Geschichte der Eidechsegengesellschaft in Preussen“ (1823).

Die beiden Hauptpersonen, die am eingehendsten von E. charakterisiert wurden, sind Heinrich von Plauen und Michael Küchenmeister — beide Namen begegneten Eichendorff auch in seiner amtlichen Tätigkeit.

Starke literarische Einflüsse sind zu beobachten: Plauen ist der Vertreter einer überlebten Zeit wie Götz von Berlichingen, der letzte tatkräftige Vertreter des alten Ordensrittertums. Georg von Wirsberg, sinnlich und genussüchtig, flattert von Lieb-  
schaft zu Lieb-  
schaft wie Weisslingen. Rominta und Gertrud sind Abbilder Adelheids und Marias. Rominta, eine Jungfrau in männlicher Kleidung und von männlicher Art, wie sie bei E. wiederholt vorkommen, hat auch in der Jungfrau von Orleans eine Vorgängerin; es sind Gestalten, die zu dem Rittertum des deutschen Ordens wenig passen. Auch Tiecks „Kaiser Octavian“ und „Geneveva“ waren von Einfluss auf das Stück. Die Oertlichkeiten, Schloss und Landschaft, werden nur in den allgemeinsten Umrissen gegeben — ohne Herausarbeiten des Besonderen.

1) Vgl. Jul. Erdmann, Eichendorffs historische Trauerspiele. Halle 1908. S. 34 ff.

2) Vgl. Historische und literarische Abhandlungen der Königl. Deutschen Gesellschaft, hrsg. F. W. Schubert I. 1830. S. 13.

Das Drama wurde auf Kosten des Marienburgfonds gedruckt, der Reinertrag fiel dafür diesem wieder zu; es konnten 421 Taler Einnahme gebucht werden. Das Königsberger Stadttheater führte das Trauerspiel Anfang März 1830 auf — mit geringem Erfolg. E. sandte Widmungsexemplare an den Fürsten Reuss von Plauen; an den Kronprinzen und an Goethe mit entsprechenden Briefen. Goethe hat weder geantwortet noch das Drama gelesen, er schenkte das Exemplar seinem Enkel, dessen Interesse an dem Buch damit erschöpft war, dass er in kindlichen Schriftzügen seinen Namen hineinschrieb: der Goldschnitt klebt heute noch so wie vor 90 Jahren.<sup>1)</sup>

Als Eichendorff nach Berlin übergesiedelt war, blieb er mit Schön in engem Gedankenaustausch. Briefe gingen hin und her, und Schön versäumte es bei seinen Reisen nach Berlin nie, seinen alten Freund und Mitarbeiter aufzusuchen. Oft gedachten sie der gemeinsamen Arbeitszeit im Osten, in Danzig, Königsberg und Marienburg.

Schön nahm 1842 seinen Abschied aus dem Staatsdienst und wurde zum Burggrafen von Marienburg ernannt. In dieser Stellung fühlte er mehr als je das Bedürfnis, für die Marienburg tätig zu sein. Schon nach den ersten Jahren der Wiederherstellung, als die hochmeisterlichen Räume im grossen und ganzen ausgebaut waren, hatte Schön den Plan, ein monumentales Werk, mit Kupfertafeln geschmückt, über die Marienburg herausgeben zu lassen. Er wandte sich 1824 an den Breslauer Kunsthistoriker Büsching, der schon eine beschreibende Darstellung des Schlosses veröffentlicht hatte, und fragte, ob Goethe oder Sulpiz Boisserée — mit beiden stand Büsching in Verbindung — wohl ein derartiges Werk übernehmen würden.

Büsching riet in seiner Antwort vom 24. IV. 1824<sup>2)</sup> von beiden ab: „Mit G o e t h e ist wohl nicht mehr viel anzufangen; indessen ist es doch immer für mich erfreulich, dass ich ihm den alten Aufsatz über Deutsche Baukunst wieder abgepeinigt habe; es wird doch wenigstens wieder einige Widersacher ärgern, dass der alte Herr sein frühestes Werk nicht verschmäht und verachtet,

1) Sämtliche Werke XII. 265.

2) Vgl. „Nord und Süd“ Bd. 34, S. 37 ff.

und dass das kalte Wasser, welches später über sein früheres Feuer eifrig gegossen, doch die Flamme noch nicht ganz erstickt hat.“ Boisserée arbeitete damals an seinem grossangelegten Werke über den Kölner Dom (1823—32) und lehnte es daher ab, ein ähnliches Werk über die ihm fremde Marienburg zu schreiben. Auch der Darmstädter Architekt Georg Moller, der von Büsching vorgeschlagen wurde, führte die Arbeit nicht aus.

So blieb dieser Plan Schöns liegen, bis 1842 die damalige Wiederherstellung als abgeschlossen bezeichnet werden konnte. Da nahm er den Gedanken wieder auf, freilich in der veränderten Gestalt, dass er jetzt eine Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg wünschte. Er dachte dabei an seinen Mitarbeiter Eichendorff.

Wir sind in der glücklichen Lage, die äussere Entstehung dieses Buches bis in Einzelheiten so genau verfolgen zu können, wie es selten bei einem literarischen Werk der Fall ist.<sup>1)</sup>

Auf Schöns Aufforderung vom 26. November 1842 erklärte sich Eichendorff am 4. Dezember 1842 ohne Bedenken bereit in herzlicher Freude über Schöns Vertrauen, das ihn über alle Beschreibung glücklich mache: von Preussen und von Schön komme ihm alles wahrhaft Aufregende und Erfreuliche seines Lebens. „Eine Wiederherstellung Marienburgs schmeckt so sehr nach Idee und ist so durch und durch poetisch, dass ich mit rechter Hertzensfreude an die Arbeit gehen will, und es soll wenigstens nicht an meinem guten Willen liegen, wenn es da nicht Funken und im Vorübergehen vielleicht manchmal auch eine gelegentliche Ohrfeige giebt.“ Er freue sich besonders, Schön in Arnau besuchen zu können. Das Buch bitte er auf Kosten des Marienburgfonds drucken zu lassen.<sup>2)</sup>

Kaum hatte Schön Eichendorffs Zustimmung in Händen, so schrieb er an den König und bat um Gewährung eines besonderen Urlaubs für Eichendorff. In dem Konzept zu diesem Schreiben heisst es u. a.: „Die Art der Wiederherstellung Marienburgs ist ein Moment der Culturgeschichte von Preussen, und es scheint

1) Vgl. Eichendorff-Kalender 1911, S. 20—35.

2) Das Original dieses Briefes liegt nicht wie Kosch, Sämtl. Werke XII. 274 meint, im Staatsarchiv zu Hannover, sondern in Marienburg.

Pflicht gegen Mit- und Nachwelt zu seyn, das, was von der jetzigen Generation für Marienburg geschah, und wie es geschah, in vollem Lichte darzustellen. Der Baron von Eichendorff wäre der Mann dazu. Er hat Jahrelang mit und neben Marienburg gelebt, er kennt den prosaischen Theil der Wiederherstellung so viel davon hier nöthig ist, die Preussische Geschichte lebt ihrem Wesen nach in ihm, wie seine Gedichte für Marienburg<sup>1)</sup> zeugen, und als Dichter, grade für die Zeit, in der Marienburg blühte, steht er bedeutend da.<sup>2)</sup> Es sei für eine Darstellung der Geschichte der Wiederherstellung nötig, dass E. in Marienburg, um das dortige Schlossarchiv zu benutzen, und in Königsberg, um mit Prof. Voigt zu verhandeln, einige Wochen zubringen müsse. Die Reisekosten würden 300 bis 350 Taler betragen. Der König gab seine Zustimmung, und der Kultusminister Eichhorn erteilte E. den gewünschten Urlaub.

Zur Vorbereitung der Arbeit ordnete Schön an, dass für E. ausführliche Auszüge aus den Akten des Marienburger Schlosses angefertigt würden. Ferner wurde für E. eine ausführliche Nachweisung von den Einnahmen und Ausgaben über die Marienburg zusammengestellt, wobei die einzelnen Baulichkeiten und ihre Wiederherstellung gesondert dargestellt waren. Diese Materialien gingen im April 1843 an E. nach Berlin, er sah sie durch, bezeichnete das ihm wichtig Erscheinende und erbat sich die ersten vier Aktenbände nach Danzig, wo er Anfang Mai eintreffen wolle. Für den 3. Juni plante man in Marienburg über die Ausführung des Werkes eine Konferenz, an der ausser E. Schön, Voigt und Baurat Hartmann teilnahmen. Bald sah E., dass bei der Fülle des Materials und der Notwendigkeit, beständig „auf Personen und Lokalität in Marienburg“ zurückzugehen, sein kurzer Urlaub nicht ausreiche, und bat um eine Verlängerung desselben. Sie wurde gewährt, und Eichendorff verarbeitete die 30 Bände Akten und 8 von Pfarrer Dr. Häbler angefertigten Bände Archivauszüge und Notizen; von Voigt und Hartmann wurde er noch auf andere wichtige Quellen aufmerksam gemacht, deren Durcharbeitung vor Niederschrift des Werks uner-

1) Dahinter, aber durchstrichen: u. sein „letzter Held von Marienburg“.

2) Dahinter, ebenfalls durchstrichen: Nur der Romantiker kann, meines Erachtens, über Marienburg schreiben.

lässlich war. Am 3. September lief seine Urlaubszeit ab: zwischen Mai und September schrieb er seine Marienburgschrift. Das fertige Manuskript sandte er an Schön, der es nach Durchsicht an Gersdorff zur Prüfung der baulichen Angaben weitergab.

Am 1. November schickte Schön das Manuskript mit den Bemerkungen Gersdorffs an E. zurück und bat ihn um nochmalige Durchsicht, auch nach der Hinsicht, ob sich nicht „einzelne Stellen noch mehr als diess schon der Fall ist, poetisch halten“ liessen. E. benutzte daraufhin die Gersdorffschen Bemerkungen und sandte das durchkorrigierte Manuskript an Schön (15. November 1843).

Währenddessen hatte Gersdorff an der Herstellung des Plans gearbeitet, der die Oertlichkeiten des Schlosses und namentlich der Vorburg zur Ordenszeit enthalten sollte. Schön wandte sich an den Chef des Generalstabs der Armee, General von Krauseneck, der in der topographischen Abteilung des Grossen Generalstabs die Zinkplatte für den Plan herstellen liess; desgleichen — durch Voigts Vermittlung — an die Königsberger Druckerei von Dalkowski, die den Druck „etwas gesperrter und somit etwas splendor“ ausführen sollte als in Voigts „Geschichte Preussens“. Auf Schöns Veranlassung übernahm Voigt während des Drucks eine Durchsicht des geschichtlichen Inhalts vom wissenschaftlichen Standpunkt aus und veranlasste noch eine Reihe Aenderungen. Der Druck der 600 Exemplare wurde rasch gefördert, und am 24. Februar 1844 schickte Dalkowski die Rechnung über 130 Taler.<sup>1)</sup> Der Druck des Plans

1) 10 Bogen med. 8a u. Umschlag nach dem Contracte:	
Satz und Druck . . . . .	53 rth. 10 sgr.
1 Ries 4 Buch f. med. Pat. Papier	50 „ —
3 Bogen f. Kupferdruck Velin . .	1 „ —
Correctur-Gebühren . . . . .	5 „ —
Satz, Druck u. Papier d. Umschlags	5 „ —
f. Binden von 3 Pracht Exemplaren	2 „ —
f. Heften von 600 Exempl. . . . .	6 „ —
ausser dem Contracte:	
Censur-Gebühren. . . . .	1 „ —
Vergütung für die nach der Correctur von Herrn Geh. Rath Voigt veranlassten Veränderungen in dem Satze . . . . .	6 „ 20

Sa. 130 rthl.

wurde erst im April fertig. Drei Prachtexemplare wurden an den König abgesendet, der darauf ein huldvolles Schreiben an Schön sandte. Freixemplare erhielten Voigt, Hüllmann, Gersdorff, Eichendorff selbst 4 Exemplare. Die Königsberger Buchhandlung Bornträger übernahm den Verkauf von 100 Exemplaren, Alexander Duncker in Berlin von 200 Exemplaren, von denen er freilich nur 63 absetzte, die übrigen 137 wurden 1849 an Gersdorff gesandt.

Auf Schöns Veranlassung haben sich die Landräte um die Verbreitung des Buches in Ost- und Westpreussen bemüht, allerdings nicht immer mit Erfolg.

Das ist die äussere Geschichte des Buches. Es ist aber zum Verständnis Eichendorffs und seiner Beziehungen zur Marienburg nötig, das Buch selbst zu betrachten: Aufbau, Quellen, Auffassung.

Der Aufbau des Werkes ist klar und übersichtlich. E. teilt den Stoff in vier Abschnitte: der erste, „G r ö s s e, S c h u l d u n d B u s s e“ — im Titel an Arnims „Armut, Reichtum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores“ erinnernde — Abschnitt handelt von der Geschichte der Marienburg während der Ordenszeit: Gründung, landschaftliches Bild, Einrichtung der Marienburg als Residenz des Hochmeisters, Verfassung des Ordens, Stilleben der Ritter und des Meisters in der Marienburg, festlicher Tag (Wahl Winrichs zum Meister), Heinrich von Plauens Verteidigung der Burg nach der Tannenberger Schlacht, Uebergabe an die Polen 1460. Den zweiten Teil nennt E. „Die polnische Wirtschaft“: Verfassung Westpreussens in polnischer Zeit, Sigismund III. und Gustav Adolf in Marienburg, die Rolle Marienburgs im zweiten schwedisch-polnischen und im Nordischen Krieg, ein Scheibenschüssen in Marienburg in Gegenwart August II. 1710, Zustand des Schlosses während der polnischen Herrschaft. Im dritten Teil, „Die Zopfzeit“ genannt, hebt E. einzelne für die Marienburg bedeutungsvolle Jahre heraus: 1772 Besitzergreifung durch Preussen, 1785 Einrichtung des Schlosses als Magazin und die dadurch veranlassten Umbauten, 1801 Gilly-Fricks Kupfertafeln, 1803 Schenkendorfs Aufruf, 1807 die Franzosenzeit. Der vierte Teil behandelt die eigentliche W i e d e r h e r s t e l l u n g. E. nennt dabei zunächst die Männer, die den stärksten Anteil an diesem Werk

haben: Schön, Häbler, Hartmann, Voigt, Costenoble, Hüllmann, Gersdorff. Dann führt er uns durch die Räume selbst: Konventsremter, Konventsküche, Hausflur, Gang, Meisters grossen Remter, kleinen Remter, Stube, Gemach, Vorhalle zu Meisters Kapelle, die Kapelle selbst, Meisters Schlaf- und Hinterkammer, und dann in das Erd- und Kellergeschoss. Das Hochschloss, von dem E. sagt, es sei nicht mehr zu retten, betrachtet er nur flüchtig: die goldene Pforte und Schlosskirche, Annenkapelle, das Marienbild, den Turm und die Zinnen. Er schliesst mit einer Erinnerung an das Fest im Juni 1822 und den Worten des damaligen Kronprinzen:

„Alles Grosse und Würdige erstehe wie dieser Bau.“

Ein Anhang mit erläuternden Bemerkungen zu dem Grundrissplan stammt offenbar nicht von E.s Hand, sondern von Gersdorff.

Welche Quellen hat E. benutzt?

Auf die Chronik Johans von Posilge ist in anderm Zusammenhange schon hingewiesen worden. Ausser ihr benutzte E. die Statuten des Deutschen Ordens (hersg. v. Hennig 1806) und von späteren Geschichtsschreibern Simon Grunau, Caspar Henneberger und Caspar Schütz. Für die polnische Zeit die treffliche Darstellung Hartwichs über die Geschichte der drei Werder (1723) und die handschriftliche Chronik des Marienburger Bürgermeisters Samuel Wilhelmi (1696—1726). J. Voigts historische Werke zog er fleissig heran, die „Geschichte Preussens“ (9 Bde., 1827—39), „Geschichte Marienburgs“ (1824), „Das Stilleben des Hochmeisters des deutschen Ordens und sein Fürstenhof“ (1830), den Führer „Heinrich von Plauen“. Frick-Gilly und Büsching boten ihm in ihren Marienburgwerken reichen Stoff. Ausserdem benutzte E. handschriftliche Chroniken aus dem Marienburger Rathause (für die polnische Zeit), die Akten des Marienburger Schlossarchivs und die 8 handschriftlichen Bände Häblers, der mit ungewöhnlichem Fleiss Auszüge aus den Schätzen des Königsberger Archivs gemacht und mit vortrefflicher Sachkenntnis historische und archäologische Untersuchungen angestellt hat, die E. z. T. wörtlich übernahm.

Der Schluss des Werkes erinnert lebhaft an den Anhang bei Büsching. Beide sprechen davon, dass seit 360 Jahren zum ersten Male — als der Kronprinz am 20. Juni 1822 das Fest gab — ein

deutscher Fürst einen festlichen Ehrentisch um sich versammelte, wobei ein Liedsprecher das Eichendorffsche „Und wo ein tüchtig Leben“ vortrug; beide schliessen mit dem Worte des damaligen Kronprinzen: „Alles Grosse und Würdige erstehe wie dieser Bau.“

Alle diese Quellen hat E. eingehend benutzt, so dass er den Stoff völlig beherrschte und eine gründliche, zuverlässige Darstellung bieten konnte. Gewiss lassen sich ohne Schwierigkeit wörtliche Anklänge an seine Vorlagen finden, aber das behindert nicht den gleichmässigen Fluss seiner Darstellung. Er ist mit seinem ganzen Herzen dabei: als Deutscher, der die Verwahrlosung der Marienburg in polnischer Zeit als Schmach empfindet, und als Künstler, der die einstige Grösse dieses Baudenkmals und sein Wiedererstehen im Ganzen und in allen Einzelheiten geniessend in sich aufnimmt.

So hat er auch in seiner Darstellung das Historische mit dem Künstlerischen, dem Dichterischen vereinigt und als ein echter Romantiker sich in die Burgen- und Ritterwelt des Mittelalters hineingeträumt: Er belebt die Räume und Höfe mit den Menschen der Vergangenheit und belauscht den Meister mit seinen Rittern und Knechten bei seinem Tagewerk vom ersten Glanz der Morgensonne bis zur dunklen, stillen Nacht. Er sieht in dem grossen Konventsremter die Ritter, stets gerüstet mit dem Ernst des Lebens in Not und Krieg, wie die hohen dunklen Gestalten in lebhaftem Zwiegespräch die prächtige Halle durchschreiten. „Da sassen einige“ (— bezeichnend ist das Tempus der Erzählung —) „den Kopf singend in die Hand gestützt, einander gegenüber am Damenbrett oder beim Schach; andere umstanden einen eben angekommenen fremden Bruder aus Deutschland, der neue Mär vom Kaiser und Reich brachte; und mancher sass wohl auch einsam auf der Steinbank am Fenster und trank, über die weiten Werder hin nach Westen blickend, in Gedanken der fernen Heimat zu“ (S. 26). Der Dichter begibt sich in die Räume der Vorburg und sieht, wie die Zimmerleute ihre blinkenden Aexte schwingen, wie die fruchtbeladenen Kähne die Nogat hinabglitten, er hört das Wiehern der Rosse und blickt in die sprühende Glut des Giesshauses mit seinen russigen, dunkelhantierenden Gestalten. Es ist, als ob er bei der Meister-



wahl Winrichs zugegen und er selbst der Liedsprecher bei dem Festmahl gewesen war. Er sieht, wie die Ritter zu einer Litauerreise auszogen, wie die Führer aufsassen, wie im Hof in der Morgensonne hohe Helmbüschel nickten und Schild und Schwert aneinanderrasselten, während „die Glockenklänge von der Kirche den Ausziehenden segnend das Geleit gaben und die Scharen draussen fromme Lieder zum Preise Marias anstimmten“ (35).

Mit frommer Ehrfurcht tritt er in die hochgewölbten Räume, die wie versteinerte Gedanken emporsteigen; als er den Konventsremter betritt, ist ihm, als ob der Himmel selbst in einer gedankenvollen Mondnacht hie und da segnend den Boden berührt. In Meisters Sommerremter, der auf einem einzigen Granitpfeiler ruht, ist ihm, als „hätte der alte Baumeister hier alle grosse Erinnerungen, alle Macht und Pracht des Ordens in einen Gedanken zusammenfassen wollen, der alles ernst und streng zum Himmel emporpfeilert. Und damit dieses Emporpfeilern des Irdischen um so gewaltiger erscheine, zeigen zehn hohe und breite Fenster, in doppelter Reihe übereinander, eine unermessliche Aussicht eröffnend, ringsumher die Erde nur wie ein fernes schönes Bild, als stünde man hier auf den Gipfeln des Lebens, wo alles Gemeine sein Recht verloren“ (107). Meisters Kapelle nennt er eine fürstliche Einsiedelei: „nirgends die Schauer eines mächtigen Domes, alles lieblich, in sich beglückt und ahnungsvoll, wie der leise Flügelschlag eines Engels, der durch die Stille eines heiteren Sonntagmorgens grüssend vorüberzieht“ (118). Von den hohen Zinnen der Burg sieht er in die weiten Werderniederungen hinein, wo unermessliche Aehrenfelder wogen, wo beim Abendgeläute zahlloser Dorfkirchen buntgefleckte Rinder weiden, im hohen Grase kaum zu sehen, wie in einem unübersehbaren Garten, von tausendfarbigen wilden Blumen üppig geschmückt (6). Er überschaut die weite Ebene bis zum fernaublickenden Frischen Haff — gewiss in dichterischer Steigerung, da man in der Tat das Haff nicht sehen kann.

In Einzelheiten des Stils zeigt sich dieselbe dichterische Auffassung, namentlich in der Fülle von Bildern und Vergleichen, die über das ganze Buch ausgestreut sind und die das historische Werk

mit dichterischer Anschaulichkeit und lyrischer Empfindung bereichern.

Eins aber ist noch für E. charakteristisch: die Geschehnisse dieser Burg — wie eines einzelnen Menschen — in einen allgemeinen Gedankenzusammenhang menschlichen Geschehens zu bringen:

„Es gibt Momente, wo dem Menschen, der immer nur einzelne Ringe der grossen Kette zu überschauen vermag, plötzlich ein Blick in die geheime Werkstatt der Geschichte vergönnt zu sein scheint, und in den Uebergängen und Wandlungen die verborgene Hand Gottes sichtbar wird“ (8) — so sei es gewesen, als der Orden seinen Schwerpunkt nach Preussen verlegt habe.

Der fromme Katholik war ein Feind der Aufklärung. So spricht er auch gegen das „philisterhafte Utilitätssystem, das keinen Wasserfall duldet, wenn er nicht wenigstens eine Mühle trieb, das die Schönheit nur als einen sehr überflüssigen Schnörkel der sogenannten öffentlichen Wohlfahrt begriff“ (76). Vielmehr sei die Poesie dem Volke so nützlich als Mehl oder Speck (82).

Zum Schluss fasst er zusammen, was denn das deutsche Volk an der Marienburg habe, warum denn ein buntes Wallfahrten den ganzen Sommer hindurch Deutsche aus allen Gegenden nach dem Nationaldenkmal an der Nogat führe: „Es ist die geheimnisvolle ideale Uebermacht, die dort plötzlich mitten aus der furchtbar langweiligen Fläche alltäglichen Wohlbehagens gedankenreich wieder emporgestiegen. Es ist die gesunde, kräftige und in ihrer Einfachheit Allen klare Schönheit der Formen, in welche das Volk unbewusst und zu innerem Frommen sich allmählich hineinlebt. . . Es ist endlich der deutsche Sinn und Geist, der wie ein frischer Waldhauch durch diese Säle weht und die auf die Vorhut gestellten Preussen mit ihren Stammgenossen im Westen fortdauernd verbrüdet“ (139).

Ich zweifle nicht: Auffassung, Inhalt und Darstellung machen dieses Buch Eichendorffs auch heute noch mit zum Besten, was wir über die Marienburg besitzen. Es lebt in ihm der ganze Eichendorff: der zuverlässige Arbeiter, der eine übernommene Aufgabe mit Sorgfalt zu Ende führt, der Deutsche, dessen Herz heiss erglüht, wenn er von deutscher Grösse sprechen kann, und der Dich-

ter, der auch in dieser historischen Schrift (ähnlich wie in seinen Romanen und Dramen) den gefühlsreichen Lyriker nicht verleugnen kann. —

Es wundert uns nicht, dass er auch in den späteren Jahren mit seinem Herzen der Marienburg treu geblieben ist. Mit Schön blieb er bis zu dessen Tode in immer lebhafterem Gedankenaustausch, durch ihn hörte er ständig alle Einzelheiten, die irgendwie mit der Marienburg und deren innerer Ausmalung und Ausschmückung zusammenhingen, und nahm daran regsten Anteil. Noch in seiner letzten, 1857 erschienenen Schrift „Erlebtes“, in der er seine Jugendeindrücke aus Halle und Heidelberg niederschrieb, findet er wundervolle Worte für das Hochmeisterschloss an der Nogat, das er dem Fürstenschloss am Neckar gegenüberstellt.

---